GEBHARD STEIN

DIE LEBENSWELT JUGENDLICHER IN LÄNDLICHEN GEMEINDEN AM RANDE DER SCHWÄBISCHEN ALB 1850 - 1982

DISSERTATION
zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Sozialwissenschaft
in der Fakultät
für Sozial- und Verhaltenswissenschaften
der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

1984

GEBHARD STEIN

DIE LEBENSWELT JUGENDLICHER IN LÄNDLICHEN GEMEINDEN AM RANDE DER SCHWÄBISCHEN ALB 1850 - 1982

DISSERTATION
zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Sozialwissenschaft
in der Fakultät
für Sozial- und Verhaltenswissenschaften
der Eberhard-Karls-Universität Tübingen

1987

Gedruckt mit Genehmigung
der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften
der Universität Tübingen

Hauptberichterstatter:	Prof. Dr. Hans Thiersch
Mitberichterstatter:	Prof. Dr. Utz Jeggle Prof. Dr. Friedrich Ortmann
Dekan:	Prof. Dr. Hartmut Gabler
Tag der mündlichen Prüfung:	19. Dezember 1984

Druck und Gesamtherstellung: Druckerei Bölk, Tübingen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Karten	1
Vorbemerkung	3
0. Die Fragestellung	4
0.1. Skizze: Zur Lebenssituation Jugendlicher in der Untersuchungsregion	4
0.2. Die Entwicklung der Fragestellung	6
0.3. Fragestellung 1: Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen	7
0.4. Exkurs I: Spezifika ländlicher Ökonomie und Kultur	8
0.5. Die Relevanz der historischen Dimension für die Fragestellung 1	10
0.6. Fragestellung 2: Jugend/Jugend auf dem Land	12
0.6.1. Exkurs II: Jugend im gesellschaftlichen Kontext der Gegenwart	13
0.6.1.1. Gesellschaftliche Ansprüche an die Jugend und das Problem der Identitätsfindung	13
0.6.1.2. Die Bedeutung der peers	17
0.6.2. Die Entwicklung der Fragestellung 2	20
0.7. Zusammenfassung der Fragestellung Erläuterung der Gliederung	23

Teil 1: Die Vergangenheit

1. Produktion und Kultur im Bauerndorf	25
1.1. Bodengröße, Dreifelderwirtschaft	25
1.2. Bäuerliche Arbeit und Produktion	29
1.3. Heirat	34
1.4. Erben	36
1.5. Die Prägung des Gemeinschaftslebens durch ökonomische Determinanten	36
1.6. Die Dorfsitte - das Beispiel der Primärsozialisation	38
1.7. Resumé: Familienwirtschaft und zyklischer Prozeß	42

Seite

2. Die Dynamik der Ökonomie. Der Prozeß der Industrialisierung Hohenzollerns und des Ebinger Bezirks ca. 1700 bis 1920. Konsequenzen für die "Produktivkraft Jugend" 45

2.1. Die Protoindustrie 45

2.1.1. Die Entwicklung des Verlagssystems in Deutschland 45

2.1.2. Chronologischer Abriß: Die Entwicklung des Verlagssystems auf der Schwäbischen Alb 50

2.1.3. Kinder als Arbeitskräfte in der Heimarbeit. Ein Beispiel 53

2.1.4. Auswirkungen des Konflikts zwischen der neuen Profitrationalität der Protoindustrie und dem Pinzip der tradionellen bäuerlichen Subsistenzwirtschaft 55

2.2. Die Fabrik auf dem Lande und ihre jugendlichen Arbeiterinnen und Arbeiter 60

2.2.1. Der Zwang der Not. Die Arbeitssituation von Kindern, Jugendlichen und jungen Frauen in den Manufakturen 1840-1860 61

2.2.2. Die Entstehung der Textilindustrie im Ebinger Bezirk ab ca. 1860 und ihre Ausdehnung nach Hohenzollern 68

2.2.3. Strategien der Integration ländlicher Arbeitskräfte - insbesondere junger Frauen - in den industriellen Produktionsprozeß 71

2.2.3.1. Kombination aus Fabrikproduktion und Verlagssystem 71

2.2.3.2. Die Gründung "selbständiger" Kleinbetriebe 74

2.2.3.3. Verdrängung der weiblichen Arbeitskräfte auf Nebentätigkeiten - die Nähfilialen 77

2.2.4. Konsequenzen für den Status jugendlicher weiblicher Arbeitskräfte: Dequalifizierung 79

2.2.5. Kinder und Jugendliche in den Fabriken ab ca. 1870 81

2.2.5.1. Die Bedeutung der jugendlichen Arbeitskraft in den Fabriken 82

2.2.5.2. Verstöße gegen Arbeitsschutzbestimmungen und Gefährdungen von Kindern und Jugendlichen in Textilfabriken 83

2.2.5.3. Jugendliche Arbeitskraft als Manövriermasse 85

2.3. Resumé 88

Seite

3. Die Dörfliche Jugendkultur (1850 bis ca. 1914) 91

3.1. Die Ansprüche der Dörflichen Institutionen an die Jugend. ("Hypothetische Skizze") 91

3.2. Die autonome Jugendkultur der Lichtstuben 93

3.3. Konfliktfelder Erwachsenen-interessen - Jugendkultur 103

3.4. Das Bild der Jugend in der öffentlichen Diskussion 109

3.5. Resumé 113

4. Der Umschwung zur Gegenwart (1920 bis ca. 1960) 116

4.1. Die Durchsetzung der Fabrikproduktion als dominierender Produktionsform 116

4.2. Die Erosion der bäuerlich geprägten Dorfgemeinschaft 123

4.3. Auswirkungen der Verbreitung der Fabrikarbeit auf den Status der Jugendlichen 126

5. Resumé (Teil 1) und Vorschau: Das Vergangene ist in der Gegenwart lebendig und wirksam 130

Teil 2: Die Gegenwart

Vorbemerkungen 137

6. Das Verhältnis zu Arbeit und Besitz. Die Arbeitssituation und ihre psychosozialen Auswirkungen 138

6.1. Erwerbsquote und Arbeitshaltung 138

6.2. Das Lohngefüge 142

6.3. Die Frauenerwerbsquote. Die Situation der arbeitenden Frauen 142

6.4. Das "Häusle". Das Verhältnis zum Besitz 145

7. Gegenwärtige Kulturen. Soziale Beziehungen in der Landgemeinde 154

7.1. Prestige und Macht. Soziale Ungleichheit in der Gemeinde 154

7.2. Interaktionen in der Gemeindeöffentlichkeit 159

Seite

8. Die gegenwärtige Lebenssituation der Jugendlichen in den industrialisierten Landgemeinden am Rande der Schwäbischen Alb 170

8.1. Jugendliche auf dem Lande in Ausbildung und Arbeitsprozeß 175

8.2. Das Verhältnis der Jugendlichen zu Eltern, Familie und Dorfgemeinschaft 187

8.2.1. Familie und Eltern aus der Sicht der Jugendlichen 187

8.2.2. Jugendliche in der Dorfgemeinschaft 195

8.3. Die Freizeit in der Jugendsubkultur auf dem Lande 199

8.3.1. Übersicht über die Freizeitangebote auf dem Land 199

8.3.2. Das Angebot der Vereine für Jugendliche 200

8.3.3. Fxkurs: Die Jugendsubkultur auf dem Lande. Einige theoretische Überlegungen 202

8.3.4. Formen der Jugendsubkultur auf dem Land: Orte, Gruppen, Aktivitäten 207

1. Langeweile 208
2. "Latschare" 209
3. Kneipen 211
4. Die gemischte Clique 212
5. Die Mädchen-Subkultur 215

6. Resumé 217

8.3.5. Die Auseinandersetzung der Jugendsubkultur mit den Gegebenheiten der ländlichen Umwelt: Tradition und Enge (5 Beispiele). 221

1. Dorftanz 221
2. Freundschaft und Liebe 223
3. Territorialverhalten. Reisen 226
4. Die Fahrzeug-Kultur 228
5. Banden 229

8.3.6. Zusammenfassung 232

8.4. Träume und Wünsche Jugendlicher 233

8.5. Resumé Kapitel 8 241

Seite

Teil 3: Überlegungen zur Jugendarbeit auf dem Lande

9. Jugendarbeit auf dem Land. Ein Beispiel und Anmerkungen. Ziele, Perspektiven, Hoffnungen 248

9.0. Vorbemerkung 248

9.1. Ein Beispiel: Offene Jugendarbeit auf dem Lande 248

9.2. Jugendarbeit auf dem Lande: Ziele, Perspektiven, Hoffnungen 258

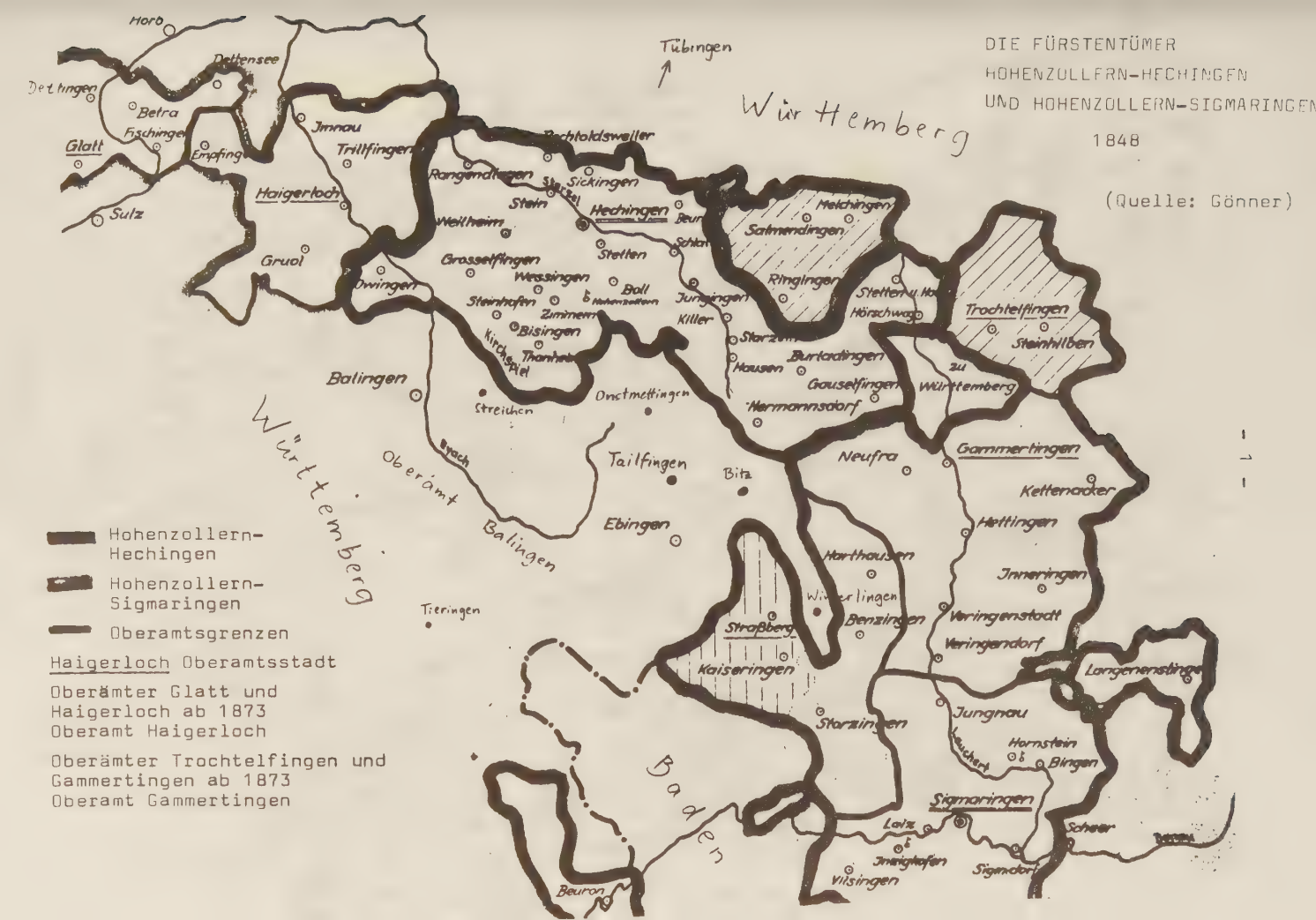
Materialanhang 266

Anmerkungen 282

Literatur 333

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546523_0002


DIE FÜRSTENTÜMER
HOHENZOLLERN-HECHINGEN
UND HOHENZOLLERN-SIGMARINGEN
1848
(Quelle: Gönner)
Tübingen
Württemberg
Württemberg
Baden
Oberamt Balingen
Hohenzollern-Hechingen
Hohenzollern-Sigmaringen
Oberamtsgrenzen
Haigerloch Oberamtsstadt
Oberämter Glatt und Haigerloch ab 1873 Oberamt Haigerloch
Oberämter Trochtelfingen und Gammertingen ab 1873 Oberamt Gammertingen
Horb
Dettensee
Dettingen
Betra
Fischingen
Glatt
Empfingen
Jmmau
Trillfingen
Haigerloch
Sulz
Gruol
Owingen
Rangendingen
Stein
Sickingen
Hechingen
Weilheim
Stetten
Grosselfingen
Weissingen
Ball
Jungingen
Killer
Stetten u. H.
Hörschwag
Melchingen
Salmendingen
Ringingen
Trochtelfingen
Steinhilben
Hausen
Burladingen
Gauselfingen
Hermannsdorf
Balingen
Streithen
Onstmettingen
Tailfingen
Bitz
Ebingen
Neufra
Gammertingen
Kettenacker
Hettingen
Harthausen
Jnneringen
Benzingen
Veringenstadt
Veringendorf
Straßberg
Kaiseringen
Langenenslingen
Jungnau
Hornstein
Bingen
Sigmaringen
Scheer
Vilsingen
Sigmaringendorf
Beuron
Tieringen

LANDKREIS FREUDENSTADT
LANDKREIS TÜBINGEN
LANDKREIS REUTLINGEN
LANDKREIS ROTTWEIL
DER ZOLLERN-
ALBKREIS
(Quelle:
Der Zollernalbkreis)
Haigerloch
Rangendingen
Hechingen
Grosselfingen
Bisingen
Jungingen
Rosenfeld
Geislingen
BALINGEN
Dautmergen
Dormettingen
Dottern-
hausen
Zimmern
unter der Burg
Schömberg
Hausen
am Tann
Ratshausen
Weilen
unter den
Rinnen
Obernheim
Albstadt
Meßstetten
Straß-
berg
Winterlingen
Burladingen
Bitz
Truppenubungsplatz
KLEINER HEUBERG
Burg
Hohenzollern
- 2 -

Vorbemerkung

Die vorliegende Arbeit untersucht exemplarisch die ökonomische und sozio-kulturelle Entwicklung einer ländlichen Region von ca. 1850 bis etwa 1980 und bezieht diese Analyse auf die Erforschung der Lebenswelt der Jugendlichen im gleichen Zeitraum mit der Perspektive, zu Aussagen über Bedingungen und Bedeutung einer modernen Jugendarbeit auf dem Lande zu gelangen.
Bei dem ausgewählten Untersuchungsgebiet handelt es sich um das ehemalige Hohenzollern, das nach 1848 als preußischer Regierungsbezirk Sigmaringen ein eigentümliches Staatsgebilde zwischen Württemberg und Baden darstellte. 1923 wurden in Hohenzollern die Landkreise Sigmaringen und Hechingen gebildet, die bis zur Kreisreform 1973 bestanden. Der alte Kreis Hechingen wurde dabei zum größten Teil mit dem alten Kreis Balingen zum Zollernalbkreis zusammengelegt. Das Untersuchungsgebiet dieser Arbeit umfaßt den gesamten Altkreis Hechingen, dazu die Gegend um Gammertingen und - soweit für die ökonomische Entwicklung bedeutsam - das Gebiet Ebingen - Tailfingen - Onstmettingen (dem heutigen Albstadt).
Dieses ländlich strukturierte Gebiet besitzt insbesondere entlang der Achsen Hechingen - Burladingen - Ebingen die Eigentümlichkeit, heute hochindustrialisiert zu sein, wobei die Wurzeln der Industrialisierung mindestens bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen.
Die vorliegende Arbeit versucht nun, in einer sozialwissenschaftlichen Regionalstudie Aspekte der regionalen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, sowie der Geschichte der Jugend in einer ländlichen Region[1] fruchtbar zu machen für die Untersuchung der ländlichen Lebenswelt der heutigen Jugendlichen, um daraus Konsequenzen für die sozialpädagogische Arbeit mit diesen Jugendlichen herleiten zu können.

0. Die Fragestellung

0.1. Skizze: Zur Lebenssituation Jugendlicher in der Untersuchungsregion

Die Beschäftigung mit der Lebenssituation Jugendlicher in einer ländlich-industrialisierten Region[1], die Untersuchung der ökonomischen und kulturellen Verhältnisse einschließlich der Geschichte des ländlichen Gebietes wurden durch die konkrete Arbeit mit Jugendlichen in der offenen Jugendarbeit in einer ländlichen Industriegemeinde (ca. 5000 Einwohner) ab 1977 angeregt.
Der erfolgreiche Versuch, offene Jugendarbeit in einer relativ kleinen Landgemeinde zu verankern, wurde in der Anfangszeit (bis 1979) gleichzeitig als Handlungsforschungsprojekt verstanden. Die praktische pädagogische Arbeit mit den Jugendlichen sollte gleichzeitig der Erforschung der Lebensverhältnisse der Jugendlichen dienen, wobei die Forschungsergebnisse wiederum in der ständigen Auseinandersetzung mit den Jugendlichen relevant werden sollten[2].
Die ersten Analysen der Lebenssituation der Jugendlichen - von denen die meisten Arbeiterjugendliche waren und von denen so gut wie alle aus Arbeiterfamiliens stammten - ergaben, daß sich die Situation der Jugendlichen sowohl in der ausgewählten Gemeinde wie der gesamten Region einerseits von Schilderungen der Lebensverhältnisse ländlicher Jugendlicher in der Literatur[3] und von städtischen Arbeiterjugendlichen andererseits auffällig unterschied.
Waren z.B. einerseits keine Jugendlichen mehr in der unbedeutenden Landwirtschaft beschäftigt, kannte man andererseits in der ländlich-hochindustrialisierten Region das Problem der Jugendarbeitslosigkeit bis etwa 1980 nicht. Während aber in städtischen Ballungsräumen eine breite Palette von Lehrstellen angeboten wird, beschränken sich in der Untersuchungsregion, die durch die "größte Zusammenballung der Textilindustrie in der EG" (so der Landrat des Landkreises) geprägt ist, die Ausbildungsmöglichkei-

ten insbesondere der Mädchen auf etwa fünf Berufe[4]. Charakteristisch für die Gegend scheinen die (ungelernten) Jungarbeiter/innen.
Existieren also einerseits nur noch wenige landwirtschaftliche Betriebe, sind andererseits nur relativ wenige Industriearbeiter Pendler, da auch in kleinen Gemeinden relativ große Betriebe angesiedelt sind. Findet man aber eine bedeutende Industriearbeiterschaft vor, vermißt man andererseits ein ausgeprägtes gewerkschaftliches oder gesellschaftspolitisches fortschrittliches Bewußtsein der Arbeiter.
Stellt man fest, daß das Einkommen der Textilarbeiter/innen relativ gering ist, überrascht, daß fast alle Familien ein Eigenheim besitzen. Ist man geneigt, dieses Faktum als günstige Voraussetzung für die Lebensbedingungen von Jugendlichen und Eltern zu interpretieren, stellt sich bei genauerer Analyse heraus, daß eine ausgeprägte Arbeitsmentalität der Erwachsenen, dabei vor allem eine erstaunlich hohe Frauenarbeitsquote, eine umsorgende Familiensituation eher unmöglich macht.
Lernt man die Lebenssituation der Jugendlichen näher kennen, bestätigt sich zunächst die eher oberflächliche Voraannahme, die Untersuchungen anderer ländlicher Räume nahelegen[5]: Die Jugendlichen scheinen "brav", wenig auffällig in Beziehung auf Kriminalität und weit von der Unruhe der städtischen Jugend (z.B. Hausbesetzerszene, Friedensbewegung) entfernt. Nach genaueren Einblicken erschreckt aber gegenüber den ersten Eindrücken z.B. die Bedeutung der Drogenszene, in die ein erstaunlich großer Anteil Jugendlicher verwoben ist. Häufige Alkoholabhängigkeiten, "Ausflippen", Depressionen, (geheime) Verzweiflung treten als Symptome zunächst noch kaum sichtbarer und erklärbarer Konflikte in der Lebensumwelt der Jugendlichen zutage.

Nach solchen und ähnlichen Problemskizzen wurde versucht, an hand von Zahlenmaterial statistische Signifikanzen der Region gegenüber anderen ländlichen und städtischen Räumen nachzuweisen. Dieser Versuch war überraschend erfolgreich.

Die untersuchte Region kennt vier herausragende Auffälligkeiten[6]:

1. In keiner anderen Gegend Baden-Württembergs sind gemessen am Anteil der Bevölkerung mehr Arbeiter im produzierenden Gewerbe beschäftigt, d.h. Erwerbstätigkeit spielt in der untersuchten Region statistisch die größte Rolle im Vergleich mit allen anderen baden-württembergischen Landkreisen.
2. Die Region besitzt die höchste Frauenerwerbsquote in Baden-Württemberg und in der BRD.
3. In keiner anderen Region verdienen Beschäftigte im verarbeitenden Gewerbe weniger als im Zollernalbkreis.
4. Nirgendwo in Baden-Württemberg gibt es mehr Einfamilienhäuser (inclusive "unechter Einfamilienhäuser" mit Einliegerwohnung) als in der Untersuchungsregion.

0.2. Die Entwicklung der Fragestellung

Diese ersten noch skizzenhaften Aussagen zur Lebenssituation der Jugendlichen und zu Besonderheiten in der sozioökonomischen Struktur der Region stellen den Ausgangspunkt einer umfassenden Lebensfeldanalyse der Jugend dieser ländlich-hochindustrialisierten Region dar, die in dieser Arbeit vorgestellt wird. Die Motivation für diese ausführliche Untersuchung bleibt unterdessen ständig, die Rahmenbedingungen für die Jugendarbeit zu erforschen. Erst wenn über allgemeine Aussagen zu gesellschaftlichen Bedingungen hinaus exakte Aussagen über die spezifisch regionalen Verhältnisse, ihrer Auswirkungen auf die Lebenssituation der Jugendlichen vorliegen und wenn auch die Formen jugendlichen Eigenlebens hinreichend untersucht sind, können diese Ergebnisse für die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen fruchtbar gemacht werden.
Bestimmt man den Gegenstand einer Lebensfeldanalyse Jugendlicher nun genauer, können zunächst allgemein zwei Fragestellungen oder Themenkreise unterschieden werden, die in der Folge nacheinander differenzierter entwickelt werden sollen:

1. Untersuchung der sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen, die die Lebenswelt der Jugendlichen von "außen" umgeben und bestimmen und
2. Untersuchung der Lebenswelt der Jugendlichen sowohl in der Verflechtung mit den äußeren Rahmenbedingungen wie in ihrem eigenständigen Innenleben.

0.3. Fragestellung 1: Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen können in ihrer spezifischen regionalen Ausprägung erfaßt werden, wenn mann die komplexe Abhängigkeit zwischen a) der ökonomischen Basis und b) den Überbauelementen analysiert[7].

Die ökonomische Basis umfaßt die Produktionsverhältnisse, die in spezifischen regionalen Ausprägungen z.B. der Produktionsstrukturen, Qualifikationsanforderungen, der Situation am Arbeitsplatz, an Macht und Ohnmacht im Betrieb, am Einkommen usw. für die Menschen erfahrbar werden. Diese Produktionsverhältnisse prägen in einem komplizierten gesellschaftlichen Prozeß Lebensbereiche, die eine in gewisser Weise von der Produktionssphäre unabhängige Eigendynamik besitzen. Diese Überbauphänomene können in Anlehnung an eine Definition von Clarke (u.a.) als "Kulturen" bezeichnet werden. "Kulturen sind das Spektrum der sozial organisierten und geformten Reaktionen auf diese fundamentalen materiellen und gesellschaftlichen Bedingungen"[8]. Gemeint sind insbesondere die sozialen Beziehungen und Interaktionsformen der Menschen in Familie, Verwandtschaft, Gemeinde usw.

Bevor nun die Beziehungen der ökonomischen und sozio-kulturellen Rahmenbedingungen zur Lebenswelt der Jugendlichen präziser bestimmt werden können, sollen in einem Exkurs Einblicke in die Spezifika ländlicher Ökonomie und Kultur vermittelt werden. Diese Übersicht dient der weiteren Entwicklung der Fragestellung, mit deren Hilfe u.a.

die schon thematisierten "statistischen Besonderheiten" der Region erklärt werden müssen.
Der Exkurs gibt einen knappen Überblick über die Literatur zum Phänomen "Land".

0.4. Exkurs I: Spezifika ländlicher Ökonomie und Kultur

Es gibt augenblicklich keinen theoretischen Ansatz, der die spezifische Situation des Landes befriedigend erklären würde. In den meisten Erklärungsansätze wird "Land" dem Begriff "Stadt" gegenübergestellt, was nicht immer der Begriffserhellung dient: "... es gibt zwar viele Städte, aber immer nur ein 'Land', und das ist überall, wo nicht Stadt ist"[9].
Neben soziologischen Erklärungsansätzen[10], Raumordnungs-Ansätzen, der industriellen Standortlehre usw.[11] versuchen Theorien, die sich mit der innergesellschaftlich ungleichen Siedlungsstruktur beschäftigen, eine ökonomisch fundierte Erklärung des Phänomens "Land" zu leisten. Diesen neueren Ansätzen ist gemeinsam, daß sie von einer ungleichen historischen Entwicklung der Produktionsverhältnisse in später verstädterte oder in "zurückgebliebene" Land-Gebiete ausgehen.
In der Industrialisierungsperiode führte eine Tendenz des Kapitalwachstums zur Zentralisation (in den Städten), die zu einer "systematischen Strukturdifferenzierung des Wachstumsprozesses des Gesamtkapitals" führte[12]. Damit wurden ungleichseitige Entwicklungsprozesse in der kapitalistischen Produktionsweise angestoßen. Die "Werttransferthese" beispielsweise versucht, die Abschöpfung der Werte vom Land in die Stadt zu erklären[13]: Dadurch daß die Landbevölkerung in Abhängigkeit gehalten und ausgenutzt wurde, konnte durch "ungleichen Tausch" die Wertschöpfung der Landbevölkerung angeeignet werden und somit durch den stetigen Abfluß des auf dem Land produzierten Reichtums in die Stadt eine Verzögerung der Entwicklung der ökonomischen Strukturen des Landes begründet werden. Diese Ungleichzeitigkeit der ökonomischen Entwicklung, die sich

in Ungleichheit der Regionalstrukturen niederschlug, verschwand z.B. nach der Abschaffung des Feudalsystems nicht, sondern wurde bis in die Gegenwart immer wieder in neue Ungleichzeitigkeiten transformiert[14], womit die "Unterentwicklung" ländlicher Räume zementiert wurde.
Die gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, die schon Marx[15] konstatierte, schlägt sich damit bis heute in Disparitäten zuungunsten des Landes nieder[16].
Traditionell wird "Land" mit Landwirtschaft assoziiert, eine Annahme, die seit dem Beginn der Industrialisierung, die auch in manchen ländlichen Räumen teilweise schon im 18. Jahrhundert mit der Verbreitung des Verlagswesens und der Heimarbeit (Protoindustrie) begann[17], nur teilweise richtig ist. Besonders nach dem 2. Weltkrieg sank in der Bundesrepublik die Zahl der Familienarbeitskräfte in der Landwirtschaft von 4.380.000 (1950/1) auf 1.245.000 (1976/7)[18]. 1980 waren nur noch 5,3 % aller Erwerbspersonen in der Landwirtschaft tätig[19]. Selbst in ländlichen Regionen ist die landwirtschaftliche Bevölkerung längst eine Minderheit. So sind beispielsweise in ländlichen Gemeinden nur noch 8 % der Erwerbstätigen der Jahrgänge 1951-1962 in der Landwirtschaft beschäftigt[20]. In Regionen, die weder zu den Kategorien (nach Kötter/Emge)[21] "stadtnahe Pendlerräume" noch "industriearme Agrarräume" zählen, sondern (wie die Untersuchungsregion dieser Arbeit) zu den "ländlichen Industrieräumen" zu rechnen sind, ist diese Entwicklung besonders dramatisch verlaufen.
Das Aufgeben der Landwirtschaft führte aber genausowenig wie die Gemeindereform, die vielen ländlichen Gemeinden ihre juristische Selbständigkeit nahm[22], automatisch zu einer völligen "Urbanisierung", Verstädterung des ländlichen Raumes. Die agrarische Vergangenheit scheint trotz einer unbestreitbaren Tendenz der Nivellierung der ländlichen Kultur durch die allgemein gesellschaftlich produzierte Industriekultur[23] noch bedeutende Reservate in den ländlichen Gemeinden zu verteidigen: Die geringe Größe ehemaliger kleinbäuerlich strukturierter Gemeinden, etwa bis ca. 5000 Einwohnern Größe, ermöglicht bis heute das

Fortbestehen der oft beschriebenen ländlichen Kommunikationsstruktur[24]: Jeder kennt (fast) jeden, es besteht ein dichtes Netz der Kommunikation, das soziale Kontrolle wie Geborgenheit bedeuten kann. Dieses Phänomen bedingt, daß sich Kommunikation (im Vergleich zur Stadt) weit stärker in der Öffentlichkeit abspielt und eine unbeobachtete Privatsphäre auf relativ enge Terrains eingeschränkt bleibt[25].

Es scheint, daß spezifisch ländliche Verhaltensmuster in den sozialen Beziehungen als Residuen der vielfach verschwundenen landwirtschaftlichen Kultur begriffen werden müssen. Ilien/Jeggle untersuchten, auf Grund welcher Kriterien sich Dorfbewohner in der Höhe ihrer Prestige gegenseitig einschätzen. Wesentliche Kriterien waren dabei "Verwandtschaft, Herkunft, Konfession" und "Alter, Familienstand"[26], die neben den Merkmalen Beruf im Dorf/außerhalb, kommunalpolitisches Engagement und Vereinstätigkeit auf wichtige Strukturen hinweisen, die in der landwirtschaftlich geprägten Vergangenheit wesentlich das tägliche Leben bestimmten[27].
Weitere Charakteristika ländlicher Strukturen legen eine ähnliche Deutung nahe: So z.B. die starke Rollenausprägung zwischen Männern (der die Familie nach außen vertritt) und Frauen (die für den häuslichen und emotionalen Bereich zuständig ist)[28] oder der ländliche Konservativismus, der sich gegenüber Fremdem und Fremden[29] und damit gegenüber vielen Formen städtisch geprägten "Fortschritts" reserviert und ablehnend zeigt.

0.5. Die Relevanz der historischen Dimension für die Fragestellung 1.

Im Exkurs I wurden in verschiedenen Zusammenhängen Nachwirkungen der untergegangenen landwirtschaftlichen Produktionsstrukturen und Kulturformen auf die gegenwärtige Lebenswelt auf dem Land thematisiert. Reflektiert man diese Zusammenhänge genauer, stellt sich die Frage nach der Bedeutung der historischen Dimension für die Analyse der

Gegenwart. Die ökonomischen Strukturen und die mit ihnen verflochtenen sozio-kulturellen Verhältnisse stellen in ihrer gegenwärtigen Gestalt historisch Bedingtes und Gewordenes dar. Erst durch die Analyse der Genese des Gegenwärtigen erschließt sich die Möglichkeit, nicht nur eine "platte" empirische Bestandsaufnahme des momentan Vorfindlichen zu betreiben, sondern im historischen Prozeß die Entwicklungsdynamik der heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse zu erkennen. So gewinnen beispielsweise die statistisch signifikanten Eigenarten der Untersuchungsregion (vgl. 0.1.) erst an brisanter Relevanz, wenn man sie nicht nur als Ausdruck einer extremen schwäbischen Mentalität bestaunt oder abtut, sondern den gesellschaftlichen Entwicklungsproezß durchschaut, der zu ihrer Herausbildung führte.
Für die Fragestellung für die Untersuchung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (im Hinblick auf eine Lebensfeldanalyse der Jugendlichen) ermöglicht die Einbeziehung der historischen Dimension folgende Präzisierung.

Im Fragen-/Themenkreis 1 müssen untersucht werden:

a) die Entwicklungsprozesse der ökonomischen Strukturen, so daß die heutige Situation der Produktionsverhältnisse durch ihre Genese erklärbar wird.
   Es muß analysiert werden, in welchen historischen Prozessen sich in der ländlichen Region folgende Phänomene ausprägten (wie sie in der Skizze 0.1. schon angedeutet wurden):
   - die geringe Bedeutung der Landwirtschaft
   - die Zusammenballung der Textilindustrie
   - die spezifische Erwerbsstruktur der Bevölkerung mit einer ungewöhnlich hohen Frauenerwerbsquote und einem hohen (niedrig qualifizierten) Arbeiteranteil
   - ein niedriges Lohnniveau
   - ein stark ausgeprägtes Arbeitsethos (d.h. hohe Einstufung des Wertes "Arbeit").

Darüberhinaus müssen untersucht werden

b) die Wandlungsprozesse der regionalen ländlichen Kulturphänomene in ihrer Verflechtung mit den Entwicklungs-

tendenzen der ökonomischen Strukturen.
Es muß analysiert werden, wie die unter a) angesprochenen Prozesse

- das Familienleben, die Bedeutung von Verwandtschaft und das Zusammenleben in der Gemeinde prägte, den Zugang zur Macht regelten,
- welchen Einfluß also auf Kommunikationsstrukturen in der Gemeinde,
- auf Freizeit, Erholung, Reproduktion ausgeübt wurde,
- welche Beziehung auf Grund welcher Kausalzusammenhänge zu materiellen Gütern, Konsumgewohnheiten, Besitz, darunter besonders der Häuser, entwickelt wurde.

Schließlich ist nicht aus dem Auge zu verlieren, daß die ökonomischen Strukturen die sozio-kulturellen Phänomene nicht einlinig determinieren, sondern daß in dialektischen Wechselprozessen Kulturtraditionen auf die Entwicklung der ökonomischen Strukturen zurückwirken können.
Insgesamt ist also regionale Wirtschaftsgeschichte (Beziehung zwischen Landwirtschaft und Industrialisierung) und Sozialgeschichte (Wandel der kulturellen Phänomene) aufeinander zu beziehen.

0.6. Fragestellung 2: Jugend/Jugend auf dem Land

Die bisherigen Überlegungen zum Gegenstand einer Lebensfeldanalyse "Jugendliche in einer ländlichen Region" sparten den eigentlichen Untersuchungsgegenstand "Jugend" noch aus.
Für einen 2. Fragen-/Themenkreis werden nun zunächst in einem weiteren Exkurs allgemein grundsätzliche Problemfelder der jugendlichen Lebenswelt umrissen, um ausschließend in eine spezifische Fragestellung zu münden, die es erlaubt, die historische und gegenwärtige Situation ländlicher Jugend in der Untersuchungsregion zu analysieren.

0.6.1. Exkurs II. Jugend im gesellschaftlichen Kontext der Gegenwart.

0.6.1.1. Gesellschaftliche Ansprüche an die Jugend und das Problem der Identitätsfindung.

Die Jugend stellt innerhalb der Biographie eine "exzeptionelle Lebenssituation"[30] dar, die geprägt ist durch eine grundlegende (Neu-)Orientierung nach der Phase der Kindheit. Vorgeformt durch den Sozialisationsrahmen der Kindheit ist die Jugendzeit charakterisiert durch neue aufscheinende Potentialitäten und Potenzen[31]. Jugendliche erfahren sich gegenüber der Kindheit in neuen Möglichkeiten, Wünschen, Grenzen, sind aber gleichzeitig in der Auseinandersetzung mit den vorgegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen noch nicht festgelegt[32].
Nicht zuletzt die Verlängerung des Qualifikationsprozesses für viele Jugendliche führte zur Auflösung einer durchgängig gültigen Definition von Jugend. Im Rahmen der gewachsenen Komplexität von Anforderungen der Gesellschaft an alle ihre Mitglieder wurde auch das Erscheinungsbild der Jugend facettenreicher. Darüber hinaus verlor die Jugendphase in den letzten Jahrzehnten akzelerierenden gesellschaftlichen Wandels[33] zunehmend ihre Funktion als reine "Statuspassage" ("rite de passage")[34] zu einem festgefügten, klar umrissenen Erwachsenendasein - das Erwachsenenleben ist inzwischen selbst problematischer geworden, und Jugendliche können sich nach Durchschreiten ihrer Orientierungsphase mit den darin erworbenen Kompetenzen weniger denn je als Erwachsene beschaulich zur Ruhe setzen[35].
Die fortschreitende Vergesellschaftung aller Lebensbereiche[36], die Durchdringung immer weiterer gesellschaftlicher Räume durch die Gesetzmäßigkeiten ökonomischer Verwertbarkeit dringt ins Bewußtsein der Menschen und besonders der Jugendlichen als Erfahrung zunehmender Krisenhaftigkeit - beispielsweise in der Jugendarbeitslosigkeit. Verhalten und Bewußtsein der Jugend kann geradezu als Indikator gesellschaftlicher Krisen aufgefaßt werden[37], da in der Ju-

gendzeit das soziale Erbe der Gesellschaft angeeignet werden muß[38]. In diesem Aneignungsprozeß treten auf vielfältige Weise im Verhalten der Jugend die Probleme der Identifikation mit den vorgeformten gesellschaftlichen Wert- und Normbeständen hervor.
Die moderne Jugend sieht sich - wie alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft - mit komplexen Veränderungen konfrontiert, die als direkte oder indirekte Produkte des Vergesellschaftungsprozesses oder Reaktionen darauf begriffen werden können: Es ist eine allgemeine Wertverschiebung zu konstatieren[39] - über deren Tiefgang man sich allerdings insbesondere bei Jugendlichen streitet[40].

Die moderne Gesellschaft konfrontiert die Jugendlichen mit - grob vereinfacht - drei zentralen Problemen, die während der Jugendzeit gelöst werden müssen[41].

1. Lösung aus der "konventionellen Identität"[42] der Kindheit, vor allem Lösung von den Eltern, Ausrichtung auf Eigenständigkeit und Selbständigkeit[43].

2. Als Zielpunkt der Loslösungsphase sollen die Jugendlichen beim Eintritt in das Erwachsenenleben eine einigermaßen stabile Ich-Identität erworben haben[44].

3. Der gesellschaftliche Status des späteren Erwachsenen - zumindest wesentliche Ausgangsrelevanzen dazu - wird in der Jugendzeit in der Regel über Qualifikation, Ausbildung, Erwerb eines Berufs festgelegt[45].

Hinter diesen gesellschaftlichen Anforderungen an die Jugendlichen verbergen sich komplexe und sehr widersprüchliche Ansprüche an Kompetenzen, die (spätestens) während der Jugendzeit erworben werden müssen. So fordern Produktions- und Zirkulationssphäre beispielsweise die Bereitschaft zur Unterwerfung "unter die Disziplin der Tauschwertproduktion"[46] oder "Fähigkeiten zur sozialen Instrumentalisierung, zu mißtrauischer Antizipation, Härte, Konkurrenzverhalten usw."[47]. Die Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumula-

tion, die sich in immer verfeinerteren Strategien der Verwertung der Produktivkräfte und der Anhäufung von materiellen Gütern ausdrückt - dieser "kumulative Prozeß"[48] fordert eine systematische Präformierung im Hinblick auf das Erwachsenenleben während der Kindheit und Jugend.

In teilweise schroffem Gegensatz zu den Anforderungen dieses kumulativen Prozesses stehen die gesellschaftlichen Anforderungen der kulturellen Sphäre. In ihr muß eine Art "soziale Grundausstattung" der Kinder und Jugendlichen erfolgen, die auch Werte umfaßt, die nicht quantitativ, sondern nur qualitativ bestimmbar sind: z.B. Freundschaft, Solidarität, Liebe usw. - Werte, ohne die ein sozialer Organismus nicht überleben und sich reproduzieren könnte. Weiterhin muß in dieser kulturellen Sphäre die Aneignung des sozialen Erbes von der Eltern- zur Kinder- und Jugendgeneration organisiert werden.
Diese knapp umrissenen vielfältigen und widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen treten den Jugendlichen in ihrer Lebenswelt konkret in den folgenden Institutionen entgegen: in

- Familie
- Schule
- Arbeitsplatz
- unter den peers
- in der Gemeinde
- in den Massenmedien und anderen Formen der Industriekultur.

Ein zentrales Problem - schon in einer der drei "Hauptaufgaben" angedeutet - besteht nun für die Jugendlichen darin, angesichts der sehr divergierenden und widersprüchlichen allgemeinen Anforderungen der Gesellschaft und der konkreten Institutionen eine "zentrale Identitätsfunktion"[49] des Individuums zu entwickeln.
Diese Identität besitzt die Aufgabe, die widersprüchlichen Anforderungen der gesellschaftlichen Sphären auszubalancieren und zu synthetisieren[50].
Immer stärker divergierende und sich differenzierende Ansprüche des gesellschaftlichen Prozesses verlangen von dieser "Ich-Identität"[51] eine Synthetisierungsleistung,

die angesichts inkompatibler Rollenerwartungen der unterschiedlichen Instanzen genau diese partiale Rollenidentitäten zu überschreiten vermag[52]. Dieses Ziel einer Identität, die hinter allen divergierenden Tendenzen ein kontinuierliches und konsistentes[53] Ich-Bewußtsein oder Selbst-Gefühl[54] konstituieren kann, wird in der gegenwärtigen Situation (nicht nur) für Jugendliche immer schwieriger erreichbar.
Habermas spricht von "zerfließender Identität", wenn es dem Individuum nicht gelingt, die eigentlich unvereinbaren Lebensbereiche zu integrieren[55]. Griese faßt Erikson zusammen, wenn er die Adoleszenz als durch die Krisenerscheinungen der Rollen- und Identifikationsdiffussion gekennzeichnet sieht[56]. Es kann hier nicht diskutiert werden, inwieweit bestimmte Phänomene, die dem "narzißtischen" "Neuen Sozialisationstyp"[57] zugeschrieben werden, eher als durch die von Ziehe angenommene ungelöste Mutter-Kind-Dyade in der Primärsozialisation durch das Anwachsen der gesellschaftlichen Anforderungen an die Synthetisierungsleistung[58] der Individuen (bei deren tendenzieller Überforderung) bedingt sein könnten. "Das vielfach beobachtete 'narzißtische' Verhalten heutiger Jugendlicher ist so gesehen 'massenhafte' adoleszente psychosoziale Reaktion auf entwicklungshemmende gesellschaftliche Zustände"[59].

Eine andere Reaktion Jugendlicher angesichts der Komplexität der an sie gerichteten Ansprüche kann sein, das Anstreben einer alle Lebensbereiche integrierenden Ich-Identität, die Wahrung von Kontinuität und Konsistenz in unterschiedlichen Lebenssituationen[60] aufzugeben, durch räumliche oder zeitliche Segmentierung nur innerhalb partialer Bereiche Teil-Identitäten zu entwickeln[61]. "Es kann ... der Fall eintreten, daß eine (partielle) Selbstbestimmung nur um den Preis der Inkonsistenz möglich ist, daß es gewissermaßen zu einer 'gespaltenen' Persönlichkeit kommt, d.h. einer Persönlichkeit, die sich extremer Fremdbestimmung im Schul- oder Arbeitsbereich unterwirft, um damit die Chancen für eine relative Selbstbestimmung in der Freizeit zu gewinnen"[62]. Das von Ziehe so bezeichnete "narzißtische Vermeidungsverhalten"[63] charakterisiert

(u.a.) sehr ähnlich eine kaum "überwindbare Kluft zwischen Leitbildern, die Jugendliche durch die Industriekultur als "Identifikationsaufhänger" angeboten werden ("unendlich genußfähig, hochgradig kommunikationsfreundlich, erotisch anziehend")[64] und den real gegebenen Möglichkeiten, diese "Qualitäten" tatsächlich zu erreichen. Dem Leistungsdruck in der Ausbildungssituation und Imagedruck in der Freizeit versuchen Jugendliche dadurch zu entkommen, "indem sie sich in Arbeits- oder Lernsituationen möglichst wenig persönlich einbringen"[65] und in der Freizeit bedrohlichen "narzißtischen Kränkungen" des Selbstwertgefühls ausweichen[66].

0.6.1.2. Die Bedeutung der peers.

War bisher fast ausschließlich die Rede von gesellschaftlichen Ansprüchen an die Jugend, muß nun genauer betrachtet werden, wie die Jugendlichen selbst angesichts der mannigfaltigen Anforderungen agieren, wie ihre Strategien aussehen, in denen sie Divergenzen und Widersprüche zu Ansätzen von Identität zu synthetisieren versuchen.
Es ließen sich nun solche Bearbeitungsformen Jugendlicher innerhalb der verschiedenen Institutionen (Betrieb, Familie, Schule, Gemeinde) allgemein genauer untersuchen[67].
Hier soll nur eine dieser Institutionen herausgegriffen und ihrer besonderen Bedeutung erläutert werden: die Institution der peers.

S.N. Eisenstadt charakterisiert in seiner Untersuchung (die sich hauptsächlich mit jugendlichen Altersgruppen beschäftigt) Altersgruppen folgendermaßen:
"Altersgruppen bilden sich in allen Gesellschaften im Übergangsstadium zwischen Adoleszenz und vollem Erwachsensein; sie orientieren sich an der Erlangung und Anerkennung des vollen Status ihrer Mitglieder. Durch die Teilnahme an der Gruppe entwickeln die Mitglieder ihre Identität und Selbstbewertung, und durch diese Bewertung entfaltet und behauptet sich die gemeinsame Identifikation

und Solidarität der Gruppe. Die starke Betonung gemeinsamer Erlebnisse, gemeinsamer Werte und gegenseitiger Identifikation ... dient als wesentliche Triebkraft für die individuellen Mitglieder"[68]. Den Kern einer Altersgruppenorganisation bildet "gewöhnlich eine Klein-("face-to-face") oder Primärgruppe von Gleichaltrigen"[69].

Die jugendliche peer-group stellt ein soziales Experimentierfeld dar, in dem die "Grenzen der Familienrollen"[70] und "Familiendisziplin"[71] überschritten werden. Eventuelle Defizite in der sozialen Ausstattung können im sozialen Lernfeld innerhalb der peers aufgearbeitet werden, indem ein relativ autonomes Normen- und Regelsystem spezifischer Verhaltensweisen unter den etwa Gleichaltrigen entwickelt wird. Anders als in den in Familie und Schule zugewiesenen Rollen, die auf die Vorbereitung auf den Erwachsenenstatus zugeschnitten sind - und damit leistungs- und verwertungsorientiert vor allem in Bezug auf den ökonomischen Bereich sind - besitzt die peer-group in ihrer Bedeutung für ihre Mitglieder eine wesentlich andere Tendenz:

Der einzelne Jugendliche wird "nach seiner Gesamtpersönlichkeit und ihrer Harmonie mit Gruppenwerten und -zielen oder nach diffusen und kollektiv-orientierten Kriterien"[72] bewertet. Der Beziehungsaspekt der peers untereinander wird in einem von den unmittelbaren Ansprüchen der anderen Institutionen selbstgestalteten Freiraum ausgelebt, dem es möglich wird, durch Herausbildung spezifischer Charakteristika als "Identitätswerkstätte"[73] zu fungieren.

Eisenstadt beschreibt wichtige Merkmale solcher Jugendgruppen[74]:

- Die Jugendgruppe der peers konzentriert sich auf kulturelle und Freizeitaktivitäten ihrer Mitglieder.
- Sie kennt nur ein geringes Ausmaß an Institutionalisierung, d.h.
- sie ist meist in kleinen Gruppen und Cliquen organisiert, die ein internes Statussystem besitzen.
- Sie genießt ein relativ großes Ausmaß an Autonomie, obwohl sie von der Ferne von den Erwachsenen sehr wohl überwacht wird.

- Zentrale Inhalte der Aktivitäten kreisen neben der gemeinsamen Freizeitgestaltung um den Aufbau heterosexueller Beziehungen und "einen allgemeinen Wetteifer mit Ausschnitten der Erwachsenenkultur"[75].
- Es besteht eine ambivalente Haltung gegenüber der Erwachsenenkultur.

Die Ambivalzenz gegenüber der Erwachsenenkultur weist auf ein Bündel von Problemen bezüglich der Funktion der peergroup und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung hin:
Die altershomogene Gruppe vor allem der Jugendlichen bildet einen wichtigen Kanal für die Übermittlung des sozialen Erbes, mit dem sie sich (ambivalent) auseinandersetzt. Diese Funktion ist aber von zentraler Bedeutung für die Kontinuität (oder Diskontinuität) der Gesellschaft überhaupt[76]. Die kollektive Aneignung oder Ablehnung von Traditionen der Erwachsenenkultur in der Gruppe der altershomogenen Jugendlichen bestimmt über den Bestand an kulturellen Werten der Gesellschaft mit (ohne die auch das sich in gewisser Weise eigengesetzlich entwickelnde ökonomische System nicht überlebensfähig wäre), die dann wieder an weitere Generationen, durch die jeweiligen sedimentierten Lebenserfahrungen angereichert, weitergegeben werden müssen.
Das Problem der Übertragung des sozialen Erbes an die Jugend und die Aneignung durch sie (als generelles Problem aller - traditionellen und modernen - Gesellschaften) verweist auch im Zusammenhang mit dem Themenkreis "Jugend" auf die Relevanz der historischen Dimension. Diese Bedeutung soll zum Schluß dieses Exkurses sehr verkürzt skizziert werden[78]:
Es stellt sich die Frage nach den Wertinhalten des sozialen Erbes, nach ihren Entstehungszusammenhängen, ihren jeweiligen Funktionen im gesellschaftlichen Kontext und ihren Tradierungsbedingungen und -gesetzmäßigkeiten. Dabei müssen insbesondere die Mechanismen und Prozesse erklärt werden können, die eine Veränderung des "Traditionsfundus" von Generation zu Generation in Abhängigkeit der äußeren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bewirken. Hierbei interessieren wiederum Veränderungen der Organi-

sation der Aneignungsbedingungen traditioneller Wertbestände bei unterschiedlichen Jugendgenerationen. Im historischen Vergleich der Organisation dieser Übertragungs- und Aneignungsbedingungen des sozialen Erbes innerhalb der peers lassen sich sowohl unterschiedliche Formen von Jugendkulturen kontrastieren, wie deren jeweilige Auseinandersetzung mit den sozialen Ansprüche der Umwelt untersuchen.

0.6.2. Entwicklung der Fragestellung 2

Der Exkurs II führt zu einem Bündel von Fragestellungen für eine Untersuchung der Lebenswelt Jugendlicher bezogen auf die ländliche Untersuchungsregion. Folgt man der Systematik des Fragenkreises 1 und bezieht man - wie zum Schluß des Exkurses II angedeutet - auch in diese 2. Fragengruppe die historische Dimension ein - d.h. den Vergleich der Lebenswelt früherer Jugendgeneration mit der heutigen - kann man zunächst grob zwei Themenkomplexe unterscheiden, die dann jeweils noch differenzierter entwickelt werden müssen:

a) Es muß untersucht werden, auf welche Weise Jugendliche in der ländlichen Region durch die Entwicklung der Produktionsverhältnisse betroffen wurden und werden.
b) Die Funktion der jeweiligen Jugendgeneration muß in der Beziehung zu den gesellschaftlichen Institutionen des ländlichen Gebietes unter Berücksichtigung der Dynamik des sozio-kulturellen regionalen Entwicklungsprozesses untersucht werden. Darüberhinaus interessiert, welche Strategien die jeweiligen Jugendgenerationen angesichts dieser Rahmenbedingungen entwickel(te)n, um Formen von Identität zu konstituieren.

Zunächst zur genaueren Entfaltung von Fragestellung 2a).

Der 1. Teilaspekt des Themen-/Fragekreises 2 beschäftigt sich mit der Beziehung der jeweiligen Jugendgenerationen[79] zum Industrialisierungsprozeß der Region:

Es müssen untersucht werden
- die Bedingungen, unter denen Jugendliche in Landwirtschaft, Protoindustrie und Fabrikindustrie arbeiteten,
- die Bedeutung der jeweiligen Generation als "Produktivkraft Jugend"[80] und der Wandel dieser Bedeutung unter der Entwicklung der ökonomischen Rahmenbedingungen (vgl. Fragestellung 1.a)
- die Entstehung von scheinbar naturwüchsigen Traditionen in der Geschlechtsrollenspezifik bezüglich bestimmter Arbeitsplätze, die nur mit Jungen (Männern) bzw. Mädchen (Frauen) besetzt wurden,
- die Interessen und ökonomischen Gesetzmäßigkeiten, die die Verfestigung solcher Traditionen begünstigten und damit Präformierungen der gegenwärtigen Situation schufen in bezug auf Qualifikationsniveaus, Berufspalette usw.

Fragestellung 2b.
Im 2. Teilaspekt der Fragestellung muß unter Berücksichtigung des Wandlungsprozesses der ökonomischen und soziokulturellen Rahmenbedingungen (Themenkreis 1) und der Freiräume, die die Arbeitsverhältnisse gewährleisten (2a.), die ländliche Jugendkultur der Region in ihrem historischen Wandel und in ihrer gegenwärtigen Ausprägung untersucht werden.
Dabei sind Aussagen des Exkurses II zur Präzisierung von Schwerpunkten innerhalb der Fragestellung hilfreich.

α) Zunächst interessieren Ansprüche und Anforderungen gesellschaftlicher Institutionen an die jeweiligen Jugendgenerationen.
- Welche Ansprüche an Verhaltensformen und zu erwerbender (sozialer) Kompetenzen stellen
- Familie
- Verwandtschaft, soziale Schicht, Gemeinde?[81]
- Welche Erwartungen bezüglich der Aneignung und Bearbeitung traditioneller Verhaltens- und Bewußtseinsmuster ("soziales Erbe") werden gegenüber den Jugendlichen geäußert?[82]

β) Nach der genaueren Bestimmung der äußeren Ansprüche und Anforderungen an die Jugendlichen müssen die inneren Verhältnisse der jeweiligen Jugendkulturen untersucht werden:
- Welche Handlungs- und Aktivitätsformen entwickeln Jugendliche, um die ihnen zugeschriebenen Aufgaben zu bearbeiten; Welche Beziehung besteht zum jeweiligen "sozialen Erbe"?
- Wie modellieren die Jugendlichen gemäß ihrer eigenen Bedürfnisse die vorgegebenen Strukturen der sozialen Umwelt?
- Wie bearbeiten sie gleichzeitig ihre individuellen Rollenunsicherheiten angesichts der persönlichen Umbruchsituation der Adoleszenz?
- Welche Bedeutung für die Gewinnung von Formen der Identität besitzen insgesamt die jugendlichen Aktivitäten?
- Welche Differenzen zwischen äußeren Ansprüchen der Instanzen und den eigenen jugend-kulturellen Aktivitäts- und Bewußtseinsformen gibt es;
- In welchen Konfliktformen entladen sich solche Differenzen?

γ) Die Fragestellungen unter β) müssen - eine Überlegung Eisenstadts aufgreifend (vgl. Exkurs II) - auf die innerhalb der Jugendkultur bedeutende Institution der peer-groups spezifiziert werden. Auch hierbei müssen Veränderungen in Verhalten und Bewußtsein der peers im Lauf der Geschichte im Zusammenhang mit dem Wandel des gesellschaftlichen Kontextes betrachtet werden (Fragestellung 1).

Um Funktion und innere Struktur der peer-groups zu untersuchen, kann ein Raster von Eisenstadt[83] hilfreich sein, an das sich folgende Fragestellungen anlehnen:
- Neben Kriterien für die Mitgliedschaft in den jeweiligen Formen von peer-groups (z.B. Alter) müssen geklärt werden
- innere Differenzierungen der peers beispielsweise innerhalb eines Dorfes
- die Strukturen und Formen der sozialen Beziehungen

innerhalb der Jugendlichen einer Gemeinde und der Untergruppen (Cliquen usw.)
- genauer: Formen von Solidarität, Intensität der Beziehungen, Statuszuweisungen innerhalb der Gruppen
- Formen "typischer" (brauchmäßiger) Aktivitäten
- Strategien zur Konstituierung autonomer (von Erwachsenen unkontrollierter) Räume
- das Ausmaß dieser Autonomie und Strategien der Verteidigung autonomen Terrains
- insgesamt: kollektive Strategien zur Gestaltung und Formung sowohl des sozialen Umfeldes wie innerhalb der peers und die Bedeutung dieser Aktivitäten für die Gewinnung von Formen der Identität.

0.7. Zusammenfassung der Fragestellung. Erläuterung der Gliederung.

Die entwickelte Fragestellung[84] stellt ein Problemraster für eine Lebensfeldanalyse der ländlichen Jugend des Untersuchungsgebietes dar.
Diese Lebensfeldanalyse soll
a) die Relation der Jugend zur ökonomischen Entwicklung der Region und die Konsequenzen dieses Prozesses untersuchen, nämlich
b) - die Veränderungen der Beziehungen der Jugend zu gesellschaftlichen Institutionen (Arbeitsplatz, Familie, Gemeinde), insgesamt zur Welt der Erwachsenen
- die Veränderung der Prozesse innerhalb der jeweiligen Jugendkultur unter besonderer Berücksichtigung
- der Strategien der peers, kollektive Bearbeitungsformen der sozialen Umwelt und Formen von Identität zu entwickeln.
Aus dieser Lebensfeldanalyse, die Elemente der regionalen Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie der Geschichte der (Land-)Jugend (Teil 1) auf die gegenwärtigen Lebensverhältnisse bezieht (Teil 2), sollen einige Folgerungen für die Jugendarbeit auf dem Land gezogen werden (Teil 3)[85]. Dabei geht es um Hinweise zu einer Standort-

bestimmung der Jugendarbeit auf dem Lande, die insbesondere auf Identitätsbildung gerichtete Strategien der Jugendlichen unterstützen müßte und dazu Aktionsfelder und soziale Beziehungen der Jugendlichen produktiv aufgreifen sollte.

Teil 1: Die Vergangenheit

1. Produktion und Kultur im Bauerndorf

Das 1. Kapitel versucht eine erste Teilantwort bezüglich des Themen-/Fragenkreises 1 zu geben. Es untersucht die ökonomischen Strukturen und kulturellen Phänomene im Bauerndorf des 19. Jahrhunderts. Die Landwirtschaft bildete über Jahrhunderte (bis ins 20.) das Fundament ländlicher Ökonomie und formte auch die sozialen Beziehungen der Menschen zutiefst.
Die Aufgabe dieses Kapitels ist es, wesentliche Grundzüge bäuerlichen Arbeitens und Lebens herauszuarbeiten, um daran später im 2. Kapitel den völlig anders gearteten Prozeß der Industrialisierung kontrastieren zu können.
Dabei kann weder eine exakte historische Darstellung der Geschichte der Landwirtschaft des Untersuchungsgebietes geleistet werden, noch auf die zahlreichen Unterschiede zwischen den Gemeinden eingegangen werden. Es werden demgegenüber die Verhältnisse der Landwirtschaft im Untersuchungsgebiet für die Zeit von etwa 1840 - 1890 (für kleine nicht-industrialisierte Dörfer bis 1920 zutreffend) eher idealtypisch skizziert.[1]
Alle in dieser Zeit schon wirksamen Einflüsse der Protoindustrie und des Industrialisierungsprozesses werden in diesem Kapitel zunächst noch vernachlässigt.

1.1. Bodengrößen, Dreifelderwirtschaft

Die Lebensgrundlage des Menschen im landwirtschaftlich geprägten Dorf war bis ins 20. Jahrhundert hinein der Grund und Boden, d.h. die Äcker, Felder, Gärten und teilweise der Wald. Die Lebensqualität war fast völlig abhängig von der Qualität des Bodens, der Größe des jeweiligen Grundstückes, das bebaut werden konnte, einem Haus und nicht zuletzt von der Arbeitskraft der Bauern.
In Hohenzollern lagen die von der Natur am meisten begünstigten Böden im Gebiet um Haigerloch, dagegen die auch vom

Klima am meisten benachteiligten auf der Alb in Höhen bis um 800 m[2].

Die Größe der landwirtschaftlichen Betriebe hing ab von den unterschiedlichen Erbsitten in den Oberämtern Sigmaringen und Gammertingen (dem späteren Landkreis Sigmaringen), wo Anerbenrecht[3] herrschte und den Oberämtern Hechingen und Haigerloch (später Landkreis Hechingen), wo Realteilung üblich war. Die Realteilung über Jahrhunderte hinweg führte zur Zersplitterung des Bodens und letzlich vermehrt zu so kleinen Grundstücken, daß diese ihre Besitzer nicht mehr ernähren konnten. Folgende Tabellen veranschaulichen deutlich den Unterschied zwischen Anerbengebiet und Realteilungsgebiet 1895:

an die Größenklassen von	Es entfallen von der landwirtschaftlich benutzten Fläche in den Oberamtsbezirken							
	Haigerloch		Hechingen		Gammertingen		Sigmaringen	
ha	ha	%	ha	%	ha	%	ha	%
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
0-1	108	2,3	374	3,1	184	1,0	215	0,9
		8,4			12,3		2,9	2,3
1-2	524	6,1	1112	9,2	368	1,9	332	1,4
2-10	6427	75,0	9206	76,0	7421	38,8	7523	32,5
10-50	819	9,6	800	6,6	10670	55,8	13599	58,7
50-100	597	7,0	326	2,7	323	1,7	909	3,9
100 und mehr	-	-	294	2,4	158	0,8	609	2,6
Σ	8565	100	12112	100	19124	100	23187	100
Durchschnittsgröße der landwirtschaftlichen Betriebe überhaupt	3,40		3,01		7,11		7,31	
Durchschnittsgröße der landwirtschaftlichen Betriebe von 1 ha und mehr landwirtschaftl. benutzter Fläche	4,32		3,71		8,23		9,52	

auf die Größenklassen von ha: (nach der landwirtschaftlich benutzten Fläche der Betriebe)	Es entfallen von den landwirtschaftlichen Betrieben in den Oberamtsbezirken							
	Haigerloch		Hechingen		Gammertingen		Sigmaringen	
	Im ganzen	%	Im ganzen	%	Im ganzen	%	Im ganzen	%
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
0-1	521	21,2	857	21,3	390	14,5	558	18,8
		35,2			39,9		23,8	26,6
1-2	344	14,0	748	18,6	251	9,3	231	7,8
2-10	1525	62,1	2354	58,5	1388	51,6	1411	47,5
10-50	59	2,4	58	1,4	655	24,4	752	25,3
50-100	8	0,3	4	0,1	5	0,2	14	0,5
100 und mehr	-	-	2	0,1	1	0,0	4	0,1
	2457	100	4023	100	2690	100	2970	100

	auf die Wirthschaften von			
	0-5 ha	5-10 ha	mehr als 10 ha	in %
1. in den 6 hochgelegenen zugleich volkreichen Gemeinden Onstmettingen, Bitz, Winterlingen, Meßstetten, Thailfingen und Ebingen	61,20	24,21	14,59	
2. in den übrigen 9 im Gebiet des weißen Jura gelegenen Ortschaften	45,21	28,96	25,88	
Zusammen				
A) in der südöstlichen Abtheilung von 15 Gemeinden des Oberamtsbezirks	54,52	26,19	19,29	
B) in der nordwestlichen Hälfte des Bezirks bestehend aus 16, dem Gebiet des braunen und schwarzen Jura angehörigen, am Abfall und Fuß der Alb gelegenen Gemeinden	52,68	21,92	25,40	
im ganzen Oberamt	53,76	24,44	21,80	
in Württemberg	32,99	20,89	46,12	

35 % bzw. 40 % der landwirtschaftlichen Betriebe in den Oberämtern Haigerloch bzw. Hechingen waren unter 2 ha groß, ca. 98 % unter 10 ha groß. Es ist schwer vorstellbar, wie ein Haushalt mit durchschnittlich 4,7 Personen[6] von durchschnittlich ca. 3 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche leben konnte. An einigen konkreten Beispielen wird die Problematik noch deutlicher: Als in Burladingen 1844 Balthas Scheu und Elisabeth Jauch, als eine der "reichsten" Hochzeiter des Jahres heirateten, brachten sie zusammen 54,5 ar Wiesen und 209 ar Äcker in die Ehe ein.[7]
Joseph Klaiber und Magdalena Pfister dagegen gründeten 1845 ebenfalls in Burladingen ihre Ehe auf ganze 6 ar Wiesen und 59 ar Äcker[8] auf dem unfruchtbaren, steinigen, kalkigen Boden der Alb in fast 800 m Höhe. Die meisten Eheverträge jener Zeit in Burladingen gleichen eher dem 2. Beispiel als dem 1. Alle Zahlen und alles vorliegende Material lassen nur den Schluß zu: die Menschen müssen in tiefster Armut in einem ständigen Kampf gegen den Hungertod gelebt haben.

Was wurde nun auf den Wiesen und Äcker angebaut?

Zunächst ist zu bemerken, daß diese für den einzelnen Besitz nicht zusammen lagen, sondern in Folge der Erbteilung in winzige Parzellen über die gesamte Gemeindemarkung verstreut waren (Durchschnittsparzellengröße: Oberämter Hechingen und Haigerloch 1882 ca. 15 ar, Oberämter Gammertingen 29 ar, Oberämter Sigmaringen 58 ar[9]). Die Parzellen waren in jeder Gemeinde in drei zusammenliegenden Zelgen geordnet, in denen bis Ende des 18. Jahrhunderts gemäß der 3-Felder-Wirtschaft 2 Jahre wechselnd Sommergetreide, Wintergetreide angebaut wurde und im 3. Jahr das Land brach lag. Als durch Bevölkerungsexplosion und fortschreitende Aufsplitterung des Bodens im 19. Jahrhundert die durchschnittliche landwirtschaftliche Nutzfläche pro Familie immer weiter sank, wurde die Brache zunehmend für Kartoffelanbau (wobei auf der Alb meist nur Futterkartoffeln für die dadurch etwas intensivierte Schweinezucht wuchsen[10]), Raps, Rüben, andere Hackfrüchte und Klee genutzt[11]. Als Nutztiere wurden gehalten Hühner, Schweine und Kühe als

Milch- und Fleischlieferanten, bei Kleinbetrieben als Zugtiere[12]. In Kleinstbetrieben waren die Kühe oft durch Ziegen ersetzt, in größeren hielt man zusätzlich Rinder und Ochsen (als Spanntiere).

1.2. Bäuerliche Arbeit und Produktion

Die bäuerliche Produktion beispielsweise um die Mitte des 19. Jahrhunderts (besonders in den armen Realteilungsgebieten wie im nördlichen Teil Hohenzollerns und seiner angrenzenden Gebiete wie z.B. dem Oberamt Balingen) war fast ausschließlich an der Subsistenzwirtschaft orientiert, d.h. auf Bedarfsdeckung gerichtet[13]. Alle Lebensmittel und weitgehend auch einfachere Produktionsmittel wurden durch die Produktionseinheit Familie selber hergestellt. Es darf aber nicht übersehen werden, daß diese bäuerliche Produktionsweise sich gerade im 19. Jahrhundert immer weiter vom Vorbild einer auf Autarkie (autonome Selbstversorgung) gerichteten (aber nie völlig erreichten) Universalproduktion des Mittelalters entfernte. Die bäuerliche Universalproduktion war im Begriff,sich im Rahmen der fortschreitenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung zu desintegrieren. "Aus dem handwerklich-landwirtschaftlichen Mischbetrieb wurde mehr und mehr ein reiner Landwirtschaftsbetrieb. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts war dieser Reinigungsprozeß schon so weit gediehen, 'daß der Bauer die Anfertigung seines ledernen Schuhwerks, seiner Sonntagskleider, der Truhen, Tische, Schränke und Bettlaken, der Zuber, Blechgeräte und Tongefäße, der Äste, Hämmer, Messer, der Wagen, Pflüge, Eggen, Hacken, Spaten, Geschirre und Erntegerätschaften sowie die Ausführung und Einrichtung von Neubauten in der Hauptsache gelernten städtischen oder ländlichen Handwerkern überließ'"[14]. Die Bedeutung der spezialisierten ländlichen Handwerker nahm zu, während sich gleichzeitig die bäuerliche Produktion auf die Landwirtschaft im engeren Sinne (Bebauung des Bodens, Viehzucht, Vorratswirtschaft im Haus) begrenzte und gleichzeitig spezialisierte. Neben der erwähnten Bodenzersplitterung durch die Realteilung waren andere Triebfedern dieser Entwicklung das in ganz

Deutschland und besonders in Württemberg beobachtbare starke Anwachsen der Bevölkerung[15] und eine Agrarkrise in ganz Mitteleuropa zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1800-1830)[16]. "Die Krisen um die Wende des 18. zum 19. Jh. sind durch die napoleonischen Kriege und Maßnahmen (Kontinentalsperre) bestimmt und wirken sich regional und branchenmäßig sehr verschieden aus. 1801 bis 1805 datiert die erste Agrarkrise, bedingt durch Mißernten und gekennzeichnet durch Hungerjahre für die Bevölkerung. 1820 beginnt eine neue, eine große Agrarkrise, die in der 'pauperistischen Dauerkrise' der 1830er Jahre ausläuft".[17]
Diese Entwicklungen zwangen die Landbevölkerung auch Hohenzollerns und der angrenzenden Gebiete neben der Spezialisierung auch zur Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion im engeren Sinne (die fortan bei der Verwendung des Begriffes gemeint ist). Nur durch die Erhöhung der Quantität und Qualität der Produktion (mehr Arbeitszeit pro Flächeneinheit und Anbau neu eingeführter Pflanzen wie der Kartoffel) konnte die drohende völlige Verelendung noch aufgehalten werden[18]. Gleichzeitig wurden die Bauern aber durch ihre Spezialisierung abhängiger von der allgemeinen Marktlage und der globalen Produktion des Handels und des Handwerks[19].
Um nun beschreiben zu können, welche Auswirkungen die angedeuteten Entwicklungstendenzen (Bodenzersplitterung, Bevölkerungszunahme, Agrarkrise, Spezialisierung und Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion bei gleichzeitiger Gefahr völliger Verelendung) konkret auf die ländliche Bevölkerung Hohenzollerns und Umgebung hatte (siehe Kap. 2), muß nun zunächst die bäuerliche Produktion und Arbeit in ihrer generellen Bedeutung für die Lebenswelt der Menschen charakterisiert werden.

Bäuerliche Arbeit spielt sich hauptsächlich an zwei Orten ab: außerhalb des Hauses bei der Bestellung von Äckern und Wiesen und innerhalb des Hauses bei der Hausarbeit, die Vorsorgewirtschaft und den größten Teil der Viehzucht einschließt. Der Aufteilung in außer- und innerhäusliche Arbeit entspricht zunächst grob vereinfacht die Rollenver-

teilung von Mann und Frau. "Der Mann übernimmt die Produktion der Rohstoffe, die Frau die Weiterverarbeitung derselben zu Zwecken eigener und fremder Konsumtion"[20]. Dieses einfache Rollenschema wurde allerdings im Laufe der zunehmenden Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion zunehmend durchbrochen und zwar immer so, daß die Frau zusätzlich zu den Arbeiten im Haus außerhäusliche Aufgaben erfüllen mußte. Blieb die harte körperliche Arbeit auch den Männern vorbehalten, wurden die Frauen (und die Kinder) zunehmend zur Feldarbeit gebraucht: neben der Zeit der Heu- und Getreideernte auch bei der arbeitsintensiven Bestellung des früheren Brachlandes z.B. mit Kartoffeln oder bei der Gartenarbeit[21]. Die Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion wirkte sich also vor allem in einer erheblichen Steigerung der durchschnittlichen Arbeitszeit der Frau aus[22].

Der Erfolg der bäuerlichen Arbeit auf dem Feld hing zunächst einmal von natürlichen Voraussetzungen ab: zunächst von der Qualität des Bodens. Es war entscheidend, ob man ein paar steinige, steile Äcker und versumpfte Wiesen besaß oder eben gut zu bearbeitenden fruchtbaren Boden. Die andere natürliche Voraussetzung war (und ist) die Witterung. Zu große Feuchtigkeit oder ein zu trockener Sommer, Hagelschlag, früher Wintereinbruch konnte die saure investierte Arbeit zunichte machen. Wenn im Herbst die Speicher leer blieben, waren die Menschen dem Hunger preisgegeben. Fürchterliche Hungerkatastrophen wüteten in Hohenzollern z.B. 1770-1772, 1816/17 und 1846/47. Die Menschen aßen in ihrer Verzweiflung teilweise Heu oder Gras, aus Mühlstaub und Sägemehl mußte Brot gebacken werden[23]. Wie in solchen Extremsituationen das völlige schicksalhafte Ausgeliefertsein an die Natur besonders brutal erfahren wurde, war doch auch im "normalen" Alltag dem Bauern die Macht der Natur gegenwärtig. Die Natur diktierte den Ablauf der einzelnen Arbeitsschritte und forderte, sich auf ihre Gesetzmäßigkeiten einzustellen. Die Feldarbeit erforderte eine Vielfalt von Einzeltätigkeiten, die sich ständig abwechselten: "Pflügen, Eggen und Walzen, Säen, Mähen

und Ernten, Hacken und Graben und Düngen, Arbeiten mit Vieh und Maschinen, mit einfachem Gerät und mit der Hand, an Pflanzen und Tieren ... folgen im bunten Wechsel aufeinander. Wir haben einen immerwährenden Wechsel der Arbeitsstelle, einen häufigen Wechsel der Arbeitsweisen. Der Bauer ist wirklich ein Universalarbeiter"[24].

Auch die Fähigkeiten der Frau umfaßte eine breite Palette. "Die Ehefrau ist in erster Linie Leiterin des Hauswesens und der Konsumtion. Daneben ist sie aber auch Mitarbeiterin in der Landwirtschaft, ... tut gegebenenfalls alle Arbeiten wie Tochter und Magd. Jedenfalls aber ist sie mit der Leitung der Milchverwertung, Schweine- und Geflügelzucht betraut. Auch den Hausgarten hat sie allein zu bewegen"[25].
Die Frau hatte neben ihrer dem Mann ähnlichen Tätigkeit der Mithilfe auf dem Feld besonders zur Erntezeit in der Hauswirtschaft so verschiedenartige Tätigkeiten zu beherrschen und auszuführen wie z.B. Schweine züchten, Kühe melken, Milchprodukte herstellen, Obst und Gemüse konservieren, Brot backen, Kochen, Herstellen bestimmter Textilien (evtl. Spinnen), Ausbessern der Kleidung etc.
Bauernarbeit erforderte eine breite Vielfalt von Fertigkeiten und Fähigkeiten; sie zeichnete sich nicht aus durch Spezialisierung auf rein körperliche Arbeit oder reine Kopfarbeit, sondern durch die Integration physischer wie intellektueller Komponenten. Der natürlich gegebene Rahmen der Verhältnisse ließ trotz aller schicksalhaft erfahrenen Bedrohung durch die Natur, durch Kriege, Krankheiten etc. Raum für Selbstbestimmung in der Arbeit. So war z.B. die Verteilung von Anspannung und Muße (ganz im Gegensatz zur späteren Fabrikarbeit) ins Belieben der arbeitenden Bauern gestellt: Tätigkeit und Muße waren nicht streng durch Zeittakte geschieden. Der Bauer konnte z.B. frei entscheiden, wann er in der Mittagshitze auf dem Feld Pause machen wollte, andererseits hieß Feierabend meist nicht Nichts-Tun. Bei entspanntem Zusammensitzen wurde weitergewerkt: Reparaturarbeiten oder ähnliches wurden ausgeführt. Die Bauern konnten also einerseits völlige Freiheit in der Disposi-

tion der Arbeit bzw. Muße, trennten aber gerade beide Prinzipien nicht streng voneinander.
Einschränkend ist allerdings zu bemerken, daß die Intensivierung der Landwirtschaft sich besonders auf die Frauen belastend auswirkten. Hausarbeit, Kindererziehung und Feldarbeit verlangte von ihnen eine neue "Zeitdisziplin"[26]. "Wenn man nach einem Begriff sucht, um diese Bauersfrauen zu charakterisieren, so drängt sich das Wort Eile auf"[27]. Aus Gerichtsprotokollen aus Neckarhausen in Württemberg berichtete Sabeau, daß den Frauen u.a. vorgeworfen würde, schlechte Köchinnen zu sein und die Hausarbeit zu vernachlässigen. Sabeau schließt daraus, daß die Frauen bei ihrer hohen Arbeitsbelastung durch die Feldarbeit der Hausarbeit zwangsläufig weniger Aufmerksamkeit schenken mußten[28]. Früher als die Männer scheinen die Frauen eine neue hektische Zeitdisziplin angenommen zu haben. Die Männer, so berichtet Sabeau, gingen nach der harten Arbeit oder nach einem erfolgreichen Handel ins Wirtshaus zum Trinken, was ihnen die Frauen als Vernachlässigung der Arbeit vorwarfen. Die Männer übernahmen zwar ihren Anteil Mehrarbeit durch die Intensivierung der Landwirtschaft, trotzdem blieben die Männer "viel stärker in einer Routine verwurzelt, die Phasen intensiver Arbeit abwechselnd mit Perioden der Entspannung verband"[29].

Die Wirtschaftseinheit Familie integrierte größtenteils sowohl bäuerliche Produktion wie Reproduktion. Dieses charakteristische Merkmal landwirtschaftlicher Produktions- und Lebensformen ermöglichte spezifische Erfahrungshorizonte, Bewußtseinsstrukturen und Kulturformen, die in der industriellen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts entweder durch eine rapide fortschreitende gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung ganz verschwanden oder zurückgedrängt und in ein "Unterleben" in gesellschaftliche Nischen verdrängt wurden. Die bäuerliche Produktionsverhältnisse besaßen eine einsichtige, in ihrer Gesamtheit sinnlich erfahrbare durchsichtige Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Die Voraussetzungen für die Befriedigung der bescheidenen Bedürfnisse - hauptsächlich elementare Lebensbedürfnisse - der Bauern lagen

unmittelbar in der durch Arbeit gestaltbaren Lebensumwelt des Menschen.
Die bäuerliche Lebenswelt ruhte so auf den drei ökonomischen Fundamenten der Subsistenzwirtschaft:
- 1. Grund und Boden als elementare Lebensgrundlage, zu dem die Menschen eine fast mystische Beziehung hatten. "Der Grundbesitz bot als einziges auf der Welt Beständigkeit"[30]. Menschen waren ersetzbar, starben, einzig der Boden blieb immer gleich, immer fruchtbar, wenn er nicht zugrunde gerichtet wurde.
- 2. Das Haus als integrierter Wohn- und Arbeitsort. Da das Haus nicht nur Wohnort (wie heutzutage) war, sondern "Aufbewahrungsort all der Dinge, die man zum Ackerbau brauchte, ..., der Familie, der Tiere, der Geräte und Vorräte"[31], war es unverzichtbar. Wer Grund und Boden besaß, brauchte auch ein Haus. Es "bestand ein sehr enger Zusammenhang von Haus- und Feldarbeit, die meisten Arbeitsvorgänge begannen im Haus, alle endeten, sofern sie erfolgreich waren, darin"[32].
- 3. Die Arbeit als der elementaren Kompetenz der Menschen, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Nur durch lange, ausdauernde, harte Arbeit waren dem Boden die Lebensmittel abzuringen. Nur durch den intensiven Einsatz von bäuerlichen Arbeitskräften war der Not und dem Elend, dem Hunger zu entkommen.

1.3. Heirat

Außer durch unablässige harte Arbeit gab es zur Verbesserung der Lebensgrundlage nur zwei Situationen im Leben der Bauern: Heiraten und Erben. Betrachten wir zunächst die Funktion der Heirat:
Hinter jeder Heirat mußte angesichts der allgemeinen Armut das Kalkül stehen, die drei Grundvoraussetzungen Boden, Haus und Arbeitskraft (und wenn möglich noch etwas Bargeld) möglichst geschickt zu optimieren. Beim Boden ging es darum, einen Partner mit möglichst viel fruchtbarem Grund, der am besten wenigstens stellenweise auch noch an den eigenen

angrenzte (um die Parzellierung teilweise aufzuheben), zu finden. Ein Haus mußte in Aussicht stehen, auch wenn es nur ein "halbes" war (eines, das durch Abteilen eines ganzen zustande kam).
Bei der Wahl des Ehepartners ging es erst sekundär um Liebe (bzw. die Liebe war nicht nur an Wert eines Individuums geknüpft, sondern auch an dessen Besitz), sondern um die Mitgift und die Fähigkeit als Arbeitskraft. Nicht eine liebreizende Dame war das Ideal einer Ehefrau, sondern eine kräftige, gesunde Bauerntochter - eine Frau, die die Doppelbelastung als Arbeitskraft und Mutter der Kinder durchstehen konnte. Die Heirat war der Beginn einer lebenslangen Besitz-, Arbeits- und schließlich Versorgungsgemeinschaft[33]. Sie kam weniger auf den freien Entschluß zweier liebender Menschen hin zustande als durch das Kalkül der Eltern und Verwandtschaft, die ihren Besitz und dadurch ihren Einfluß im Dorf zu optimieren versuchte[34].
Da nun immer nach dem Prinzip, Besitz zu Besitz, Boden zu Boden, geheiratet wurde, schlossen sich die Schichten ziemlich hermetisch gegeneinander ab[35]. Eine Heirat eines Reichen mit einem Hungerleider hätte den Lebensstandard gesenkt: Die Bedrohung durch den Hunger wäre näher gerückt. Demgegenüber und entsprechend konnte ein Armer so gut wie nie aus seiner Schicht der Armen[36] aufsteigen. Aus dieser am Besitz orientierten Heiratspolitik ergab sich, daß im Laufe der Zeit immer die gleichen "reichen" Familien untereinander heirateten und damit sich langsam eine durch vielfache Verwandtschaftsbande verknüpfte "Reichen-Kaste" bildete[37]. Ähnliches galt für die Armen: Arme Familien konnten fast nur in andere arme Familien einheiraten, es gab dabei nur mehr Auswahl als bei den reichen. So bildete sich ein kompliziertes Netz von Verwandtschaftsbeziehungen im Dorf[38], wobei die Dorfbewohner beim Name eines Familienmitgliedes seine Verwandtschaft, seinen Besitz und damit sein Ansehen in der Stellung des Dorfes assoziierten.
Diese Andeutungen sollen genügen, um zu illustrieren, wie die überall drohende Armut und der Hunger die Dorfbewohner zwang, rücksichtslos ihre materiellen Interessen gegen die

anderen durchzusetzen. Solidarität konnte es nur begrenzt geben innerhalb von Zweckbündnissen zur Absicherung materieller Existenz: so z.B. innerhalb der Familie, der Verwandtschaft, so lange man am gleichen Strang zog, innerhalb der Schicht der Reichen gegenüber den Armen. Eine Solidarität der Armen, die keinen materiellen Anreiz zu bieten hatten, war kaum denkbar, vielmehr schielten diese nach einer Heiratspartie, die ihr Los wenigstens ein wenig verbessern würde. Wo der Besitz kaum eine Rolle spielen konnte, hatte die gute Arbeitskraft und vielleicht auch die Liebe eine größere Bedeutung[39].

1.4. Erben

Im Realteilungsgebiet wurde der Besitz unter alle Kinder aufgeteilt.
Das "Teilen" warf seinen Schatten weit voraus[40]. Die Kinder standen untereinander in eifersüchtiger Konkurrenz um die Gunst der Eltern. Von der elterlichen Entscheidung - welches der Kinder welchen Acker oder Hausteil erhielt - hing zum wesentlichen Teil die materielle Ausstattung der folgenden Generation ab. Die heranwachsenden Jugendlichen, die einerseits in der täglichen Arbeit für die Erhaltung und Mehrung ihres künftigen Erbes auf Kooperation angewiesen waren, konnten zu erbitterten Gegenern werden, wenn es im Erbfall um die Aufteilung des meist bescheidenen Familienbesitzes ging. Das "Teilen" stellte sowohl unter den Kindern wie zwischen den Generationen einen der problematischsten Konfliktherde im kleinbäuerlichen Dorf dar.

1.5. Die Prägung des Gemeinschaftslebens durch ökonomische Determinanten

Im Hinterkopf jedes Dorfbewohners waren die entscheidenden Determinanten der bäuerlichen Existenz wie Größe und Qualität des Bodens, Besitz, Verwandtschaft eines jeden anderen Dorfmitgliedes gegenwärtig. Im Koordinantensystem des dörf-

lichen Sozialprestiges wurde man letztendlich nach ökonomischen Kategorien verortet (mit Ausnahme von Lehrern und Pfarrern). Das "Sach", die ökonomischen Verhältnisse der Dorfgemeinschaft bestimmten in starkem Maße das Verhalten der Menschen zueinander. Da gab es Sachzwänge, die sich aus der bäuerlichen Wirtschaft ergaben, z.B. Flurzwänge und komplizierte Überfahrtsregelungen auf den Feldern[42]. Man konnte z.B. aber auch verpflichtet sein, seinem Nachbarn angesichts eines drohenden Unwetters zu helfen, wobei der andere dann seinerseits in der Schuld war und diese vergelten mußte. Der Verkehr unter den Menschen beruhte zu einem großen Teil auf einem Tausch von Gefälligkeiten, Hilfen usw., wobei genauestens auf das ökonomische Äquivalent geachtet wurde. Irgendwann mußte jedes Konto ausgeglichen werden. Eine Gefälligkeit um ihrer selbst willen ohne die Erwartung einer Gegenleistung war fast undenkbar. So gesehen gab es zwar eine Nachbarschaftshilfe, die aber gleichzeitig Elemente gegenseitiger Kontrolle in sich barg.

Hart reagierte die Dorfgemeinschaft Fremden gegenüber. Jeder Jüngling einer Nachbargemeinde, der sich in eine einheimische Frau (und deren Besitz) verliebte, konnte zu jemand werden, der potentiell den Besitz der Gemeinschaft auf noch mehr hungrige Mäuler verteilte. Deshalb errichteten die Gemeinden (auch mit dem Seitenblick auf die Bevölkerungsexplosion) die Mauer des Bürgergeldes gegenüber Fremden, die sich (z.B. durch Einheiraten) in der Gemeinde niederlassen wollten.
Nur Bürger waren vollberechtigte Einwohner. Nur sie durften ein Gewerbe ausüben, mußten zwar auch Steuern bezahlen, genossen aber auch die Bürgerrechte[43]: Nutzung eines Anteils an der Allmand (dem Gemeindeland) in Form von Grund und Boden, manchmal "Krautland" und Holz.
Ein anderes wesentliches Bürgerrecht stellte das Heimatrecht dar. Beim Versagen der übrigen Solidargemeinschaften Familie und Verwandtschaft mußte zuletzt die Gemeinde zur materiellen Unterstützung einspringen, in der der Betreffende Bürger war - auch wenn er sich in einer ganz anderen Gemeinde befand[44]. Der Spruch "Fremd ist elend"[45] illustriert

diesen Sachverhalt eindringlich. Natürlich versuchten die Gemeindebürger möglichst alles zu tun, damit niemand die Armenunterstützung benötigte: Der Arme - und das war sein eigentlicher Makel - lebte auf Kosten der Gemeinschaft[40].

1.6. Die Dorfsitte - das Beispiel der Primärsozialisation

Das Leben im Bauerndorf - die Verteilung der zu knappen ökonomischen Ressourcen, die sozialen Beziehungen in Familie, Verwandtschaft und Dorfgemeinschaft, das Verhalten im Alltag und bei Festen, Heirat und Erben - folgte ungeschriebenen Gesetzmäßigkeiten. Aus den Erfahrungen in den Auseinandersetzungen mit der Natur, dem Feudalsystem (Fürst und Kirche) und den Dorfgenossen selber hatten sich in Jahrhunderten kollektive Regelungen mit bestimmten regionalen Ähnlichkeiten und gleichzeitigen örtlichen Besonderheiten herauskristallisiert, die im großen und ganzen über Generationen unveränderlich blieben. Diese "Sitte" gewährleistete eine Identität zwischen kollektivem und individuellem Bewußtsein, d.h. es herrschte eine Übereinstimmung zwischen Verhaltensweisen, Haltung und Urteilen des Individuums, der Familie und des Dorfes[47]. Als "Grammatik des sozialen Zusammenlebens"[48], als kollektiv verpflichtende Verhaltensnorm verlieh die Sitte einerseits Klarheit und Sicherheit im Verhalten, verwehrte aber gleichzeitig Abweichungen und Ausbrüche, die das mühsam ausbalancierte Gleichgewicht der dörflichen Ordnung bedroht hätten. Die Sitte setzte Lebensziele, zeichnete Lebenskarrieren klar vor und regelte auch die Rückversicherung in Notfällen. Diese Regelungen waren allen selbstverständlich und mußten normalerweise nur bei Streitfällen reflektiert werden. In einem unausgesprochenen Konsens aller Dorfbewohner wurden die Normen der Sitte ständig durch ihre Anwendung in der täglichen Praxis bestätigt und in ihrer Gültigkeit verstärkt. Die Sitte kanalisierte die Bedürfnisse der Dorfbewohner so, daß eine ständige Reproduktion der bestehenden Verhältnisse (mit ihren sozialen Ungleichheiten und dem subjektiven Leiden der Menschen unter Armut und Unterdrückung) jenseits aller

potentiellen subjektiven Wünsche ermöglicht wurde.
Als Folge dieser Tendenzen strebte die menschliche Aktivität danach, "sich praktisch zu kodifizieren, die Feste und sogar die Geste und Worte des täglichen Zusammenlebens zu ritualisieren"[49]. Die Sitte schrieb also vor, was man zu bestimmten Anlässen mit anderen zu tun, zu denken, ja zu fühlen hatte. Aus der Tradition und Tradierung ritualisierten Verhaltens entwickelten sich Gesten, Verhaltensformen vielfältiger Bedeutung - die Bräuche. Das Bauerndorf kannte eine riesige Vielfalt von Bräuchen, die meist unterschiedlichen Zyklen zugeordnet waren - Zyklen des Tages (z.B. Gebete), der Woche (z.B. Kirchgang), des Jahreslaufs (z.B. Feuerbräuche an Ostern oder am Johannistag), des Lebenslaufs (z.B. Taufbräuche[50]). Die Bräuche besaßen eine bedeutende Funktion sowohl in der Strukturierung der Zeit wie auch als Deutungsmuster der Einflüsse der den Alltag bestimmenden Mächte (Natur, Himmel, Fürst). In vielfach magischen Formen versuchte man, diese Mächte beeinflussen zu können[51].

Besondere Bedeutung besaß die Sitte in der Primärsozialisation der Kinder.
Das Ziel der Sozialisation eines Kindes war nicht primär durch individuelle oder familieninterne (also private) Bedürfnisse und Interessen vorgegeben, sondern "das Ziel der Erziehung war die möglichst reibungslose und vollständige Eingliederung in die Ortssitte"[52]. Nicht individuelle Förderung und Entwicklung der Persönlichkeit des Kindes standen im Mittelpunkt der Erziehung, sondern die Anpassung des Kindes an die herkömmlichen Werte und Normen, die das Zusammenleben im Dorf ermöglichten. "Der eigentliche Erzieher war die feststehende und allgemein anerkannte Ortssitte; Eltern und Lehrer waren nur die mehr oder weniger geschickten Mittelsleute zwischen ihr und dem Kind. Fügte sich ein Kind in die Ortssitte ein, so war es brav; kam es mit seinem eigenen Willen in Widerstreit mit ihr, so war es streitig"[53]. Das Erziehungsziel der Anpassung an die Ortssitte war allgemeiner Konsens im Dorf, deshalb konnten auch alle (erwachsenen) Dorfbewohner miterziehen. Zwar wurde den Kin-

dern auch der spezifische Standort der einzelnen Familie im Dorf und ihre Interessen (Besitzinteressen, Verwandtschaftsbeziehungen, Feindschaften) vermittelt, diese bildeten aber letztlich nur die spezifische Ausprägung der in der Dorföffentlichkeit durchgängig anerkannten Prinzipien.
Die Dorfsitte gewährleistete auch das Hineinwachsen in die Arbeit. Die Kinder lernten die bäuerlichen Arbeitsabläufe "vor Ort" an Hand der Tätigkeiten von Eltern und älteren Geschwistern kennen. Oft spielerisch, z.B. indem sie mit "kleinen Wagen" und Holzpferdchen "Rosserles" spielten[54], imitierten sie die erwachsene Arbeitswelt und waren schließlich - zumindest anfänglich - begierig, bei realen Arbeitsvollzügen mitwirken zu dürfen. In ärmeren Familien dürfte allerdings (vor allem in der Heimarbeit[55]) früh Zwang ausgeübt worden sein, um die kindliche Arbeitskraft auszunutzen.
Trotz aller Not und der Notwendigkeit, die kindliche Arbeitskraft ausnützen zu müssen, fanden aber die weitaus meisten Kinder Zeit zum Spielen. Oft genug waren sie der unmittelbaren elterlichen Aufsicht entzogen und kannten auch nicht nur die Erwachsenenwelt imitierende - später begrenzt für die Arbeit nutzbar zu machende - Spiele, sondern sie ließen Drachen steigen, schossen mit selbstgebastelten Armbrüsten, spielten Versteck und Fangen, Blindekuh, Brettspiele (Mühle), Ballspiele, ließen Kreisel tanzen usw.[56].

Der feste Rahmen der Dorfsitte machte Erziehung, d.h. das Modellieren von Bedürfnissen und Verhaltensweisen der Kinder nicht überflüssig. Es wäre ein Irrtum zu glauben, die Kinder wären "von alleine", naturwüchsig in die Dorfgemeinschaft hineingewachsen. Richtig daran ist nur, daß die elterlichen Techniken der Einpassung der Kinder nicht reflektiert wurden und aus der Sicht der Eltern nicht reflektiert werden mußten, weil diese Techniken selbst ein Bestandteil des "Normalen", "Üblichen", also der Dorfsitte waren[57].
Durch die starke Inanspruchnahme der Eltern durch die Arbeit war es diesen in den meisten Situationen nicht möglich auf die Bedürfnisse der Kinder einzugehen. Auch wenn guter

Wille der Eltern vorhanden war, ihre Kinder liebevoll zu behandeln, wurden sie oft daran durch die alltäglichen Anforderungen der Existenzsicherung, durch die ärmlichen Verhältnisse gehindert[58]. Kindliche Bedürfnisse nach Zuwendung, Wärme, Elternliebe mußten nur zu oft mißachtet werden[59]. Frommer zitiert einen Spruch seiner Mutter: "Deinen Willen mußt du brechen, mehr denn hundertmal am Tag"[60]. Dieser Spruch hätte der dörflichen Erziehung als Leitmotto dienen können. Jede eigenständige Regung des Kindes wurde beschnitten, wenn sie nicht in die autoritär vorgegebene Zielrichtung der Einspannung in die durch die Eltern und anderen Erwachsenen vermittelten Dorfsitte ging. Vom Kind wurde unbedingter Gehormsam gefordert. Die "Gehorsamkeitsdressur" war im übrigen ein Merkmal auch der bürgerlichen Erziehung im 19. Jahrhundert, die davon ausging, im "Kampf" mit dem noch "Unkultivierten" im Kind dieses nicht zuviel eigene Willenskraft und Eigenständigkeit entwickeln zu lassen. Nur unter der harten - oft strafenden Hand - der elterlichen Autorität konnte dem Kind der kindliche "Eigen-Sinn" ausgetrieben werden[61].

Zum einen prägten die Not', die Anforderungen der Arbeit, die Dinge ("das Sach") den Alltag so stark, daß an eine bewußte Erziehung aus einem Guß nicht zu denken war. Zum anderen kannten die Bauern keine private, abgeschottete personale Erziehungssituation zwischen Eltern und Kindern. Erzieher waren - wie Frommer meint - die Verhältnisse (die ökonomischen Grundkonstanten, die Besitzverteilung mit ihren sozialen Konsequenzen) und die daraus entwickelten kollektiven Regelungen des Verhaltens in der Ortssitte. Die Wünsche, Bedürfnisse der Menschen auszuleben - z.B. auch die, Kindern Liebe zu geben oder sich persönlich nahe zu kommen - blieben hilflose Ansätze oder isolierte Inseln ohne größere Auswirkung.

Die Kinder wurden letztlich nicht von autonom handelnden Eltern erzogen, sondern von übermächtigen Verhältnissen. Die Eltern besaßen relativ wenige, diesen Verhältnissen angemessene Erziehungstechniken (wie "den Willen brechen"); viele andere Erfahrungen machten die Kinder selber durch den Zusammenstoß mit der harten Realität, durch die per-

manente Erfahrung von Grenzen und von unabänderlichen Sachzwängen. Die Erziehung der Kinder - soweit sie das "Normal" - Alltägliche der Erziehungstechniken der Ortssitte nicht überschritt - blieb so eigenartig unsichtbar, da es keine großartigen, spektakulären Erziehungsakte gab. Diese relativ konturlose Erziehung der Kinder darf aber nicht als "natürliches", problemloses Hineinwachsen in eine traute Dortgemeinschaft fehlinterpretiert werden.

1.7. Resumé: Familienwirtschaft und zyklischer Prozeß

Das Leben im Bauerndorf am Rande der Schwäbischen Alb wurde bestimmt durch die ungleiche Besitzverteilung, besonders an Grund und Boden, die im Zusammenwirken mit Bevölkerungsexplosion und Besitzzersplitterung den größten Teil der ländlichen Bevölkerung im Laufe des 19. Jahrhunderts an den Rand des Existenzminimums (und viele Menschen darunter) drückte, wodurch soziale Spannungen ausgelöst wurden, die sich vielfach gewaltsam entluden[62]. Versuche der Intensivierung der Landwirtschaft konnten nur begrenzt den Trend der Verarmung auffangen. Die Formen der bäuerlichen Produktion waren und blieben eng verwoben mit den vielfach ritualisierten Verhaltens- und Kulturformen, die das Alltags- und Festleben in den Dörfern bestimmte und strukturierte.
Um die späteren radikalen Umwälzungen durch die Industrialisierung einordnen zu können, müssen Aspekte bäuerlichen Lebens genauer hervorgehoben werden:
a) die Bedeutung der Subsistenzwirtschaft
Bäuerliche Produktion und Reproduktion zielten auf die Sicherung der familiären Subsistenz. "Als zentrales Merkmal der eigentümlichen ratio der Familienwirtschaft erscheint, daß ihr Arbeitsaufwand nicht in erster Linie von einem Interesse an Profitmaximierung und von der Erzielung eines monetären Surplus diktiert wird ... Vor der Erwirtschaftung eines 'surplus' ist (die Familienwirtschaft) bestrebt, die Befriedigung der tradierten sozial-kulturell normierten Bedürfnisse familiärer Subsistenz sicherzustellen"[63].

Die bäuerliche Produktion verharrte größtenteils auf der Stufe der einfachen Reproduktion[64], d.h. es wurde fast ausschließlich[65] im Hinblick auf die Konsumtionsbedürfnisse produziert, und diese Bedürfnisse wurden wiederum bis über die Grenze zu Hunger und Armut von den gegebenen Produktionsbedingungen geformt.
Ein Redner vor dem 1. Landtag zu Hohenzollern-Hechingen 1835/6 charakterisierte die traditionelle bäuerliche Haltung zum Verhältnis von Produktion und Konsumtion (freilich ablehnend) folgendermaßen:
"Im Sommer sind die Leute freilich auch hier emsig und arbeitsam; aber im Winter sitzen sie zueinander hin und verzehren im Müßiggang die Vorräte, welche sie mit Mühe und Schweiß im Sommer über gesammelt. Sie rauchen ihr Pfeifchen mit größtem Appetit und laufen aus, um sich Kurzweil zu verschaffen und am Ende heißt es dann: Null von Null geht auf"[66].
Aus den skizzierten Charakteristika der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft läßt sich ein weiteres wichtiges Merkmal bäuerlicher Produktion und Kultur ableiten:
b) das Denken und Handeln in Zyklen
Den weitgehend in sich geschlossenen Produktions-Konsumtions-Zyklen entsprachen im Bauerndorf vielfältige Zyklen in der kulturellen Sphäre. Neben den Zeit-Zyklen[67] verstanden die Bauern die Reproduktion der materiellen und kulturellen Verhältnisse in Familie, Verwandtschaft und Dorf als einen sich über Generationen gleichförmig wiederholender Prozeß. Das Lebensziel bestand hauptsächlich darin, den Kindern bei der Hofübergabe eine Zukunft gewährleisten zu können, die (wenn möglich optimiert) der eigenen Vergangenheit entsprach[68]. Diese Form des bäuerlichen Denkens gewährleistete Stabilität und Kontinuität der gesellschaftlichen Strukturen (ökonomische Basis und Kultur) durch einen unendlichen "zyklischen Prozeß"[69]. Die Verhaltensmaßstäbe und die tradierten und weiterzutradierenden Werte und Normen der bäuerlichen Gesellschaft gewannen in der Sitte verhaltenssteuernde Relevanz für den Alltag. Die Sitte in ihrer regionalen und örtlichen Ausprägung umfaßt die Gesamtheit der sich im zyklischen Prozeß reproduzierenden

normativen Inhalte, die die Kontinuität des bäuerlichen Lebens gewährleisten sollte. Diese eigentümliche "Kontinuität im Wandel", die Sitte als konstantes Element im unablässigen zyklischen Prozeß stellt ein elementares Fundament traditioneller bäuerlicher Produktion und Kultur dar.

Lefèbvre stellt nun dem zyklischen Prozeß den "kumulativen Prozeß"[70] gegenüber, der seit dem Beginn der ursprünglichen Akkumulation[71] auftritt und durch die Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation die gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse revolutionierte.

Mit den Erscheinungsformen des kumulativen Prozesses, mit den Folgen des Zusammenpralls des Systems des bäuerlichen zyklischen Denkens und Bewußtseins mit der kapitalistisch geprägten Rationalität in der ländlichen Region befaßt sich das folgende Kapitel.

2. Die Dynamik der Ökonomie. Der Prozeß der Industrialisierung Hohenzollerns und des Ebinger Bezirks ca. 1750 bis 1920. Konsequenzen für die "Produktivkraft Jugend"[1].

Dieses Kapital sucht erste Teilantworten auf die Fragenkomplexe 1a und 2a (vgl. Kapital 0.), also bezüglich 1. der Entwicklung der ökonomischen Prozesse in der Region und 2. der Bedeutung der Jugendlichen in diesen Prozessen und die Rückwirkung der ökonomischen Rahmenbedingungen auf den Status der Arbeitskraft der jungen Leute[2].
Zunächst wird die Produktionsform der Protoindustrie unter beiden Aspekten untersucht (Abschnitt 2.1.) und anschließend die Fabrikindustrie (Abschnitt 2.2.).

2.1. Die Protoindustrie

Die Betrachtung der Produktions- und Lebensverhältnisse im letzten Kapitel abstrahierten größtenteils von konkreten ökonomischen Entwicklungstendenzen. In der Darstellung wurde zugunsten einer eher idealtypischen Charakterisierung der landwirtschaftlichen Lebensweise im Dorf vernachlässigt, daß sich (spätestens) seit dem 17. Jahrhundert auf der Schwäbischen Alb und ihrem Vorland eine Mischform zwischen landwirtschaftlichen und protoindustriellen Produktionsformen entwickelt hatte. Diese Mischform soll nun in ihrer Genese, ihren Auswirkungen auf die Menschen und in ihrer Bedeutung für die Industrialisierung (zunächst global, dann auf Hohenzollern und Umgebung begrenzt) untersucht werden.

2.1.1. Die Entwicklung des Verlagssystems in Deutschland

Wie schon erwähnt, integrierte die landwirtschaftliche Produktion ursprünglich eine Vielfalt (später zur Eigenständigkeit isolierte) handwerkliche Tätigkeiten (vgl. Kapitel 1). Dazu zählte auch die Herstellung von Textilien, oft Leinen, aus den Naturprodukten (z.B. Flachs). Diese ursprüngliche

Produktion für den Eigenbedarf bestand lange Zeit neben einer handwerklichen Produktion z.B. der Weber, die hauptsächlich in den Städten für einen überschaubaren Markt besonders unter städtischen und ländlichen Oberschichten (z.B. Adel) gegen Bestellung arbeiteten. Für einen zunehmend größeren Teil der Agrarbevölkerung gewann nun zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert die gewerbliche protoindustrielle Nebenbeschäftigung immer größere Bedeutung.
Für diese in ganz Mitteleuropa beobachtbare Entwicklung sind mehrere sich gegenseitig bedingende Faktoren verantwortlich:
1. Feudalausbeutung.
Adel und Kirche verstärkten den Zugriff auf das von den Bauern erwirtschaftete Mehrprodukt durch eine Ausweitung der Palette der Feudalabgaben. Im 18. Jahrhundert ergab sich, "daß bei 70 bis 80 % der mitteleuropäischen Bauern zu dieser Zeit nach Abzug des Sachaufwandes und der Belastung nur in seltenen Fällen ein Einkommen zurückblieb, von dem der Lebensunterhalt der bäuerlichen Familie bestritten werden konnte"[3].
Im 16. und 18. Jahrhundert besaß das Bevölkerungswachstum "zunächst eine kompensatorische Funktion"[4] d.h. die Bevölkerungsverluste des späten Mittelalters und des 30-jährigen Krieges wurden langsam ausgeglichen. Sodann trat aber Bevölkerungswachstum und wirtschaftliche Entwicklung in eine wechselseitige kausale Abhängigkeit ein[5].
Wirtschaftswachstum stimulierte Bevölkerungswachstum. Aber: "das Wirtschaftswachstum hielt mit dem Bevölkerungswachstum nicht Schritt, da der zunächst gegebene Einkommensspielraum nicht produktiv verwandt, sondern weitgehend vom Bevölkerungswachstum aufgezehrt wurde"[6]. Gleichzeitig wirkte aber die Ausbreitung der Protoindustrie auf die Bevölkerungsentwicklung zurück. Die steigende Kinderzahl pro Ehe entsprach der effektiven Nachfrage nach Arbeitskraft[7].
Sowohl die zunehmende feudale Ausbeutung wie das Bevölkerungswachstum zwangen die bäuerliche Bevölkerung - zunächst die kleinbäuerlichen Schichten mit kleinen ertragsarmen Feldern (zutreffend für die Schwäbische Alb, vor allem im Gebiet der Realteilung) - , die Landwirtschaft zu intensivie-

ren. Da diese Intensivierung gerade bei kleinen Flächen und schlechten Böden nur in Grenzen möglich war, blieb letzlich nur der Ausweg in eine arbeitsintensive gewerbliche Warenproduktion[8].

Die Ausbreitung einer gewerblichen Massenproduktion auf dem Lande traf auf einen 3. Faktor, der seinerseits die Protoindustrialisierung förderte:

3. Die überseeische Nachfrage und die Möglichkeit der Lieferung billigerer Rohstoffe (z.B. Baumwolle) aus den Kolonien im 16. und 17. Jahrhundert. "Die Belebung des innereuropäischen Handels und die Expansion der europäischen Staaten in die überseeische Welt griffen ineinander"[9].

Die europäischen Städte mit ihrer starr organisierten Zunftproduktion[10] konnten die Nachfrage nicht mehr befriedigen. So erschlossen städtische Kaufleute (Verleger) das brachliegende Arbeitskräftepotential der verarmten bäuerlichen Landbevölkerung und trafen dort auf die durch Verelendung diktierte Bereitschaft zur gewerblichen Produktion. Das Aufeinandertreffen der Nachfrage nach Exportprodukten einerseits und die Nachfrage nach Nebenbeschäftigung und -verdienst verlief nun aber keineswegs ideal für beide Seiten, sondern war der Beginn der protoindustriellen Ausbeutungsverhältnisses zwischen städtischen Handelshäusern und der abhängigen und weiter verarmenden Landbevölkerung.

Das ländliche Arbeitskräftepotential bot den städtischen Kaufleuten mehrere Vorteile: Im Gegensatz zu einem städtischen Zunftmeister, der auf Grund der Zunftregeln als die einzig gewerblich tätige Person in der Familie seinen Verdienst zum Lebensunterhalt in sie einbrachte[11], arbeitete auf dem Lande für die gleiche Summe eine ganze Familie. Die Produktivität des eingesetzten Kapitals konnte durch die extensive Erschließung von Arbeitskräften bei etwa gleichen Kosten vervielfacht werden[12]. Die Landbevölkerung konnte also massenhaft - unter Einschluß von Frauen und Kindern - ohne Beschränkung durch städtische Zünfte in die Produktion einbezogen werden[13]. Weiterhin kam dem städischen Verleger die Mentalität der Landbevölkerung entgegen. Die Bauern, die nun Heimarbeit nebenher betrieben, hielten am Prinzip der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft fest. D.h.

sie waren nicht an Gewinn orientiert, sondern an einem Einkommen, das ihren Lebensunterhalt sicherte - wie dies bisher das "reine" landwirtschaftliche Einkommen in Form der erzeugten Produkte auch getan hätte. Das Gegenkalkül der städtischen Verleger sah nun so aus: Er konnte bei der Lohnsumme von der benötigten Subsistenzsumme für eine Familie das landwirtschaftliche Einkommen noch abziehen. Der bezahlte Lohn stellte somit für die Heimarbeiter kein Äquivalent mehr für ihre zur Subsistenz nötige Arbeitszeit dar. Der Verleger eignete sich im Wert der so für ihn billig produzierten Waren unbezahlte Arbeit an[14]. "Ein Teil der Mehrarbeit der Bauern, die unter den ungünstigsten Bedingungen arbeiten, wird der Gesellschaft umsonst geschenkt: Dieser niedrigere Preis ist also ein Resultat der Arbeit der Produzenten und keineswegs der Produktivität dieser Arbeit"[15]. Überdies konnte der Verleger Konjunkturschwankungen bedenkenlos auf die ländlichen Heimarbeiter abwälzen. Diese waren ja (wenn auch in geringem Maße) durch die Landwirtschaft abgesichert. "Der Arbeitgeber der Hausindustrie, der Verleger, hat kein stehendes Kapital. Seine Maschinen sind die Hausarbeiter. Er kann sie jede Stunde außer Tätigkeit setzen und verliert keinen Pfennig"[16].
Mit der Etablierung eines Verlagssystems und einer umfangreichen Hausindustrie auf dem Land waren die städtischen Verleger - in einer für sie noch nicht durchschaubaren Weise - Antriebsmotoren einer neuen Form der Kapitalakkumulation geworden und damit Protagonisten des industriellen Kapitalismus des 19. und 20 Jahrhunderts. Janossy schreibt in diesem Zusammenhang: "Dem Kapital stand nur ein Weg offen, um sich aus seiner abhängigen und untergeordneten Rolle, seiner Gebundenheit an die Ergiebigkeit des Abgabenstroms[17] zu befreien, nämlich den Weg vom sekundären[18] zum primären[19] Kreislauf. Um seine Lage von Grund auf zu verändern, hatte das Kapital innerhalb des primären Kreislaufs Fuß fassen, sich in diesen einschalten, d.h. Waren für den Gebrauch innerhalb der primären Sphäre produzieren müssen."[20]. Dies bedeutet den ersten Ansatz einer nicht mehr nur an den Bedürfnissen der zahlenmäßig kleinen Oberschichten orientierten (und von ihr abhängigen), sondern auf die Massenbedürfnisse

zielenden Massenproduktion zunächst im textilen Bereich. Dieser Weg führte über die Ausbeutung der ländlichen Arbeitskräfte durch das an sich an ihnen nährende städtische Handelskapital. Die "erste Voraussetzung (der großen Industrie) ist die Hereinziehung des Landes in seiner ganzen Breite in die Produktion nicht von Gebrauchswerten, sondern von Tauschwerten"[21].
Die Landbevölkerung ihrerseits wurde ungewollt Agens im Wachstumsprozeß des entstehenden Kapitalismus[22]. Da die Heimarbeiter die grundlegende Veränderung der Produktionsweise weg von der an Autarkie orientierten, nicht-warenproduzierenden, auf den eigenen Lebensunterhalt gerichteten Landwirtschaft zur Produktion für einen anonymen Markt, zur Verflechtung in eine fast gloabale, tauschwertorientierte Massenproduktion in ihrer innewohnenden neuen Qualität nicht verstehen konnten, begriffen sie sich weiter als Bauern, die arbeiteten, um ihre Subsistenz zu erhalten. Die nicht-landwirtschaftliche Produktion der Heimarbeit erschien ihnen als quasi-handwerkliche. Durch ihr Verharren am bäuerlichen System, nur an der Subsistenz der Familie interessiert, eröffneten sie unter dem Druck der Not dem Verleger die Möglichkeit, sie im Sinne einer Akkumulation des Handelskapitals produktiv auszubeuten. Sie konnten nicht ahnen, daß unter ihren Händen Wert entstand, der - vom Verleger größtenteils angeeignet - als Kapital akkumuliert, eines Tages mithelfen würde, die große Maschinerie und das Zeitalter des Kapitalismus hervorzubringen. Der verelendete Landbewohner war Geburtshelfer der heutigen Großindustrie in den städtischen Ballungszentren[23].

Die Anzahl der in das Verlagssystem eingebundenen Landbewohner war beträchtlich: In der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es etwa 2/3 aller Dorfbewohner oder 35 bis 40 % aller Einwohner Deutschlands[24].
Im 19. Jahrhundert entwickelte sich die Beschäftigtenzahl in der Hausindustrie folgendermaßen[25]:

Jahr	Zahl der Beschäftigten im Verlagswesen	in Prozent	
		aller Beschäftigten	der im Gewerbe Beschäftigten
1800	1,0 Mill.	9	43
1835	1,4 Mill.	10	43
1850	1,5 Mill.	10	38
1873	1,1 Mill.	6	20
1900	0,5 Mill.	2	4

Bevor die Verhältnisse in Hohenzollern und den angrenzenden Gebieten geschildert werden sollen, noch einige Vorbemerkungen zur konkreten Gestalt des Verlags. Der städtische Kaufmann oder Verleger tritt entweder direkt oder über einen Ferker (Zwischenhändler) mit den Landbewohnern in Kontakt. Er bringt durch Vorschießen des Geldes ("daher der Begriff Verlag, von verlegen, gleich vorlegen, vorstrekken"[26]) für die Rohmaterialien oder durch die Lieferung dieser den Heimarbeiter in seine Abhängigkeit. Der Heimarbeiter als Produzent verliert dadurch das Eigentum an Rohstoff wie am Produkt. Nur die Produktionsmittel (z.B. Webstuhl, Wirkstuhl etc.) gehören dem Heimarbeiter in der Regel. Die Unkosten für Licht, Heizung, Bereitstellung des Raumes und ein Anteil an den Transportkosten gehen zu Lasten des Produzenten. "Er liefert ein Werk, eine Leistung"[27]. Er arbeitet nicht für einen Konsumenten wie ein Handwerker, sondern für den Auftraggeber, der das Produkt weiterhandelt. Vom unselbständigen Arbeiter unterscheidet er sich dadurch, daß er seine Arbeitskraft nicht auf unbestimmte Zeit, sondern nur zu einer bestimmten Werkleistung verdingt, die er auch von anderen für sich erbringen lassen kann[28].

2.1.2. Chronologischer Abriß: Die Entwicklung des Verlagssystems auf der Schwäbischen Alb[29].

Auf der kargen Hochfläche der Schwäbischen Alb im Ebinger Bezirk und in den angrenzenden Fürstentümer Hohenzollern-

Hechingen und -Sigmaringen wurden neben der Landwirtschaft (und natürlich dem nicht-textilen Handwerk, das hier ausgeklammert werden soll) Leinenweberei, Wollwirkerei (Strumpfstrickerei) und Stickerei betrieben.
Die Leinenweberei scheint als "uralte Nebenbeschäftigung"[30] in Süddeutschland (Augsburg, Ulm, Württemberg, Bodensee, St. Gallen und Schwäbische Alb[31] - erste urkundliche Erwähnung in Empfingen im Vorland der Alb schon ca. 843[32]) verbreitet gewesen zu sein. Auf der Schwäbischen Alb hatte sich in Urach 1661 unter staatlicher Regie ein bedeutendes Verlagssystem etabliert. Waren 1603 noch 6.000 Weber hauptsächlich auf der Alb beschäftigt gewesen, wurden es 1820 17.492 Leinenwebermeister und 2.805 Gesellen und 1832, zur höchsten Blütezeit der "Uracher Leinwandhandlungs Compagnie", gar 27.804 Arbeiter[33]. Die Kompagnien "besaßen Ankaufsvorrechte für bestimmte Bezirke, hatten monopolartige Privilegien für den Flachsverkauf und für den Weitervertrieb der fertigen Ware inne, scheiterten aber letztlich an der starken Vermehrung der Weber, deren Ware abzunehmen sie verpflichtet waren"[34]. Im Oberamt Balingen, zu dem der Ebinger Bezirk gehörte, waren 1820 zwischen 450 und 600 Leinenweber tätig. Für Hohenzollern, wo Leinenweberei ebenfalls betrieben wurde, liegen keine Zahlen vor.
Wichtiger als die Leinenweberei wurde im 18. Jahrhundert die Strumpfstrickerei auf der Ebinger Alb, wo sich um 1770 ebenfalls ein Verlagssystem ausbildete[35].
Ca. um 1800 fanden 1200 Ebinger und 400 Personen in den Dörfern der Umgebung und 600 bzw. 400 Kinder bei Wollekämmen und Spinnen, Strümpfestricken usw. Beschäftigung[36].
Die Waren wurden nach Frankreich, in die Schweiz, nach Holland, ja bis in die USA exportiert[37].
Die Leinenweberei geriet ca. ab 1800 in eine Absatzkrise (durch die napoleonischen Kriege und Zollpolitik wurden die Exportmärkte blockiert), die Strumpfstrickerei hatte ca. 1840 ihren Höhepunkt überschritten - nicht zuletzt unter dem Druck der schon bestehenden Manufakturen, so daß viele Strumpfstricker sich aus der Abhängigkeit der Verleger lösten und auf eigene Faust - und die Konkurrenz auch der Manufakturen unterbietend - produzierten[38].

"Als vollends im Jahr 1845 die erstmals im Lande aufgetretene Kartoffelkrankheit einen großen Abnehmerkreis in seiner Kaufkraft erheblich schwächte, infolge der Bewegungsjahre 1848/49 Gewerbe und Handel stockten, auch die 1850er Jahre mehrere schlechte Ernten brachten, war das Strumpfstrickergewerbe dem vollständigen Siechtum verfallen..."[39].

Leinenweberei und Strumpfstrickerei, die auf den Rohstoffen Flachs bzw. Schafwolle basierten, wurden abgelöst von Produkten auf der Basis des Rohstoffes Baumwolle. Schon ab ca. 1810 wurden mechanisch gesponnene Baumwollgarne verwendet, die sich immer mehr durchsetzten, neue Produkte traten an die Stelle der Strümpfe, nämlich "baumwollene Unterbeinkleider"[40]. Mit dem Umstellen der Produktion auf baumwollene Unterwäsche war im Ebinger Bezirk die Basis für die bedeutendste Trikotindustrie in Württemberg gelegt. Neue Maschinen wie Rundwirkstruhl (ab ca. 1850) und Strickmaschine (ab 1866) - bis ins 20. Jahrhundert teilweise noch von Hand betrieben - aber auch die Aufstellung der ersten Dampfmaschinen signalisierten das allmähliche Ende der dezentralisierten Produktion im Verlagswesen[41].
Die "alten" Leinenweber oder Strumpfstricker, die neben ihrer Landwirtschaft her im Verlagssystem produzierten, waren nicht mehr konkurrenzfähig. Den meisten blieb nichts anderes übrig, als in die Trikotwirkerei umzusteigen. Die Bedeutung des Flachsanbaus, der Flachsbearbeitung, des Spinnens, Webens ging zurück, ebenso wie die Nachfrage nach Bearbeitung von Schafwolle[42]. Die mechanisierte Produktion von Baumwollunterwäsche schien konkurrenzlos.

Auch vom hohenzollerischen Hechingen aus wurde ein Verlagssystem aufgebaut. Hechinger Juden gaben Heimarbeit an die verarmten Weber der Umgebung Hechingen und der Ebinger-Tailfinger Alb aus. Zunächst ließen sie Webarbeiten ausführen, später spezialisierten sie sich auf Korsettweberei (ab ca. 1860). Teilweise gingen die Heimarbeiterinnen mit der fertigen Ware auf dem Kopf zu Fuß von Tailfingen nach Hechingen (ca. 12-15 km mit 400 m Höhenunterschied durch den Albtrauf!), um den Botenlohn zu sparen, der zu Lasten der Heimarbeiter ging[43].

Schon mindestens seit 1761 betrieben hohenzollerische Frauen[44] im Oberamt Gammertingen, speziell in Straßberg Weißzeugstickerei (Mousselinstickerei) für schweizerische Handelshäuser z.B. in St. Gallen und Appenzell[45]. Stückferker als Zwischenhändler lieferten Rohmaterial und sammelten die Ware wieder ein. In der sehr armen Gemeinde Empfingen wurde 1853 mit staatlicher Unterstüzung ebenfalls Weißzeugstickerei im Verlag von schweizerischen Häusern eingeführt. Die Bevölkerung zeigte angesichts der sehr schlechten Bezahlung allerdings keine große Begeisterung zu dieser Art der Nebenbeschäftigung, so daß schließlich nur noch bis zu 140 "arme Kinder" diese ausübten[46]. In einer anderen Gemeinde, in der die Situation nicht anders war, tröstete man sich über den geringen Verdienst damit hinweg "daß die Kinder, statt wie früher müßig zu gehen und zu betteln, zu einem arbeitsamen und tüchtigen Leben angehalten werden"[47].
Im Ebinger Bezirk, wo die Mousselinstickerei schon vor allem in Winterlingen und Lautlingen betrieben worden war, wurde sie auf staatliche Initiative hin ab 1823 auf den ganzen Ebinger Bezirk ausgedehnt[48]. Man befürchtete, aber, durch Modenwechsel und die Abhängigkeit von den weit entfernten schweizerischen Handelshäuser in Schwierigkeiten zu kommen (d.h. in schlechten Zeiten keine Beschäftigung zu erhalten). Deshalb sollte bei der Jugend der Unterricht "in den gewöhnlichen häuslichen Handarbeiten nicht vernachlässigt" werden[49], um in Notfällen auf diese zurückgreifen zu können.

2.1.3. Kinder als Arbeitskräfte in der Heimarbeit. Ein Beispiel.

An einem Beispiel, das konkret die Verwertung der Arbeitskraft von Kindern in der Protoindustrie beschreibt, werden die Verflechtungen der ländlichen Bevölkerung - und vor allem der Schwächsten, nämlich der Kinder aus verarmten Familien - in den beginnenden Akkumulationsprozeß des Kapitals in der Region deutlich.

Bericht des Lehrers Dreyel aus Streichen, die Auswirkungen der Weißstickerei auf seine Schulkinder betreffend, 1854[50].

Dreyel beklagt den schlechten Zustand seiner Schulkinder. In den 8 Jahren seiner Anwesenheit in Streichen hatte er hinreichend Gelegenheit zu beobachten, "wie das Sticken im Allgemeinen, vielmehr natürlich noch das Sticken zur Nachtzeit, wozu viele Eltern ihre Kinder eigennütziger Weise mißbrauchen, einen höchst nachteiligen Einfluß auf deren geistige und körperliche Entwicklung verursacht ... Die physischen Nachteile treten am augenscheinlichsten hervor, wenn man die Kinder, die zu Feldgeschäften verwendet werden, oder sonst so glücklich sind, ihre Jugendfreiheit genießen zu dürfen, wie einst ihre Väter auch - (deren Weber hier nur ganz wenig sind) - mit den an den Stickstock gebannten vergleicht." Die Kinder sind schwächlich von bleicher Gesichtsfarbe, haben entzündete Augen und eine "zwanghafte, verhockte Figur". Nicht nur für die körperliche, sondern auch für die geistige Entwicklung wirkt sich die Stickerei nachteilig aus "seitdem sie hier in so großem Maßstabe betrieben wird, daß nicht nur schon 6 und 7jährige Kinder streng dazu angehalten werden, ja auch die erwachsenen Söhne meist keinen anderen Beruf ergreifen:" "Die Eltern ermahnen nicht mehr: 'lern', sondern - 'stick'!" Die Kinder versäumen die Schule, oder brüten in der Schule gedankenlos vor sich hin, können sich kaum wach halten, sie können nichts mehr lernen. Besonders ist dies bei Kindern festzustellen, die "halbe Nächte hindurch fortsticken ..., was mit dem Ausdruck 'Durchsticken' bezeichnet wird, das man häufig hören kann." Die Kinder werden bei dem "mechanischen, geisttödtenden Geschäft" in ihrer Entwicklung schwer beeinträchtigt.[51] Der Lehrer betrieb mit diesem Bericht an den Kirchenconvent in den Augen der Ortshonoratioren "Nestbeschmutzung". Nach zwei Jahren (!) antworteten sie auf die Anklage des Lehrers. Sie bestreiten rundweg, daß das Sticken irgendwelche Nachteile für die Kinder brächte. Als Beispiel werden u.a. die Kinder des Schultheißen angeführt, der den Brief selbst unterschrieb, die gut ernährt seien und auch kräftige Gestalten hätten. Im Fall

einer anderen Familie geben sie dem Lehrer hämisch recht, allerdings sei die Ursache der Malaise bei dieser Familie nicht die Stickerei. Die Kinder wachsen vielmehr in "Trägheit und Faulheit und Schmutz auf, denn in Fleiß und Anstrengung; wahrlich hier wird nur zu wenig gestrickt, obwohl der Vater als Dreher sehr thätig ist und alles auf die Nahrung seiner Kinder verwendet, dagegen als Kindererzieher eben auch mit denen zusammenfällt, mit denen er zusammenwohnt - im Armenhaus." Voller Distanz blicken die Dorfoberen auf das faule Pack herab, das es nicht einmal schafft, seine Kinder zur Arbeit anzutreiben. Ist Armut schon persönliches, individuelles, ja selbstverschuldetes Schicksal, so sind die Armen eben auch noch faul und unfähig dazu.
Sticken ist unschädlich - wie die eigenen Kinder der dörflichen Oberschichteltern beweisen - aber doch notwendig. "So müssen denn die weitaus meisten Kinder hierorts sticken, um mit dazu beizutragen, daß ihre Eltern die Haushaltung fortführen können, und haben die Kinder in den letzten Theuerungsjahren mitgeholfen, daß hierorts Niemand Hungers gestorben ist, so sollen sie jetzt solches Geschäft treiben, damit die Familien nicht wieder dem Bettel verfallen, vielmehr ihr eigenes Brod essen und insbesondere auch ihre Steuerrückständigkeiten entrichten können, um welcher willen sie auf Oberamtlichen Befehl gepreßt werden sollen." Das Interesse der Dorfhonoratioren wird klarer: Die Kinder sind als Arbeitskräfte mitzuverwenden, damit das Existenzminimum der Familie erreicht wird, um zu verhindern, als Arme der Gemeinde und damit der Gemeinschaft auf der Kasse zu liegen. Es muß sogar soviel verdient werden, daß die Gemeinschaft die Steuern abschöpfen kann.

2.1.4. Auswirkungen des Konflikts zwischen der neuen Profitrationalität der Protoindustrie und dem Prinzip der traditionellen bäuerlichen Subsistenzwirtschaft.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts war eine zunehmend größere Anzahl von Familien im Untersuchungsgebiet auf Nebenerwerb

neben der Landwirtschaft angewiesen, um ihre Subsistenz sichern zu können. Dabei bedingten sich Landwirtschaft und Heimarbeit gegenseitig. Da weder die landwirtschaftliche Produktion auf den meist winzigen Landflächen[52] noch die Heimarbeit allein die Familie ausreichend ernähren konnten, gelang es nur bei der Verknüpfung beider Produktionsformen, das Existenzminimum der Heimarbeiterbauernfamilie zu erreichen. Gleichzeitig trieb die Notwendigkeit zum Nebenverdienst in der Heimarbeit die Menschen in Abhängigkeit vom städtischen (meist schweizerischen) Verleger, der die Löhne soweit wie möglich drückte[53].

1854 waren in den Gemeinden des Ebinger Bezirks bis über ein Drittel aller Einwohner (d.h. ein noch höherer Anteil der arbeitsfähigen Bevölkerung) mit Mousselinstickereien (Weißzeugstickerei) beschäftigt[54], wobei die Durchschnittsverdienste äußerst niedrig lagen[55]. Für Hohenzollern kann nach den Ergebnissen einer Umfrage von 1872 geschätzt werden, daß in Heimarbeiterbauernfamilien die Heimarbeit ca. 1/3 bis zur Hälfte zur Subsistenz der Familie beitrug[56]. Wenn nun die Verdienste sanken[57] oder die Lebensmittelpreise stiegen[58], konnte bei angenommenem gleichbleibendem Anteil der landwirtschaftlichen Produkte das entstehende Defizit nur durch Mehrarbeit der Familienmitglieder in Heimarbeit ausgeglichen werden[59].

Die Menschen waren gezwungen, sich in der Konkurrenz der anderen vermehrt um Nebenerwerb zu bemühen[60]. Alle Familienmitglieder, die produktiv sein konnten - so auch die Kinder - mußten mobilisiert werden. Wenn das Arbeitskräftepotential der Familie in Personenzahl und Arbeitszeit nicht voll ausgeschöpft wurde, drohte das Absenken des Existenzminimums. Wenn Kinder zur Nachtarbeit angehalten wurden, bedeutete dies die äußerste Mobilisierung von Arbeitskraftreserven, um die materielle Existenz der Familie zu erhalten.

Kinder wurden schon immer mit zur landwirtschaftlichen Arbeit herangezogen. Man erinnere sich an Lehrer Dreyels Formulierung, daß die Kinder, die zur Feldarbeit verwendet werden, glücklich seien, ihre Jugendfreiheit genießen zu dürfen[61]. Nun wurden Kinder unter totaler Ausschöpfung ihrer physischen (und wohl auch psychischen) Leistungsfä-

higkeit entscheidend mitverantwortlich für das Überleben der gesamten Familie. Galt dies zunächst hauptsächlich für Notzeiten wie in den Jahren 1846/47, wurde die kindliche Arbeitskraft auch später zunehmend als wesentlicher Einkommensfaktor für die Familie eingeplant.
Dieses Faktum wurde (neben der Verschlechterung der Lebensbedingungen durch die Bevölkerungsexplosion und Bodenzersplitterung) durch die Verstrickung eines zunehmenden Bevölkerungsanteils in das Verlagssystem verursacht. Durch den ungleichen Tausch zwischen Heimarbeitern und Verlegern, die sich durch inäquivalente Entlohnung einen Teil der Arbeitskraft der Heimarbeiter in Form der von diesen produzierten Textilien unbezahlt aneigneten, blieb der Heimarbeiterbauernfamilie zuletzt ein so geringer Wert zur Realisierung der eigenen Subsistenz, daß nur durch die Mobilisierung der Schwächsten - der Kinder - ein Überleben möglich war.
Die Familie wurde durch die Ausbeutung der Verleger zur erbarmungslosen Selbstausbeutung gezwungen.

Dieses System der Ausbeutung und Selbstausbeutung in der Heimarbeit beruhte auf dem Beharren der Heimarbeiter-Bauern auf einer zentralen Konstante des bäuerlichen Bewußtseins: dem Grundprinzip der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft. Dieses tradiionelle Wirtschaftsprinzip (zentrale Bedeutung von Grund und Haus und der fast ausschließlichen Gebrauchswertproduktion für den Konsum in der eigenen Familie) wurde in eigenartiger Ungleichzeitigkeit konfrontiert mit dem neuartigen Profitkalkül der Verleger. Und genau aus dem Zusammenprall dieser Profitrationalität mit den archaischen Strukturen (bei der Unmöglichkeit der Heimarbeiterbauern, die Bedeutung des neuen Profitprinzips für die künftige kapitalistische Wirtschaftsform erkennen zu können), ergab sich eine Stabilität der Abhängigkeit der Landbevölkerung von den Verlegern mit ihren skizzierten Folgen. Die Heimarbeiterbauern rutschten ungewollt in Verhältnisse, die sie nicht anstrebten, und versuchten, so viel wie möglich aus der "alten" bäuerlichen Tradition herüberzuretten. Sie begriffen sich nach wie vor als

Bauern und lebten, handelten und dachten wie solche und verteidigten ihre bäuerlichen Prinzipien. Paradox ist, daß gerade durch eine solche "konservative" Haltung der Werttransfer aus dem hauswirtschaftlichen in den kapitalistischen Sektor möglich wurde. Das Festhalten an der Tradition führte letztlich zu ihrem Untergang durch den alle Lebensverhältnisse revolutionierenden industriellen Kapitalismus[62].

Die Einbindung ins Verlagssystem brachte nun aber nicht nur Verelendung und Not mit sich, sondern es wurden auch neuartige zukunftsweisende Tendenzen sichtbar:
1. Da die reine Bauernwirtschaft kaum Geld kannte (in Heiratsurkunden[63] waren z.B. 1844 trotz verbreiteter Heimarbeit die Hauptanteile der Vermögen immer noch Grund und Haus), eröffnete das in der Heimarbeit verdiente Geld neue Möglichkeiten. Es war z.B. denkbar geworden, wenn auch noch kaum in die Realität umgesetzt, daß sich eine Ehe nicht auf Grund und Boden gründen konnte, sondern auf eine Geldsumme. Die alten bestimmenden Elemente der bäuerlichen Gemeinschaft wären damit ins Wanken gekommen. Noch war es nicht so weit - die Geldvermögen waren zu gering, es konnte kaum gespart werden, und es gab so gut wie nichts zu sparen.
Wichtiger war die Möglichkeit zur Entwicklung neuer Bedürfnisse durch das Vorhandensein von Geld. Neue Konsummöglichkeiten wurden erschlossen: Neuartige Kleider, einfache Möbel oder "luxuriöser" Krimskrams wie Schmuck o.ä.[64].
Alles in allem barg die Protoindustrie in sich Keime, Potenzen und Potentialitäten, die schließlich, das eigene System sprengend, hinauswiesen auf die Zukunft des industriellen Kapitalismus.
2. Das Überleben von Prinzipien der bäuerlichen Produktionsweise hatte in "besseren" Zeiten - also bei ausreichendem Verdienst und einem guten Jahr in der Landwirtschaft oder direkt nach der Ernte - eine "eigenartige" Folge: dadurch daß weder das Profitprinzip noch das Prinzip , zur Vorsorge Geld zu sparen, bekannt war, hörten die Heimarbeiter nach Erreichen der Subsistenz zu arbeiten

auf und gaben sich der Muße hin. Wenn der Druck der Not nachließ, setzte gemächlichere Arbeit ein, von Pausen durchsetzt[65]. Bei aller drohenden Not gab es doch "Nischen".

Reichenheim, der Hohenzollern-Hechingen 1853 im Auftrag der preußischen Regierung bereiste und die Gewerbeverhältnisse untersuchte, zitierte die Aussagen (wohl von Dorfhonorationen), daß "bei der arbeitenden Bevölkerung ein entschiedener Hang zur Untätigkeit, Faulheit, zu Lastern aller Art vorhanden" sei[66]. "Sehr wenigen Menschen ist das Glück zu Teil geworden, Beharrlichkeit und Ausdauer zu besitzen ..."[67]. Er konstatierte "Unlust zu jeder Gewerbstätigkeit- ... die bei der größten Beharrlichkeit, bei der angestrengtesten Tätigkeit nicht so viel Verdienst abwirft, daß man die nötigsten Lebensbedürfnisse damit bestreiten könne."[68] Die bäuerliche Mentalität der Heimarbeiter, nicht um des Profites willen zu arbeiten, sondern in möglichst weitgehender Selbstbestimmung über den Arbeitsprozeß das Existenzminimum zu sichern, wurde als Faulheit interpretiert. Die eigentlich einsichtige Erkenntnis, sich bei einer auf Dauer stumpfsinnigen, "lustfeindlichen" Arbeit wie z.B. Sticken oder Weben nicht völlig zu verausgaben, wo sich doch der erkennbare Nutzen, d.h. der Verdienst, in Grenzen hielt, wurde als eher bösartige Verweigerung angesehen.

Hinter den Angriffen und Unterstellungen gegen das Verhalten und Denken der breiten Bevölkerung stand darüber hinaus ein ökonomisches Problem:

Es zeigte sich, daß der Gewinn der Verleger aus dem Verlagssystem an eine Grenze stieß: Die Heimarbeiter waren nicht über das von ihnen selbstgesetzte Limit hinaus zur Produktion von Waren bereit. Besonders in für die Heimarbeiter "guten" Zeiten bedeutete dies aber für den Verleger ein Stagnieren seines Gewinns. Die bäuerliche Mentalität - also die "Unlust", die "Untätigkeit", der "Müßiggang" usw. - das Verharren in einer "zyklischen" Orientierung setzte der kapitalistischen Akkumulation tendenziell Grenzen. Umso größer die Kapitalien der Verleger geworden waren, desto schwieriger wurde es, aus den "störrischen"

Heimarbeitern eine gleich hohe Durchschnittsprofitrate herauszupressen. Die Produktionsweise des Verlags stieß an ihre Grenzen. Eine neue Produktionsform mußte gesucht werden, eine, die das unprofitable bäuerliche Bewußtsein besser ins Joch des Profitdenkens spannen konnte[69].

2.2. Die Fabrik auf dem Lande und ihre jugendlichen Arbeiterinnen und Arbeiter.

Der Abschnitt 2.2. treibt die Untersuchung vor dem Hintergrund der Fragestellungen 1a. (ökonomische Rahmenbedingungen) und 2a. ("Produktivkraft junge Leute") zur Analyse der Fabrikproduktion weiter. Dabei wird auf einen Abschnitt, der dem Abschnitt 2.1.1. entsprechen würde (Behandlung der globalen Verflechtung des regionalen Industrialisierungsprozesses), verzichtet und auf die einschlägige Literatur verwiesen[1], einschließlich des Problems der arbeitenden Kinder und Jugendlichen[2]. Beide Probleme sind in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Industrialisierung breit im globalen Rahmen abgehandelt, aber keineswegs in regionalen Ausprägungen und so gut wie überhaupt nicht bezüglich ländlicher Regionen[3].

Dieser Abschnitt befaßt sich zunächst mit der Frühzeit der Industrialisierung und der Arbeitssituation der jungen Leute in den Manufakturen (2.2.1.), gibt sodann einen Überblick über die Industrialisierungsgeschichte der Region (2.2.2.) und untersucht Gesetzmäßigkeiten und Strategien der Erschließung des ländlichen Arbeitskräftepotentials (2.2.3.), bevor die Konsequenzen dieses Prozesses für die (jungen) Frauen (2.2.4.) und Kinder und Jugendliche (2.2.5.) analysiert werden. Ein Resumé faßt die Ergebnisse zusammen (2.3.).

2.2.1. Der Zwang der Not.
Die Arbeitssituation von Kindern, Jugendlichen und jungen Frauen in den Manufakturen 1840 - 1860.

Werfen wir einen Blick auf die ersten Fabriken (oder für die Anfangszeit zutreffender: Manufakturen), ihre Arbeiter und die Arbeitsverhältnisse. Betrachten wir dabei schwerpunktmäßig die Situation der Kinder, Jugendlichen und jungen Frauen in den neuentstehenden Fabriken.
1838 wurde in Karlstal bei Haigerloch vom Fürsten eine mechanische Baumwollspinnerei gegründet, die 1841 ihren Betrieb aufnahm. Die "Fabrik" (in Wirklichkeit eine Manufaktur) hatte eine sozialpolitische Funktion. Sie wurde im bevölkerungsreichsten Teil des Fürstentums Sigmaringen (zu dem das Oberamt Haigerloch gehörte) errichtet, um "das industrielle Leben in diesem abgeschiedenen Teil des Fürstentums zu heben und der ärmeren Bevölkerung daselbst Verdienst zu schaffen"[4].
In der Fabrikordnung von 1838 ist die Arbeitszeit "von früh 6 bis Mittag 12 Uhr und von Nachmittag 1 Uhr bis abends 8 Uhr", also mit 13 Stunden angegeben[5]. Bei den Pflichten des Meisters wird gefordert, "genaue Aufsicht zu halten, daß die Spinner die ihnen beigegebenen Arbeiter, Kinder etc. zu exakten Arbeit anhalten, selbe aber stets mit Güte behandeln"[6]. "Schulpflichtige Kinder dürfen nur in soweit zu Fabrikarbeiten verwendet werden, als hierdurch der gesetzliche Schulbesuch nicht beeinträchtigt wird"[7]. Da nur im Winter regelmäßig Schulunterricht stattfand, läßt sich aus dem Fabrikreglement schließen, daß auch Kinder unter 14 Jahren 13 Stunden täglich in der Spinnerei arbeiteten.

Die Diskussion im Vorfeld und auch nach der Verabschiedung einer "Verordnung in Betreff der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken, Hütten und Pochwerken vom 11. März 1856", gültig ab 1857, gibt näheren Aufschluß über die Arbeit von Kindern und Jugendlichen in den Fabriken (hier bezogen auf Karlstal).
Schon als 1854 diskutiert wurde, ob man Kindern und Jugendlichen unter 16 Jahren in ihrer 13-stündigen Arbeitszeit

nicht vormittags und nachmittags jeweils 1/2 Stunde Pause gewähren solle, wehrte sich die Fabrikverwaltung vehement: Die Vermehrung der Fabriken in Hohenzollern würde verhindert und jugendliche Leute könnten in Fabriken nicht mehr beschäftigt werden, wenn diese Regelung durchgesetzt würde. Da die Kinder und Jugendlichen "gar häufig älteren Personen als Handlanger dienen, und diese älteren Arbeiter ebenfalls nicht arbeiten können"[8], müßte das ganze Geschäft während der Pausen eingestellt werden. 1856 wurde die erwähnte Verordnung erlassen. Für Kinder und Jugendliche, die in Fabriken beschäftigt wurden war vorgesehen: Kinder unter 12 Jahren durften ab 1856 gar nicht mehr beschäftigt werden, die 14-jährigen nur 6 Stunden täglich, die 14-16-jährigen 10 Std. täglich. Neben der einstündigen Mittagspause waren zwei 1/2-stündige Pausen zu gewähren. Schulbesuch mußte nachgewiesen und ermöglicht werden.
Auf 31.12.1856, also auf den Tag vor dem Inkrafttreten der Verordnung datiert ein Brief von 29 Eltern, darunter drei Witwen, von in Karlstal arbeitenden Kindern[9] aus Gruol, Trillfingen, Stetten, Weildorf, Haigerloch und Bittelbronn an die Königliche Regierung in Sigmaringen mit der Bitte "um gnädigste Dispense, die Kinder von 14 bis 16 Jahren wie bisher in die Fabrik Carlsthal Schiken zu dürfen"[10]. In dem Schreiben heißt es:
"In unserem Unterlande leben die meisten Unterthanen vom Feldbau und der Viehzucht, da aber auch viele Familienväter nicht hinreichende Feldgüter besitzen, um davon leben und ihre betreffenden nöthigsten Bedürfniße bestreiten zu können, so ist den wenigen Unvermöglichen ein Nebenverdienst entweder durch ein Handwerk oder Tagelöhnerarbeit höchst notwendig... Seit dem Bestehen der Fabrik Carlsthal hat der Verdienst sehr wohltätig auf die ärmere Volksklaße eingewirkt, indem mancher Familienvater, der 1, 2,bis 3 aus der Schule entlassene Kinder in die Fabrik schikte, in den Stand gesetzt wurde, seine dringendsten Ausgaben bestreiten zu können, wogegen außer dieser Verdienstquelle manche Familie hart zu kämpfen gehabt hätte." In manchen Fällen seien Knaben und Mädchen so lange in der Fabrik geblieben, "bis sie sich ein ordentliches Vermögen erspart, dann sich ein Anwesen erworben haben und als verehelichte,

und in ziemlich guten Verhältnissen befindliche Bürger und Bürgersfrauen lebten." In Karlstahl "treten die meisten jungen Leute mit dem 16. und 17.ten Altersjahre wieder aus der Fabrik, die Knaben lernen ein Handwerk oder widmen sich sonst einem anderen Verdienstzweig und die Mädchen gehen in einen Dienst oder in die Lehre weiblicher Arbeiten." Nach diesen Darstellungen der Bedeutung der Fabrikarbeit wird diese selber genauer beschrieben: "Zu den Spinnwägen sind dem Spinner Hilfsleute unentbehrlich, und kann hiezu nur kleine Leute - Kinder - verwendet werden, weil solche ihre Arbeiten unter den fahrenden Wagen zu verrichten haben, weil für diese Geschäfte kein großer Lohn bezahlt werden kann." Die Spinnwagen sind 12 1/2 bis 13 Std. in Tätigkeit, "was keine zu große Anstrengung für die Kinder ist, da ihnen überdies immer gestattet ist, während der Arbeitszeit ein Brod zu essen." Auch hier wird wieder mit der Entlassung der Kinder gedroht, wenn die Verordnung durchgesetzt würde, so daß klar wird, daß die Fabrikverwaltung die 29 Eltern durchaus eigennützigerweise eingespannt hat. Die Lage der Bevölkerung - zumindest eines großen Teils davon - ist derjenigen vergleichbar, die im Bericht des Lehrers aus Streichen beschrieben wurde. Viele Familien waren auf Nebenerwerb angewiesen, da ihr Stückchen Land nicht genug abwarf. Wurde in Streichen und den Nachbarorten der Nebenerwerb durch Teile der Familie (viele Frauen, einige Männer und viele Kinder) innerhalb ihrer selber erwirtschaftet, begegnet uns hier eine neue Form familialer Arbeitsteilung. Die Kinder, traditionell im Vergleich mit der Arbeitskraft der Erwachsenen eher periphere Arbeitskräfte im bäuerlichen Haushalt, wurden in die Fabrik geschickt. Sie wurden also aus den ansonsten weiter an der bäuerlichen Wirtschaft festhaltenden Rest-Familie ausgegliedert und erhielten eine wichtige Bedeutung für das Überleben der Familie. Sie deckten das zur Subsistenz der Familie fehlende Defizit durch Geld aus ihrer Lohnarbeit. Anders ausgedrückt: Die Eltern waren gezwungen, die Arbeitskraft ihrer Kinder gegen Geld an die Fabrik zu verkaufen, um die Existenz der Familie gewährleisten zu können[11]. Gegenüber der Heimarbeit ergaben sich

wesentliche Unterschiede: Die Produktionseinheit der Familie wurde aufgegeben - zunächst durch die "weniger wichtigen" Familienmitglieder. Die Arbeitskraft der Kinder wurde der Disziplin einer Fabrikordnung unterworfen, die mit der bäuerlichen Vorstellung von Arbeit nichts mehr gemein hatte. Der Fabrikarbeiter verpflichtete sich, nicht mehr nur seine Arbeitskraft für die Zeit der Herstellung einer Ware zu verkaufen, sondern er verkaufte primär seine Arbeitskraft für eine bestimmte fixe Zeit und erhielt in dieser seine Tätigkeit zudiktiert. Die potentielle Selbstbestimmung über den Arbeitsrhythmus in der Heimarbeit (Muße, Pausen, Abbrechen der Arbeit bei Erreichen der Subsistenz)[12] und auch der Besitz der einfachen Produktionsmittel wurde abgelöst durch ein strenges Reglement unter der Aufsicht der Fabrikverwaltung, das bedeutend weniger individuellen Spielraum zuließ. Die Bestimmung über die Art und Weise der Produktion war dem Arbeiter dadurch aus der Hand genommen, daß er die Produktionsmittel nicht mehr besaß (bzw. auch bei juristischem Nicht-Besitz nicht in eigenem Gutdünken darüber verfügen konnte).
Der neuartige Lohnarbeiterstatus der fabrikbeschäftigten jungen Leute eröffnete neben dem problematischen Aspekten durch das regelmäßige Geldeinkommen aber auch Möglichkeiten: Wurden die Aussichten auf ein späteres bürgerliches Leben der Fabrikarbeiter in dem Schreiben angesichts der niedrigen Löhne auch zu rosig dargestellt, so stand den armen Jugendlichen, denen vorher Qualifikation, Heirat und damit die Anerkennung als volles Gemeindemitglied versagt war, jetzt über eine Lehre, der Erwerb eines kleinen Gutes und ein wenig Besitz zumindest potentiell ein Ausweg aus ihrem unterprivilegierten Armenstatus offen.
Im Schreiben der 29 Eltern wurde angedeutet, daß vor allem männliche Jugendliche nur relativ kurze Zeit in der Fabrik blieben, um dann mit erspartem Geld das Lehrgeld für eine Ausbildung bezahlen zu können. Diese Tendenz wird erhärtet durch Berichte aus einer anderen Fabrik in der Nähe Sigmaringens. "Mit Ausnahme der Mädchen, welche sämtlich sich des guten Verdienstes wegen nur als Weberinnen anstellen laßen, wenn sie Willens sind permanent sich dem Fabrik-

dienst zu widmen, findet ein jährlicher beinahe regelmäßiger Wechsel unter den Knaben statt. Schulentlassene treten ein und solche, die 1 - 2 Jahre Fabrikdienstzeit durchgemacht haben, treten wieder aus, um ein Handwerk zu lernen, und nicht selten haben die Eltern ihre Kinder in die Fabrik geschickt, weil sie zum Handwerk noch zu jung sind oder sich die Mittel zu Erlernung eines solchen dadurch erst erwerben mußten"[13].

Arme Jugendliche nahmen also bewußt die harte und relativ schlecht bezahlte Fabrikarbeit nur für eine begrenzte Zeit in Kauf[14]. Die Fabrikarbeit der Jugendlichen hatte so den doppelten Zweck, einmal die Subsistenz der ganzen Familie zu sichern und andererseits den Start in ein bürgerliches Leben zu ermöglichen.

Im Umkehrschluß gingen aber nur solche Jugendliche in die Fabrik (oder wurden von den Eltern geschickt), die sonst keine andere Chance hatten, beide Ziele zu erreichen: also die unterprivilegierten Armen. Nur die von der Not und Aussichtslosigkeit Getriebenen begaben sich ins Joch der harten ungewohnten Arbeitsbedingungen der Fabrik. Für die meisten von ihnen blieb Fabrikarbeit eine bewußt in Kauf genommene Ausnahmesituation.

Wenn es irgendwie möglich war, suchte man ohne die von den Arbeitsbedingungen her unattraktive Fabrikarbeit über die Runden zu kommen. "Da sowohl in Hohenzollern wie im benachbarten Württemberg das Stickereigeschäft so schwunghaft betrieben wird, daß Verdienstsuchende in der Haimath (d.h. in ihrem Wohnort) denselben gegenwärtig hinlänglich finden, sie nur ausnahmsweise ihr Brod in der Fremde zu suchen genöthigt sind"[15]. Den Broterwerb außerhalb des Hauses und Grundes, außerhalb der Gemeinde in einer Fabrik zu suchen, war für die Menschen noch völlig fremdartig. Die Heimarbeit wirkte sich daher in ihren bedeutenden Verbreitungsgebieten als Konkurrenz für die jungen Fabriken aus.

Betrachten wir nun die Struktur zweier Manufakturen an Hand der Anzahl der Arbeiter, ihrer Alter, ihres Geschlechts und der verdienten Lähne. Es handelt sich um die 1838 gegründete Weberei und Spinnerei von L. Stölker & C. Delisle[16]

in Lauchernthal. Die ausgewerteten Verzeichnisse - die einzigen ähnlich ausführlichen aus dieser Zeit - stammen von 1857[17].

Bemerkenswert an der Arbeiterstruktur der Manufakturen ist zunächst das niedrige Durchschnittsalter der Arbeiter. Über 2/3 aller Arbeiterinnen waren unter 25 Jahren alt, 50 % unter 21 Jahren, bei den männlichen Arbeitern der Weberei sogar beinahe 2/3. Der Anteil der unter 16-jährigen betrug in der Spinnerei 21,4 % bei den Jungen und 12,9 % bei den Mädchen[18].

Dieses Überwiegen der jungen Leute in der Fabrik stützt die These, daß Fabrikarbeit in erster Linie als "notwendiges Übel" angesehen wurde, daß sie als zeitlich begrenzte Möglichkeit zum Geldverdienen Bedeutung hatte. Interessant ist weiterhin der vor allem bei der Weberei sehr hohe Anteil der Frauen an der Zahl der Arbeiter (79 %)[19]. Bei der Haupttätigkeit des Webens waren hauptsächlich Frauen beschäftigt - ein Faktum, das sich in der Entwicklung der Industrie zur Trikotfabrik ändern sollte. Mit zunehmender Mechanisierung und Technisierung wurde die Geschicklichkeit der Frau, der man technischen Sachverstand absprach, auf arbeitsintensive Nebentätigkeiten wie Nähen verschoben. Die Frauen wurden von den Wirkstühlen verbannt.

Wenn wir die Löhne in Spinnerei und Weberei untersuchen, wird deutlich, daß harte körperliche Arbeit und natürlich die Beaufsichtigung der Arbeiter den höchsten Lohn erbrachte (Meister, Aufseher, Schlichter,"Mule Jenny Spinner"). Die physischen leichteren, aber Geschicklichkeit erfordernden Arbeiten (Weben, "Mule Jenny Aufsetzen", "Throstle Aufsetzen") wurden entweder hauptsächlich von Frauen oder auch jungen Männern (bis ca. 18 - 19 Jahren, vgl. "Mule Jenny aufsetzen") ausgeführt. Die Durchschnittstaglöhne (in Kreuzern) betrugen:

Weberei		Spinnerei	
Männer	Frauen	Männer	Frauen
55,5	34,6	32,2	25,2
bei Jugendlichen unter 16 Jahren:			
(27)	16,5	21,9	15,1

Sie waren aus diesem Grund bei den Männern viel höher und bei den Erwachsenen höher als bei den Jugendlichen[20].
Es lassen sich natürlich auch Rückschlüsse ziehen auf das Kalkül der Unternehmer: Auf der Stufe der sehr arbeitsintensiven, noch relativ geringen Mechanisierung mußten möglichst viele billige Arbeitskräfte, d.h. Frauen und Jugendliche oder Kinder eingestellt werden. Diese bildeten aber gleichzeitig den Personenkreis, der in der bäuerlichen Wirtschaft am ehesten - unter dem Druck der Not - "ausgelagert" werden konnten. Die Arbeitskraft des Mannes war für die harte Feldarbeit weniger entbehrlich, als die Arbeitskraft etwa einer halberwachsenen Tochter.
Die ersten Arbeiter in den Fabriken waren nach der bäuerlichen Denkweise also die "zweite Garnitur" der ländlichen Arbeitskräfte, im doppelten Sinn:
1. Sie waren so arm, daß sie Nebenbeschäftigung neben der Landwirtschaft benötigten,
2. sie waren "schwach", d.h. keine Arbeitskräfte im vollen Sinn, an einer vollen Manneskraft gemessen.
Der Geruch, Armen- und Schwachen-Beschäftigungsanstalt zu sein, haftete den Fabriken an[21] - neben ihrer neuartigen, ungewohnten, der bäuerlichen Arbeit völlig fremden Arbeitsdisziplin. Nur wer sich nicht anders zu helfen wußte, ließ sich zu einem solchen "förmlichen Sklavendienst" herab[22].
Immer noch hielten die Menschen, wenn immer möglich, an ihrer bäuerlichen Arbeitsmentalität fest - an größtmöglicher Selbstbestimmung über Arbeit und Muße innerhalb der Subsistenzwirtschaft - an der Arbeitshaltung, die Männer wie Reichenheim als lähmend für die weitere wirtschaftliche Entwicklung gegeißelt hatten[23].

2.2.2. Die Entstehung der Textilindustrie im Ebinger Bezirk ab ca. 1860 und ihre Ausdehnung nach Hohenzollern.

Zwischen den 1830er- und 1870er-Jahren entstanden auf der Südwestalb zunächst in Ebingen, dann in den Nachbargemeinden die ersten zentralen Fabrikationsorte. Schon 1834 begann in Ebingen durch die Einführung neuer Technologien (Rundstrickstühle, Dampfmaschine, Umstellung auf Baumwolle) die Entwicklung von der protoindustriellen Strumpfwirkerei zur Trikotagenindustrie, die allerdings erst nach 1870 zu größerer Bedeutung neben dem weiterbestehenden Verlagssystem gelangte[24].

Wesentliche Voraussetzungen für die Entstehung von Fabriken im Bezirk Ebingen und später in Hohenzollern waren
1. Massennachfrage nach Gütern der Textilindustrie,
2. neuartige Produktionsmittel,
3. ausreichende Infrastrukturbedingungen,
4. Vorhandensein von Kapital und
5. von Arbeitskräften.

zu 1.
Ein wichtiger Impuls zur Belebung der Textilkonjunktur war, daß sich etwa ab 1875 allmählich Unterwäsche als Massenartikel durchsetzte[25]. Bis zu dieser Zeit galt Unterwäsche als etwas Luxuriöses. Wie Inventarverzeichnisse zeigen[26], besaßen nur reiche Frauen eine spezielle Unterkleidung. Vorreiter für die neue Entwicklung war das Heer, bei dem baumwollene Unterkleidung eingeführt wurde[27]. Der württembergische Staat (z.B. in Form der "Centralstelle für Handel und Gewerbe") protegierte die junge Trikotagenindustrie nicht nur durch Aufträge ans Heer, sondern auch durch eine Handelspolitik, die durch den Wegfall der Zollgrenzen innerhalb Deutschlands und für den Export neue Märkte erschloß[28]. Die starke Nachfrage der Jahre 1873 und 1874 nach Trikotwaren förderte die Gründung von Fabriken in dieser Branche[29].

zu 2.
Nachdem Rundstühle, Strickmaschine und Nähmaschine[30] erfunden worden waren, boten sich diese zum Antrieb mit Motoren an (ab ca. 1870)[31]. Dieser technologische Fortschritt konnte sich aber nur in zentralen Produktionsorten - Fabriken - in steigender Produktivität niederschlagen.

zu 3.
Die 1860 bis Hechingen gebaute Eisenbahn wurde 1878 bis Sigmaringen weitergebaut. Sowohl der Abtransport der Waren wie die Zufuhr der Rohstoffe konnte dadurch gegenüber den Pferdefuhrwerken und dem Hausierersystem[32] entscheidend verbessert werden.

zu 4. und 5.
Durch das Verlagssystem war Kapital akkumuliert worden, das aber meist in die Städte abgeflossen war (St. Gallen usw.). Nur die Ferker (Zwischenhändler), die in der Region ansässigen Verleger (z.B. die Hechinger Juden) oder andere Wohlhabende wie z.B. reiche Wirte hatten genug Kapital zur Investition in Maschinen. Als Gebäude wurden oft Wohnhäuser oder z.B. Wirtshäuser verwendet (vgl. z.B. "Mauthe zum Löwen" in Ebingen). Aus kleinsten Anfängen heraus - von den Produzenten quasi-handwerklich begriffen - begann die industrielle Fabrikproduktion . Mangelte es auch an fixem Kapital, so schien doch das Reservoir an variablem Kapital, nämlich an Arbeitskräften, unerschöpflich zu sein.
Daß sich die Trikotagenindustrie zunächst gerade auf der Ebinger- Tailfinger- Onstmettinger- Burladinger Alb ansiedelte, hing mit der historischen Entwicklung der Protoindustrie zusammen. Ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung war mit der Herstellung von Textilien vertraut und gleichzeitig auf Nebenerwerb angewiesen[33].
Der Ausgangspunkt der Trikotindustrie bildete Ebingen, wo schon 1834 die erste Dampfmaschine aufgestellt worden war. 1870 gab es drei bedeutendere Firmen, die zu dieser Zeit von der Strumpfwirkerei auf Trikotagenfabrikation umstellten[34].
In Tailfingen wurden 1860, 1869 und 1871, teilweise durch

Arbeiter in Ebinger Firmen, die ersten selbständigen Betriebe gegründet. Bevor sich Arbeiter selbständig machten, arbeiteten sie oft im Verlagsystem für eine andere Firma, bis sie sich abnabelten. "Die Maschinen gingen erst allmählich durch Abverdienen in das Eigentum der Arbeiter über"[35]. Die neugegründeten Firmen gaben ihrerseits wieder Heimarbeit im Verlag aus, aus denen sich wiederum Arbeiter selbständig machten[36]. So verbreitete sich die Trikotagenindustrie weiter nach Onstmettingen (1884), schließlich ins hohenzollerische Burladingen (1887)[37] und Hechingen (1896)[38]. Nach der starken Nachfrage der Jahre 1873/74 nach Trikotwaren entwickelten sich die Rohstoffpreise wie die Preise für die Waren in den Jahren von 1880 bis 1890 infolge der internationalen Wirtschaftskrise ungünstig. "Viele Maschinen standen danach still und manche Trikotwirker fanden es lohnender, statt bei einem Fabrikanten zu arbeiten, selbst einen oder mehrere Rundstühle anzuschaffen und für ihren Brotgeber in der eigenen Wohnung thätig zu sein"[39]. Die internationale Krise förderte also die Entstehung vieler kleiner Betriebe, die sich gegenseitig im Preis zu unterbieten suchten[40].
Die Ausbreitung der Trikotindustrie folgte einer Gesetzmäßigkeit: "Die Produktion dieser Pfundware[41] sucht die Standorte billiger Arbeitskraft auf"[42]. Eine Ebinger Firma z.B. verlegte "die Fabrikation nach einem nahegelegenem, dem Verkehr erschlossenen Hohenzollerischen Dorfe mit starkem Überangebot von am Ort oder in nächster Umgebung ansässiger Arbeitskraft..."[43]. Die Trikotindustrie dehnte sich immer mehr von ihrem Ausgangspunkt Ebingen weg aus in die Dörfer mit großem Arbeitskräftepotential bei geringem Lohnanspruch. In ihrem Expansionsdrang und durch die Konkurrenz der Unternehmer untereinander wurde bei dem immer noch niedrigen technologischen Niveau (oft wurden in kleinen Betrieben die Maschinen noch von Hand angetrieben!) versucht, möglichst viele billige Arbeitskräfte zu erreichen.

2.2.3. Strategien der Integration ländlicher Arbeitskräfte - insbesondere junger Frauen - in den industriellen Produktionsprozeß

Daß die Produktion der Pfundware immer die STandorte billiger Arbeitskräfte aufsucht[43], wirkte sich konkret vor allem auf die "billige" Arbeitskraft der jungen Frauen aus - eine Erscheinung, die von den ersten Manufakturen her schon geläufig ist. Es entwickelte sich eine kapitalistische "Profitlogik", welche die Lebensverhältnisse der Bauern bzw. Heimarbeiterbauern mit ihren schon vorhandenen Kenntnissen in der Textilbearbeitung, ihre Mentalität des Festhaltens an der (Pseudo-)Selbständigkeit der Subsistenzwirtschaft und die gleichzeitige Armut und Not in weiten ländlichen Bezirken der Alb samt der damit verbundenen Disposition, ausbeutbar zu sein, exakt auszunutzen verstand.
Untersuchen wir einige Strategien der kapitalistischen Fabrikanten, mit denen sie die bäuerliche Bevölkerung erfolgreich in den Expansionsprozeß der Textilindustrie integrieren konnten - ohne zunächst die Arbeitskräfte alle zugleich in die weitgehend noch ungeliebten Fabrikhallen zu holen.

2.2.3.1. Kombination aus Fabrikproduktion und Verlagssystem.

Die arbeitskräfteextensive Produktionsweise der jungen Textilindustrie konnte zunächst am besten durch eine Kombination aus Fabrik und Verlagssystem[44] - also einer Kombination aus zentralen und dezentralen Produktionsorten - aufrecht erhalten werden.
Während die Strickmaschinen, soweit sie nicht von Hand angetrieben wurden, zur Herstellung des Gewebes (oder genauer: Gewirks) am produktivsten zentral in der Fabrik lokalisiert wurden, konnte die Produktion mit älteren handbetriebenen Rundwirkstühlen und die sehr arbeitsintensiven Näharbeiten (das Zusammennähen der gewirkten Halbfertigfabrikate zur Unterhose oder Hemd) per Heimarbeit an die dezentralen Produktionsorte in die einzelnen Familien ausgelagert werden[45].
Mit der Einbeziehung der für die Bevölkerung überdies schon

bekannten Heimarbeit in die Fabrikproduktion eröffneten sich für die Fabrikanten mehrere Vorteile:
1. Betriebsausgaben konnten gespart werden und auf die Heimarbeiter abgewälzt werden (z.B. Räume, Licht und Heizung[46]).
2. Eine Ausweitung der Kapazität ohne Investitionskapital war durch Erschließen neuer Arbeitskräfte für die Heimarbeit möglich[47].
3. Dadurch, daß Heimarbeit Nebenerwerb bedeutete, konnten Arbeitskräfte angeworben werden, die einen so niedrigen Lohn akzeptierten, der (wie schon im früheren Verlagssystem) allein nicht zum Lebensunterhalt ausgereicht hätte[47].
4. Sozialversicherung konnte gespart werden. Das damalige Gesetzeswerk, das 1894 auch auf Heimarbeiter ausgedehnt worden war, konnte leicht umgangen werden[49].
Im Oberamt Balingen waren 1906 3051 Arbeiter(innen) im Dienst der Trikotagenfabriken beschäftigt[50], im Regierungsbezirk Sigmaringen waren 1912 849 Hausarbeiter angemeldet, davon drei Viertel Frauen[51]. Ähnlich wie in Onstmettingen und Tailfingen muß man wohl eine erhebliche Anzahl Kinder und Jugendliche als Mithilfe der Mütter oder älteren Schwestern dazurechnen[52] - davon abgesehen, daß eine unbestimmte Zahl von Heimarbeitern zur Umgehung der Sozialversicherungspflicht gar nicht angemeldet waren[53]. Bei allen Ungenauigkeiten aller Zahlen fällt doch der sehr hohe Anteil der Frauen (über 75 %) auf[54]. Ebenso erstaunt die Zahl der Kinder (in Tailfingen zwei Drittel aller Heimarbeiter, im gesamten Oberamt Balingen sind es rein rechnerisch immerhin 25 %[55]; in Realität war die Zahl der mithelfenden Kinder sicher viel höher). Die weitaus meisten Heimarbeiter(innen) waren in der Näherei beschäftigt - dies fast ausschließlich Frauen. Die Anzahl der männlichen Trikotweber oder Stricker fällt dagegen ab[56].
Die Motivation der Mädchen, in der Heimarbeit Geld zu verdienen, erklärt sich aus der Scheu, "durch Eintritt in ein häusliches Dienstbotenverhältnis die durch das frühe Beginnen eigenen Verdienstes errungene Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu verlieren. Das gleiche Motiv hält häufig davon ab, seine Arbeitskraft im geschlossenen Betrieb zu ver-

wenden"[57].
Anderseits bevorzugten die Fabrikanten solche Arbeiterinnen bei der Ausgabe von Heimarbeit, die sie von früherer Fabrikarbeit her kannten[58]. Was schon für die frühen Fabriken um 1850/60 typisch war - relativ viele junge Arbeitskräfte in der Fabrik, die aber relativ früh wieder austraten, z.B. durch Heirat - scheint sich bis nach der Jahrhundertwende fortgesetzt zu haben. Allerdings betrieben immer mehr Frauen nach dem Aufgeben der Fabrikarbeit Heimarbeit - gleich, ob die Männen nun hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig waren[59].

Wie sah nun der Arbeitsalltag von Heimarbeiterinnen im Dienst der Trikotfabrikanten aus?
Etwa ab 1880 arbeiteten hauptsächlich in Tailfingen die ersten Burladinger Männer. Sie vermittelten Heimarbeit für Frauen und Mädchen ins hohenzollerische Burladingen. "Jeder ältere Burladinger erinnert sich noch gut an den 'Ebinger Bot', der jede Woche 3-4mal nach Tailfingen fuhr und auf seinem Pritschenwagen hoch aufgetürmt große Kisten mit Arbeit für die Burladinger brachte. Das Herbringen der Arbeit durch diesen Boten wurde vom Arbeitgeber bezahlt, während das Zurückbringen der fertigen Arbeit der Arbeiter bezahlte ... Sehr oft wurde bis spät in die Nacht hinein gearbeitet, ja oft die ganze Nacht durch. 'Wir haben oft ... morgens um 4 Uhr die Kiste zugenagelt, damit sie der 'Ebinger Bot' um halb 5 Uhr mitnehmen konnte. Wenn er damit spät abends wieder zurückkam, dann haben wir schon in aller Frühe heimlich nachgesehen, ob eine Kiste für uns auf dem Wagen steht, die wir dann selbst abholten, um nicht warten zu müssen, bis er sie uns brachte.' Oft kamen mehrere aus der Nachbarschaft in einer größeren Stube zusammen, um die Nacht durchzuarbeiten. Das war zu mehreren unterhaltender und leichter und dann - was wohl ein Hauptgrund war - konnte man auf diese Weise an Licht sparen. Dabei muß man bedenken, daß die Beleuchtung alles andere als gut war"[60].
Der grundlegende Antrieb, eine solch harte, lange Heim- oder Fabrikarbeit aufzunehmen, war immer noch der gleiche geblieben wie zur Mitte oder zu Anfang des 19. Jahrhunderts: es

war die Unmöglichkeit, ohne Nebenerwerb allein von der Scholle leben zu können.
Allerdings nahm die Anzahl derer, die erwerbstätig wurden, seit ca. 1890 sprunghaft zu. Gleichzeitig erweiterte sich die Palette von Nebenerwerbsmöglichkeiten neben der allermeist beibehaltenen Landwirtschaft: Von der Heimarbeit neben der Landwirtschaft (z.B. Näherei für Frauen oder Hauswirken für Männer) über halbselbständige und selbständige Kleinbetriebe, die ihrerseits wieder Heimarbeit ausgeben konnten, bis zur Fabrikarbeit.
Innerhalb der Familien waren die vielfältigsten Kombinationen denkbar. Oft betrieb der Vater die Landwirtschaft, die Frau nähte in Heimarbeit und die jugendlichen Söhne und Töchter arbeiteten in der Fabrik.

2.2.3.2. Die Gründung "selbständiger" Kleinbetriebe

Neben den größeren Firmen besaßen, wie wir schon bei der Entwicklungsgeschichte der Trikotindustrie sehen konnten, die Kleinbetriebe, die von (Heim-)Arbeitern der schon etablierten Fabriken gegründet wurden, eine wichtige Bedeutung. Zum einen legten sie in noch nicht industriell erfaßten Gebieten mit "brachliegendem" Arbeitskräftepotential den Grundstein zur Industrialisierung, zum anderen waren sie für die größeren Firmen Zulieferbetriebe, die eine Investitionskosten sparende Kapazitätsausweitung (oder risikolose Zurücknahme) ermöglichten.
Ein Beispiel:
Johannes Mayer aus Burladingen - genannt Strickhannes - wurde als Sohn eines Glasers und Landwirts geboren. Er war "seinem Vater auf dem Feld und in der Werkstatt behilflich und erlernte nach seiner Schulentlassung das Glaserhandwerk. Nur die damalige Übersetzung in diesem Handwerk bewog ihn, sich nach einem anderen Broterwerb umzusehen. Als 17-jähriger ging er (1884) nach Tailfingen und fand dort in einer Fabrik Arbeit als Trikotweber"[61]. Es wurde dort von 6 Uhr früh bis 10 Uhr nachts an den noch handbetriebenen Maschinen gearbeitet. 1889 machte er sich in Burladingen selbständig und stellte seine erste Handstrick-

maschine in der elterlichen Wohnung auf. Er arbeitete zuerst allein im Lohnbetrieb für eine größere Firma, bis einige Arbeitskollegen ihre Strickmaschinen in die Wohnung Mayers dazustellten. Mayer gab bald selbst Heimarbeit in die Dörfer um Burladingen aus. Die Ware - Unterhosen - wurde über Hausierer abgesetzt. Nach dem Bau der Eisenbahn Hechingen - Burladingen 1901 wurden Exportaufträge (z.B. nach England) möglich. 1908 konnte in geeigneteren Räumlichkeiten eine kleine Trikotfabrik, die teilweise wiederum in Lohn für größere Firmen arbeitete, mit Wirkerei, Strickerei und Näherei eingerichtet werden. Johannes Mayer arbeitete in Fabrik und der bis 1928 betriebenen Landwirtschaft von morgens 4 Uhr bis nachts 12 Uhr. 1919 konnte er seinen drei Söhnen das Stammhaus und die Mittel für zwei neue Fabrikgründungen übergeben[62].

Die Arbeit im Kleinbetrieb war äußerst hart. Nur bei fast unglaublicher langer Arbeitszeit war er konkurrenzfähig. Die Selbständigkeit wurde neben der Hoffnung auf höheren Verdienst als in der Fabrik durch die "Scheu der Bevölkerung vor dem geschlossenen Betrieb mit seinem Beaufsichtigungssystem"[63] begründet."'Wir wollen nicht ins Zuchthaus', kann man oft als Motiv des Übergangs zum selbständigen Wirker hören"[64]. Mit der fremdbestimmten Arbeit in der Fabrik konnten sich die durch die bäuerliche Mentalität geprägten Menschen immer noch nicht identifizieren. Die Selbstbestimmung über die Arbeit in den Kleinbetrieben konnte - wie in der Heimarbeit - nur durch extreme Selbstausbeutung der gesamten Familie erkauft werden. Die fast Tag und Nacht durch Handarbeit betriebenen Wirkstühle oder Strichmaschinen konnten bei Verhinderung des Vaters durch alle anderen Familienmitglieder übernommen werden, ebenso wie Frauen und Kinder auch zu Nebenarbeiten herangezogen wurden[65]. Da die Maschinen in den Häusern der Arbeiter aufgestellt wurden, nahmen sie überdies den größten und hellsten Raum ein. Es gab kein "Wohn"-Zimmer mehr. Ebenso wurde der Lichteinfall sowie die Luft durch die öligen und fettigen Baumwollgarne in ungesunder Weise beeinträchtigt[66].

War die Selbstbestimmung über die Arbeit, die den Menschen

in Anlehnung an die bäuerliche Produktionsweise so viel bedeutete, innerhalb der Kleinbetriebe unter diesen Bedingungen auf Kosten der Selbstausbeutung gegeben, so blieb doch eine totale Abhängigkeit von den zuliefernden Großbetrieben. Die Kleinbetriebe bedeuteten für diese eine ständig abrufbereite Kapazität. Die von ihnen nicht bewältigbare Arbeit gaben sie an die Kleinbetriebe aus, an die "Faktoren" (wie sie Reinhard nennt), die in eigener Verantwortung an ihren Maschinen Baumwollgarne verarbeiteten und ihrerseits die Näharbeiten in Heimarbeit (vgl. Johannes Mayer!) erledigen ließen.
Die Weitervergabe von Arbeit von den Groß- zu den Kleinbetrieben in deren Verantwortung bedeutete auch die Weitergabe des Disziplinierungs- und Lohndrucks vom Fabrikanten durch den Faktor an dessen Arbeiter und Heimarbeiter. Da der Faktor von den Aufträgen der Großbetriebe abhängig war - diese gaben keine Garantien für ständige Aufträge - mußte er selbst für gute Qualität und pünktliche Lieferung sorgen. Ebenso mußte er Lohnabzüge bei mangelnder Qualität auf die Schultern seiner Arbeiter abwälzen.
Zur Kontrolle der übrigen Arbeiter und zur Einsparung von Lohnkosten pflegten die Faktoren zuerst Leute aus der Verwandtschaft und aus dem Bekanntenkreis einzustellen. Der Kleinbetrieb hatte für die Arbeiter den Vorteil, lange Wege zur Arbeit in den Großfabriken oder schwierige Lieferbedingungen für Waren in der Heimarbeit zu umgehen. Arbeit am Ort zu finden, war vor allem für die Frauen und auch für das Betreiben der Landwirtschaft günstig. Für diesen Vorteil nahmen sie den niedrigeren Lohn, der durch die mehreren Zwischenstufen vom Fabrikanten bis zum Wirker in der Faktorei oder zur Heimarbeiterin begründet war, in Kauf[67]. Die Großfabrikanten erhielten demgegenüber zu den von ihnen diktierten Bedingungen ohne eigene Investitionskosten billig qualitativ hochstehende Waren, weil die Faktoren für sie den billigen Arbeitsmarkt vor allem der Frauen und der mithelfenden Familienangehörigen wie z.B. der Kinder in den kleinen Landgemeinden erschlossen. Auf raffinierte Weise an den Traditionen der proindustriellen Heimarbeit anknüpfend und die Bodenständigkeit der immer

noch mit einem Fuß in der Landwirtschaft verwurzelten Arbeiter ausnutzend, konnten so die Fabrikanten der Textilindustrie immer mehr billige Arbeitskräfte in für sie optimaler Weise in die industrielle Lohnarbeit integrieren.

2.2.3.3. Verdrängung der weiblichen Arbeitskräfte auf Nebentätigkeiten - die Nähfilialen.

Trotz der ständigen Erschließung neuer billiger Arbeitskräfte litt die Textilindustrie in Zeiten der Hochkonjunktur unter Arbeitermangel - wahrscheinlich auch wegen der Zurückhaltung der Bevölkerung, in die oft weit entfernten Fabriken und deren straffes Reglement einzutreten. Im Jahre 1900 waren selbst bei Lohnzuschlägen von 10 % "geübte Leute, besonders Arbeiterinnen" nicht zu haben[68]. 1905 wurde in Hechingen das eineinhalbfache eines Tageslohnes bezahlt, um dem Arbeitermangel abzuhelfen. "Es hätten in den hiesigen Betrieben noch über 100 Personen Beschäftigung finden können und weitere 100 konnten durch Heimarbeit etwas verdienen"[69]. Die Konkurrenz der Schuhindustrie, die besser bezahlte als die Textilindustrie, erschwerte den Arbeitsmarkt zusätzlich[70].
Insbesondere war es schwierig, Frauen zu finden. Diese wurden hauptsächlich für Nebenarbeiten wie das Zusammennähen der Stoffstücke benötigt. Nachdem ursprünglich auch Frauen an den motorisierten Rundstühlen der Großbetriebe gearbeitet hatten, wurden sie von den Maschinen zunehmend verdrängt und auf die Nebenarbeiten, von denen die extensivste das Nähen war, verwiesen.
1907 heißt es im Bericht der Gewerbeaufsicht: "An den Rundstühlen der Trikotfabrikation sind die Arbeiterinnen zum großen Teil wieder verdrängt worden, weil die größere Fingerfertigkeit eine gewisse Hilflosigkeit bei kleinen Betriebsstörungen nicht auszugleichen vermag"[71]. Wurde hier die Verdrängung mit mangelndem technischem Sachverstand begründet, dürfte der tiefere Grund in der verzweifelten Suche der Fabrikanten nach weiblichen Arbeitskräften für das Nähen liegen. Sie stellten lieber Männer, die

leichter zu bekommen waren, zum gleichen Lohn wie die Frauen an die Maschinen und verlagerten die Frauen für geringeren Lohn in den Bereich der Nebenarbeiter. Es ist deutlich, daß der arbeitskräfteextensive Teil der Trikotwarenproduktion mit den billigen Frauenarbeitskräften besetzt wurde. Die Nachfrage nach Frauen wurde so stark, daß Männer bevorzugt eingestellt wurden, wenn sie weibliche Angehörige zum Nähen hatten[72].

Die Fabrikanten gingen dazu über, gewisse Nachteile der Heimarbeit (über ein gewisses Maß konnte die Produktivität durch die größere Selbstbestimmung in der Arbeit nicht gesteigert werden, und die Produktion war unrationeller, d.h. weniger produktiv als in einer Fabrik) auszugleichen, indem sie in den Dörfern um ihre Hauptproduktionsstätten Filialen (sogenannte Nähfilialen) gründeten. Sie kamen damit "dichter" an den weiblichen Arbeitskräftemarkt heran, und manche Frau ließ sich einen Nebenverdienst nicht entgehen, wenn sie ihn in ihrem Dorf vor der Haustür erlangen konnte. Allmählich verbreiterte sich so die Textilindustrie auf den abgelegenen Dörfern der Ebinger, Tailfinger und Burladinger Alb sowie im Hinterland von Hechingen.

Kamen die Menschen wegen ihrer Verwurzelung in der Landwirtschaft nicht in die Fabrik, kam die Fabrik zu ihnen aufs Dorf.

An einigen Zahlen sollen die hohen Anteile der Frauen an der Textilarbeiterschaft veranschaulicht werden.

Anteil der Frauen an der Arbeiterschaft in Hohenzollern in %[73]:

Jahr	in der Textilindustrie	in der Strick- und Wirkwarenindustrie	Anteil der Näherinnen an den Arbeiterinnen in der Strick- und Wirkwarenindustrie
1907	67,2	70,5	50
1913	68,2		
1925	63,8	65,2	56,6
1930	64,5		
1933	69	70	66,2
1939	73,4	82	

Arbeiterzahlen einer Bisinger Trikotfabrik und Anteil der Frauen[74]

Jahr	Absolute Zahlen: Hauptbetrieb Gesamtzahl	Hauptbetrieb weibl.	Heimarbeiterinnen	Nähfiliale (ab 1925) Ges. zahl	Nähfiliale weibl.	Index 1924 = 100: Hauptbetrieb männl.	Hauptbetrieb weibl.	Hauptbetrieb weibl. Ges.-zahl	Gesamtbetrieb incl. Nähfiliale und Heimarbeit männl.	Gesamtbetrieb weibl.	weibl. Ges.-zahl
1921	136	84	27								
1924	179	105	20			100	100	58,7	100	100	69,8
1925	158	74	11	55	50	135	70	46,8	119	129	63,4
1928	228	122	1	52	49	194	116	53,5	156	164	61,4
1929	206	103	-	54	51	191	98	50	145	147	59,2
1932	227	131	-	57	53	178	125	57,7	159	175	64,8
1933	306	181	4	70	66	224	172	59	210	239	66,8
1934	408	215	31	70	66	300	205	52,7	267	297	65,3

Betrachten wir zunächst die Anteile der Frauen an der gesamten Arbeiterschaft in der Textilindustrie und der Strick- und Wirkwaren- (Trikot-) Industrie. Wir sehen, daß beide Anteile bei zwei Drittel bis über 70 % liegen, wovon von diesen Frauen die Hälfte bis zwei Drittel Näherinnen sind. Diese für ganz Hohenzollern berechneten Anteile spiegeln sich in den Zahlen aus der Bisinger Firma.

Dabei ist bei der Bisinger Firma besonders die Errichtung der Nähfiliale interessant. Im Hauptbetrieb war eine starke Expansion bei den männlichen Wirkern, die an den Rundstühlen arbeiteten, möglich geworden, während der Frauenanteil dort um 50 % schwankte. Durch die Nähfiliale und die Heimarbeiter wurde aber gleichzeitig wieder eine etwa Zweidrittelquote der Frauen erreicht, die allerdings in der Krisenzeit ab 1928-1932 durch Abbau der Heimarbeiterinnen sank.

2.2.4. Konsequenzen für den Status der (jugendlichen) weiblichen Arbeitskräfte: Dequalifizierung.

Der hohe Bedarf an weiblichen Arbeitskräften in der Textilindustrie und insbesondere in der Strick- und Wirkwarenindustrie erklärt sich zum einen aus betriebswirt-

schaftlichen Gründen:
Es fallen arbeitsextensive Nebenarbeiten an, die von den Frauen als billige Arbeitskräfte kostengünstig erledigt werden können[75]. Für Frauen wurden die Arbeiten des Nähens, Repassierens, Spulens usw. als geeignet ausgesucht, weil sie keine körperliche Antrengung und "nur" Präzision und Genauigkeit verlangten - scheinbar weibliche Tugenden also[76]. Die technisch komplizierteren - allerdings nach der Motorisierung ebenfalls keine körperliche Anstrengung verlangenden - Rundstühle wurden mehr den technisch versierten (aber wohl zum Nähen etc. zu ungeschickten, "unsensiblen") Männern anvertraut. Die Arbeit in der Textilindustrie konnte von allen - Männern wie Frauen - bis mindestens zum 2. Weltkrieg - ohne Lehre aufgenommen werden und schien deshalb für Frauen besonders attraktiv[77].

Die betriebswirtschaftlichen Sachzwänge allein erklären die hohe Frauenarbeitsquote aber nicht.
Schon seit den Zeiten der Protoindustrie hatten sich in der Familie bestimmte Muster der Arbeitsteilung herausgebildet: Die Männer, mit größerer physischer Kraft ausgestattet, schienen für das Bestellen des Feldes unentbehrlich. Ihre Funktion war unersetzbar und ihre physische Vorausgabung wurde bis an die Grenzen des Möglichen getrieben. Die Frauen und nach ihnen die Kinder sorgten für den dringend nötigen Nebenverdienst, indem sie ihre Arbeitszeit ausdehnten, Heimarbeit betrieben und darin weniger intensiv Kraft, sondern Genauigkeit und Ausdauer investierten (also ihre Arbeitskraft eher extensiv verausgabten). Trotzdem begriffen sich die Männer wegen ihrer unersetzbaren Funktion als Haupternährer. Das Familienbudget hatte immer zuerst den realisierten Wert der männlichen Arbeitskraft zum Fundament, der Wert der weiblichen Arbeitskräfte wurde an der Größe des Defizits gemessen, das noch durch gewerbliche Nebenarbeit gedeckt werden mußte. Die Arbeit der Frauen blieb so immer "Neben"-Verdienst, der Mann blieb "Haupt"-Ernährer.
Dieses patriarchalische Muster aus der landwirtschaftlichen Produktion und der Protoindustrie erhielt sich in der Zeit der Industrialisierung und wurde von den Fabri-

kanten ausgenutzt. "Neben"-Erwerb, der auch von den Frauen so begriffen wurde und auch den Anschein "leichter" Arbeit hatte, konnte niedriger bezahlt werden. Die Frauen wurden durch die Verkopplung der Muster "Neben"-Erwerb und "leichter" (dazu noch hinter der Produktion der Stoffstücke angesiedelter) Arbeit als billige Arbeitskräfte angesehen. Dies erschien ihnen schließlich als natürliches Merkmal anhaftend. So schreibt Lang 1941: "Da zudem Frauenlöhne niedriger sind, so erweist sich dieses Arbeitsgebiet (die "leichten" Nebenarbeiten) für die Beschäftigung von Frauen als besonders geeignet"[78]. Die Realität wird ideologisierend auf den Kopf gestellt: Da die Frauen gegenüber den Zeiten der Manufakturen (vgl. 2.2.1.) zunehmend mehr vom Zentrum der Produktion und den komplizierten Produktionsmitteln zugunsten der in der Fabrik Haupterwerb suchenden Männer durch den Verweis auf scheinbar natürliche Qualitäten verdrängt wurden, konnte man sie zu billigen Arbeitskräften machen. Da die Nebenarbeiten zudem leicht erlernbar waren, war auch die Schwelle zur Aufnahme von Arbeit von seiten der Frauen niedrig. Es ging nicht um eine Selbstbestätigung oder Selbstverwirklichung der Frau durch qualifizierte Arbeit, sondern eben um "Neben"-Erwerb für die Familie. Grundzüge bäuerlicher Arbeitsteilung und Präformierung - Mann: intensive, physische Arbeit; Hauptverantwortlicher für die materielle Existenz der Familie; Frau: leichte, aber extensive Arbeit, die Präzision und Geschicklichkeit benötigte - setzten sich unerkannt hinter dem Rücken der Menschen in der Fabrikindustrie durch. Die Frauen erlitten aber, um als billige Arbeitskraft massenhaft ausbeutbar zu werden, eine De-Qualifizierung, indem sie von den zentralen Produktionsmitteln der Textilproduktion zu Nebenarbeiten verdrängt wurden[79].

2.2.5. Kinder und Jugendliche in den Fabriken ab ca. 1870

Wurde bisher generell von den "jungen Frauen" (bis ca. 25 Jahre) als Arbeitskräfte in der Textilindustrie ge-

sprochen, soll nun detaillierter die Bedeutung der Produktivkraft der 14 - 18-Jährigen und der Kinder (meist weiblichen Geschlechts) als "industrielle Reservearmee" (auch für entstehenden Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft) untersucht werden.

2.2.5.1. Die Bedeutung der Jugendlichen Arbeitskraft in den Fabriken.

Welche Bedeutung hatte die Arbeitskraft der Kinder (genauer: der Jugendlichen unter 16 Jahren) für die Fabrikarbeit? Vergleichen wir Strukturen der Arbeiterschaft in den Fabriken:

		Arbeiteranteil[81]		
Hohenzollern	Jahr	Jugendl. unter 16 J.	Männer über 16 J.	Frauen über 16 J.
Manufakturen	1854	12,8	27,4	58,8
Arbeiter in Industrie und Handwerk	1908	14,1	52,4	33,5
	1909	15,1	52,9	32,0
	1910	16,2	51,7	32,1

48 % aller Kinder und Jugendlichen sind 1910 in der Textilindustrie, 38,6 % in der Schuh- und Corsettindustrie beschäftigt.

Arbeiter in der Textilindustrie	1907	17,7	29,6	51,8
	1908	15,5	29,0	54,5
	1909	15,4	29,7	54
	1910	17,2	28,5	53,3
	1911	18,3	27,5	53,4
	1912	16,8	27,4	54,7
	1913	16,4	28	54,8
	1925	12,1	24,2	63,8
	1930	5,9	27,6	62,8
	1933	3,9	29,5	66,6

Die große Bedeutung der Kinder und Jugendlichen bis 16 Jahren als Arbeitskraft in den Fabriken wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, daß ca. zwei Altersjahrgänge (14- und 15-Jährige) bis zum 1. Weltkrieg 16 - 17 % der Arbeiter (also insgesamt von ca. 47 Jahrgängen)stellten. Die starke Nachfrage nach Arbeitern in der Textil-

industrie erklärt die hohen Quoten von 1907 - 1913[82]. Erst nach der Wirtschaftskrise um 1930 wurden die Kinder zugunsten der Erwachsenen verdrängt, die auf ihren Arbeitsplatz in der Industrie während der Notzeit angewiesen waren. Kompliziertere Technologie und Intensivierung der Produktion in der sich differenzierenden Textilindustrie dürfte nach der Wirtschaftskrise den Trend zu älteren Arbeitskräften (meist Frauen) verstärkt haben.

Wir sehen: die kindliche Arbeitskraft wurde als Lückenbüßer par excellence verwendet. Brauchte man Arbeitskräfte in der Industrie, in der Heimarbeit, in der Landwirtschaft: Kinder wurden bis zur Mehrfachbelastung eingesetzt, mußten aber andererseits in Krisenzeiten als erste zugunsten der Arbeitsplätze der Erwachsenen weichen. Die Arbeitskraft der Kinder und Jugendlichen von 14 - 16 Jahren stellte neben der weiblichen bis ca. 25 Jahren die bedeutendste Manövriermasse dar, die bei Arbeitskräftemangel in den Produktionsprozeß geworfen wurde.

2.2.5.2. Verstöße gegen Arbeitsschutzbestimmungen und Gefährdungen von Kindern und Jugendlichen in Textilfabriken

Wurde der Schwäche und weitgehenden Rechtlosigkeit der Kinder in der Arbeitswelt auch durch Gesetzeswerke nach und nach Rechnung getragen, so ist doch ein Blick in die Gewerbeaufsichtsakten erschreckend. Viele Fabrikanten mißbrauchten ohne Skrupel die Notlage der Familien, indem sie Kinder gesetzeswidrig für sich arbeiten ließen. Die Vorstellung, dem Kind einen Sonderstatus - einen Schutz vor Ausbeutung, eine gewisse Unantastbarkeit - zuzugestehen, konnte sich angesichts der stürmischen Kapitalakkumulation in der Industrie und dem wachsenden Konkurrenzdruck unter den Firmen nicht bilden. Kinder blieben profitable Ausbeutungsobjekte[83].
Einige Beispiele seien aus der Fülle der Verstöße gegen Kinderarbeitsschutzgesetze herausgegriffen:
- In Tailfingen wurden 1910 mehrere Kinder von 9 - 11 Jah-

ren mit "Ringle einsetzen in Unterhosen" 9 Stunden teilweise ohne Pause beschäftigt, während der Ferien. Ein Kind wurde mit 9 Jahren auch während der Schulzeit nachmittags bis zu 5 Stunden beschäftigt, teilweise im Kontor, um bei Auftauchen der Fabrikrevisoren unauffällig über die Hintertreppe zu verschwinden[84].

- Einem Mädchen wurde 1905 das Krankengeld vorenthalten, indem der Fabrikant der Arbeiterin schlicht Simulation unterstellte[85].

- 1900 wurden in Tailfingen 47 schulpflichtige Kinder zwischen 7 und 13 Jahren bekannt, die nachmittags nach der Schule bis abend um 19.30 Uhr in Fabriken arbeiteten und anschließend noch Arbeit aus der Trikotfabrik mit nach Hause bekamen und dort bis 10 Uhr abends weiterarbeiteten[86].

- 1921 und noch 1931 wurden Kinder von Dorfbürgermeistern auf die Straße geschickt, um Steine zu Schotter zu schlagen[87]. Aus Ringingen wird berichtet: "Den genannten Schotter warf man einfach auf die Straße und überläßt es den Fuhrwerken, ihn hineinzufahren"[88].

Auch beispielsweise in der Fabrik in Karlstal, die 1866 an zwei Unternehmer verkauft worden war, kam es des öfteren zu aktenkundig gewordenen Verstößen gegen den Schutz von Kindern und Jugendlichen:

- 1867 mußten "junge Mädchen vom Mittag bis Nachts 12 Uhr arbeiten und dann bei jeder Witterung in die Nachbarorte noch heimgehen ..."[89]

- 1871 betrug die Arbeitszeit für Jugendliche gesetzwidrig 12 1/2 Stunden. Es wurde den Fabrikanten mit Anzeige gedroht[90]. Ähnliche Verstöße führten 1886 zu einer Verhandlung vor dem Landgericht Hechingen[91].

Die Überbelastung der Kinder und Jugendlichen (wie auch der Frauen) führte zu typischen Krankheitsbildern. Aus dem Oberamt Balingen wird 1880 berichtet: "Schon Kinder von 10 - 14 Jahren zeigen Spuren von Anstrengung. Volle frische Gesichter wie Milch und Blut sind nicht häufig"[92].

In der Firma Baruch in Hechingen wurden 1875 folgende Häufigkeiten von Krankheiten bei Jugendlichen und Frauen festgestellt[93].

krankhafte Verdauungsorgane	11
krankhafte Atmungsorgane (ohne Tuberkulose)	8
akute Exanthenia (Hautausschläge)	8
Gicht - Rheumatismus	4

In Karlsthal 1875 (bei ca. 40 jugendlichen und weiblichen Arbeitern)

Hautkrankheiten	22
Blutarmut	17
krankhafte Verdauungsorgane	15
krankhafte Atmungsorgane	10

Oft ist die Rede davon, daß "aus der meist blassen Gesichtsfarbe (der Kinder) zu schließen (ist), daß die Arbeit der Gesundheit und dem Wachstum nicht zuträglich sind"[94]. In den Akten werden für die Textilindustrie typische Krankheiten genannt, die noch in den 1920er Jahren in ganz Deutschland genauso auftraten. Bleichsucht und Blutarmut waren typische Übermüdungskrankheiten[95]. "Diese Krankheitserscheinungen waren bei Frauen vier bis fünfmal so häufig wie bei Männer"[96]. Die übrigen Krankheiten sind auf den Staub in den ungelüfteten Fabrikräumen zurückzuführen. "Es dauert keine Stunde und man ist mit einer dicken Schicht Staub und Garnfasern bedeckt, die sich natürlich auch in Hals und Lunge festsetzen. Niesen, Husten, Appetitlosigkeit oder Magenbeschwerden sind tägliche Folgeerscheinungen"[97].
Von 35 Betriebsunfällen von 1899 bis 1914 in Karlstal, die jeweils mehrwöchige Krankheit zur Folge hatten, waren betroffen
18 männliche Arbeiter, darunter 7 zwischen 17 und 25 Jahren, 17 weibliche Arbeiter darunter 16 zwischen 15 und 24 Jahren (von 15 - 18 Jahren 9 und von 19 - 24 Jahren 7)[98].

2.2.5.3. Jugendliche Arbeitskraft als "Manövriermasse".

Auch auf die Landwirtschaft, in der in Hohenzollern 1925 noch ca. 60 % der Bevölkerung ihren Haupterwerb hatte[99]

(hauptsächlich allerdings im Anerbengebiet des Oberamts Sigmaringen), wirkte sich die Ausbreitung der Industrie aus. Konnten schwierige Zeiten in der Landwirtschaft z.B. bei Mißernten, durch kurzfristige Arbeit in der Industrie überbrückt werden[100], so griff die Industrie andererseits in die Struktur der Landwirtschaft ein. Durch die Sogwirkung auf weibliche Arbeitskräfte gerade der Textilindustrie wanderte hauptsächlich ein Teil der jungen Leute ab.

Die Folge war eine Überalterung der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung. Da trotz des hohen Bedarfs an weiblichen Arbeitskräften in der Textilindustrie insgesamt gesehen durch die Bedeutung des Handwerks die Quote der männlichen Arbeiter in Industrie und Handwerk größer war als die der Frauen, ergab sich durch die zunehmende Gewerbetätigkeit eine höhere Belastung der Frauen, die die Männer in der Landwirtschaft ersetzen mußten[101].

Wie wir der Tabelle für Hohenzollern 1925 entnehmen können, waren von der Übernahme der zusätzlichen Arbeit in der Landwirtschaft zum einen hauptsächlich die über 25-jährigen, nicht mehr so häufig berufstätigen, meist verheirateten Frauen betroffen. Die andere Gruppe waren aber die Kinder unter 16 Jahren und die Mädchen über 16 Jahren[103]. Hier ergibt sich ein statistisches Kuriosum: Von den 16-18 jährigen Mädchen waren 100,6 % in Landwirtschaft und Industrie/Handwerk beschäftigt! D.h., daß vor allem die Mädchen einer sehr starken Doppelbelastung durch Landwirtschaft und Industriearbeit (von anderen Erwerbszweigen und der Hausarbeit zu schweigen) ausgesetzt waren.

Wie schon in anderen Zusammenhängen, z.B. bei der Heimarbeit und den frühen Manufakturen, wurde das Ausgleichen eines arbeitsextensiven Defizits zur Sicherung der familiären Subsistenz der "zweiten Garnitur" der Arbeitskräfte, den Frauen, den Jugendlichen und Kindern aufgeladen.

x % aller Erwerbstätigen sind beschäftigt in[102]

	Alter	14-16	bis 18	bis 20	bis 25	bis 30	bis 40	bis 50	bis 60	bis 65	Hohenzollern 1925
Frauen	Landwirtschaft	61,8	45,5	49,6	55,6	68,4	75,1	76,1	76,8	74,5	67,7
	Industrie und Handwerk	28,4	55,1	34,4	30,1	19,0	11,8	8,25	5,1	2,6	14,3
	Σ	90,2	100,6	85	85,7	87,4	86,9	84,3	81,9		82,0
	Textilindustrie	18,2	22,9	21,8	19,8	12,3	7	4,1			
Männer	Landwirtschaft	46,1	37,1	40,5	44,5	44,3	44,7	53,2	63,0	65,3	54,9
	Industrie und Handwerk	46,3	35,7	46,8	41,7	37,8	37,9	27,3	18,8	14,2	30,5
	Σ	92,4	72,8	87,3	86,2	82,1	77,6	80,5			85,4
	Textilindustrie	8,2	7,8	12,4	6,2	7,2	5,0	3,8			

Anmerkung: Die relativ hohen Anteile der Landwirtschaft in Hohenzollern sind hauptsächlich bedingt durch die kaum industrialisierten Gebiete des Landkreises Sigmaringen und des alten Oberamtes Haigerloch. Die Industrie ballte sich im ehemaligen Oberamt Hechingen (für das keine gesonderten Zahlen vorliegen)

2.3. Resumé Kapitel 2

Bezieht man die Ausführungen des 2. Kapitels auf die Fragestellung 1a (Entwicklungsprozeß der ökonomischen Struktur) und 2a (Funktion von Kindern, Jugend, jungen Leuten im ökonomischen Prozeß) in Hohenzollern und den angrenzenden Gebieten, kann man folgende Ergebnisse zusammenfassen:

Zu 1a.

Das Problem der allgemeinen Verarmung und die Unmöglichkeit für einen stetig größer werdenden Anteil der Bevölkerung, trotz der Intensivierung der Landwirtschaft von dieser allein existieren zu können, (vgl. Kapitel 1), trieb zunächst die Ärmsten dazu, durch einen Nebenerwerb den Lebensunterhalt der Familie zu sichern.

Existierte auf der Schwäbischen Alb schon (spätestens) seit 1600 ein an Bedeutung gewinnendes Verlagssystem, etablierten sich protoindustrielle Produktionsformen im Ebinger Bezirk und in Albregionen Hohenzollerns (spätestens) seit ca. 1750. Im 19. Jahrhundert gewannen Leinenweberei, Strumpfstrickerei und vor allem Stickerei im Dienste städtischer Verleger gewaltig an Bedeutung. Das Festhalten der Heimarbeiterbauernfamilien an der traditionellen Subsistenzwirtschaft machte sie ausbeutbar, verbesserte also die materielle Lage der Verarmten keineswegs, sondern forderte eine ständige Mobilisierung von neuen Arbeitskraftreserven[104].

Neben den protoindustriellen Formen traten in Hohenzollern schon etwa 1840 erste und vom Ebinger Bezirk ausstrahlend im letzten Jahrhundertviertel Fabrikgründungen. Der Frauenanteil an der Arbeiterschaft betrug 2/3 bis 3/4, wobei die Frauen meist jung und unverheiratet waren. Die Arbeiterschaft rekrutierte sich ähnlich wie in der Protoindustrie aus den verarmten dörflichen Unterschichten, weshalb den Fabriken der Ruf der "Armenbeschäftigungsanstalten" anhing.

Die Protoindustrie wie Fabrikindustrie saugten im Gegensatz zu anderen Regionen Deutschlands (z.B. Ruhrgebiet) nicht landlos gewordene Bevölkerungsschichten auf und

proletarisierten diese, sondern nutzten die weiterbestehende agrarische Verwurzelung der Menschen auf dem Lande als profitable Wachstumsbedingung aus. Es wurden ständig neue raffinierte Methoden der systematischen Erschließung des (billigen) weiblichen Arbeitskräftepotentials entwickelt, an dem sich die wachsende Textilindustrie nährte. Dabei führte eigentümlicherweise die Erfindung der Unterhose und ihre Produktion als Massenware zum entscheidenden Durchbruch für die Fabrikproduktion.
Die weibliche Arbeitskraft wurde zunehmend vom Zentrum der Produktion in den Trikotagenfabriken zu den Nebentätigkeiten verdrängt, was ein Spezifikum der ländlichen Region darstellt. Die sozialen Folgelasten des Werttransfers in die Städte während der Zeit der Protoindustrie, die ungehemmte Ausbeutung der Arbeitskräfte in der Fabrik, sowie die Rückwirkungen dieser Prozesse auf die beibehaltene landwirtschaftliche Produktion wurden dem Individuum aufgebürdet - nämlich Hunger, Armut, faktische Rechtlosigkeit, überlanger Arbeitstag, Zersetzung der bäuerlichen Kultur und Lebensweise, Zersplitterung der Familie usw. Erinnern wir uns an die im heutigen Zollernalbkreis feststellbaren statistischen Signifikanzen, erklären die analysierten Entwicklungstendenzen schon der Zeit bis zum 1. Weltkrieg die Gründe einer Textilindustriezusammenballung in der ländlichen Region mit ihren spezifischen Eigengesetzlichkeiten eines hohen Frauenarbeitskräftebedarfs.

Zu Fragestellung 2.a.
Die Arbeitskraft von Kindern, Jugendlichen, darunter vor allem junge Frauen mußte in immer mehr verarmenden Familien zunächst in Notzeiten, später ständig zum Familienbudget im Sinne der traditionellen Subsistenzwirtschaft beitragen, um das Überleben der Familie zu gewährleisten. Kinder, Jugendliche und (junge) Frauen stellten die schwächsten Glieder (gemessen an der erwachsenen männlichen Arbeitskraft) der Familie dar und waren damit am ehesten aus der "reinen" landwirtschaftlichen Produktion ausgliederbar - zunächst bei der Heimarbeit für Verleger und schließlich am außerhäuslichen Arbeitsplatz in der

Fabrik. Der niedrigere Status dieser Arbeitskräfte rechtfertigte aus der Sicht der Verleger und Fabrikanten auch niedrigeren Lohn als für die "vollgültigen" männlichen. Die jeweiligen Generationen der jungen Leute vorwiegend weiblichen Geschlechts stellten das erste Hauptkontingent der Fabrikarbeiter und waren damit (ungewollt) Agenten des sich massiv durchsetzenden kumulativen Prozesses in der ländlichen Region. Die durch die Verschiebungen des Arbeitskräftepotentials von der Landwirtschaft zur Industrie entstandenen Lücken bei den landwirtschaftlichen Arbeitskräften mußte ebenfalls zum Teil durch die jungen Leute aufgefüllt werden. Der Einsatz als "Manövriermasse" führte bei den jungen Frauen zu hohen Mehrfachbelastungen. Einen Sonderstatus für Jugendliche im Sinne der bürgerlichen Jugend, die zu Zwecken der Qualifikation usw. einen Schonraum außerhalb der gesellschaftlichen Anforderungen der Produktionssphäre zugewiesen bekam[105], kannte man in der ländlichen Region kaum; je ärmer eine Familie war, desto weniger. Die Arbeitskraft der jungen Leute wurde im gleichen Sinne wie eine erwachsene beansprucht und gefordert.

3. Die dörfliche Jugendkultur (1850 bis ca. 1914)

Nach der Analyse der Funktion der Arbeitskraft der jungen Leute in der Protoindustrie und während der Gründungsphase der Fabrikindustrie im letzten Kapitel wendet sich Kapitel 3 der dörflichen Jugendkultur zu [1].
Anhand von Quellen [2] aus den Oberämtern Haigerloch und Gammertingen von 1854 - 1906 werden
(a) zunächst die generellen Ansprüche der Erwachsenenwelt an die Jugendlichen skizziert (3.1.), bevor
(b) die Jugendkultur in ihren inneren Strukturen und Aktivitätsformen detailliert beschrieben werden (3.2.).
Dabei wird (c) besonders Bedeutung und Funktion der etwa Gleichaltrigen (der peers) hervorgehoben.
In einem weiteren Abschnitt (3.3.) werden die Konfliktfelder zwischen Ansprüchen der "Sitte" und der weitgehend eigenständigen Jugendkultur analysiert. Dabei werden Beziehungen zwischen Jugendproblematik und wichtigen Gesetzmäßigkeiten im sozialen Organismus des "alten" Dorfes herausgearbeitet [3] und in den größeren historischen Kontext der ländlichen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg eingeordnet (3.4.).
In einem Resumé (3.5.) werden grundsätzliche Aspekte der Jugendkultur im Bauerndorf zusammenfassend dargestellt.

3.1. Die Ansprüche der dörflichen Institutionen an die Jugend ("Hypothetische Skizze" [4])

Das Jugendalter - oder genauer: die "Ledigenzeit" [5] - begann mit der Schulentlassung und endete mit der Heirat [6].

In dieser Zeit sollten die jungen Leute die Bedingungen schaffen, um als erwachsene Gemeindebürger vollgültige Mitglieder der Dorfgemeinschaft werden zu können. Dieses Ziel war hauptsächlich durch die Schaffung der Voraussetzung für die

Gründung einer materiellen Existenz zu erreichen. Dies bedeutete konkret, einen Partner zu suchen, um in der Heirat die eheliche Arbeits- und Lebensgemeinschaft zu begründen. Gemäß der bäuerlichen Wertvorstellungen konnte nur in der Heirat durch die Vereinigung zweier genügend qualifizierter Arbeitskräfte und Besitzanteile die ökonomische Sebständigkeit begründet werden, selbst falls durch die Einflüsse der Protoindustrie oder der Fabrikarbeit andere Möglichkeiten denkbar gewesen wären [7].
Mit der Aufgabe, einen Partner und damit die Aussicht auf Boden und Haus zu erwerben, stand in engem Zusammenhang die Notwendigkeit, in der Jugendzeit die ungleiche Besitzverteilung im Dorf und somit das unterschiedliche Ansehen der Gemeindebürger kennenzulernen und als gegeben und tradierbar zu akzeptieren. Um eine solche Akzeptanz zu sichern, mußte das Hineinwachsen in die traditionellen bäuerlichen Denk- und Bewußtseinsformen - ein Prozeß, der schon die primäre Sozialisation prägte - gewährleistet werden [8]. Schließlich wurde auf diese Weise das Wert- und Normgeflecht der Sitte selbst - also die in der Dorfgemeinschaft gültigen ungeschriebenen "Verhaltensanweisungen" - ins Bewußtsein der nachwachsenden Jugend eingepflanzt.
Nur wenn die Jugendlichen diese gestellten Aufgaben lösten, war die zentrale Funktion der Jugendzeit ausgefüllt, nämlich im Erlangen der Kompetenz für den Erwachsenenstatus gleichzeitig die Reproduktion der traditionellen gesellschaftlichen dörflichen Verhältnisse zu gewährleisten. In diesem Sinne stellte die Jugendzeit ein wesentliches Element innerhalb der zyklischen Reproduktionsprozesse der bäuerlichen Gesellschaft dar [9].

Gegenüber den generellen Ansprüchen der Dorfgemeinschaft an die Jugend wurden die Ledigen mit den spezifischen Interessen ihrer eigenen Familien und Verwandtschaften konfrontiert. Waren auch die Ansprüche von Dorfgemeinschaft und Familie weitgehend kongruent [10], gab es doch zumindest einen Unterschied: Die Familie (und Verwandtschaft) mußte angesichts

der allgemein herrschenden Armut eine Verbreiterung der Basis ihrer materiellen Existenz anstreben, besonders wenn sie den dörflichen Unterschichten zuzurechnen war. Gleichzeitig mußte die reiche Dorfelite ihre relativ günstige materielle Ausgangsposition möglichst verteidigen. Nun bildete innerhalb der Kette der zyklischen Reproduktionsprozesse neben dem Erben die Heirat die einzige Möglichkeit einer Veränderung des status quo der materiellen Besitzverteilung [11]. Da die Jugendzeit zentral auf das Ziel der Heirat ausgerichtet war, wurden die Jugendlichen damit Hoffnungsträger der Familien- und Verwandtschaftsinteressen. An die Ledigen waren die Erwartungen geknüpft, eine Optimierung oder zumindest Aufrechterhaltung der vorfindlichen ökonomischen Lebensbedingungen zu erreichen.

3.2. Die autonome Jugendkultur der Lichtstuben

Um den Ansprüchen der Dorfgemeinschaft bzw. Familie gerecht werden zu können, gewährleistete die Sitte trotz der ansonsten festen Einbindung in die familiären und dörflichen Autoritätsverhältnisse einen Freiraum, den die Jugendlichen in spezifischen Strukturen einer relativ autonomen dörflichen Jugendkultur ausformten. Bei dieser Jugendkultur müssen ständig zwei Aspekte auseinander gehalten werden: Einerseits richteten die Erwachsenen die Erwartung an die Jugendlichen, den Ansprüchen der Dorfgemeinschaft bzw. Familie innerhalb der zugestandenen Jugendkultur gerecht zu werden (vgl. 3.1.). Die Jugendlichen selber kannten und akzeptierten andererseits diese Fremdansprüche weitgehend, nutzten aber den gegebenen Freiraum, um ihre spezifisch jugendlichen Interessen und Bedürfnisse kollektiv auszuleben. Es wird zu untersuchen sein, inwiefern es zwischen den Fremderwartungen von Seiten der Erwachsenen und den Eigeninteressen der Jugendlichen Differenzen gab und in welchen Konfliktformen diese ausgetragen wurden (siehe 3.3.).

Nachdem im letzten Abschnitt (3.1.) die Fremderwartungen

an die Jugendlichen formuliert wurden, werden nun Aktivitäten und Gesellungsformen der Jugendkultur aus der Perspektive der Jugendlichen betrachtet. Dabei gilt die Aufmerksamkeit vor allem den kollektiven Verhaltensformen der peers, die anhand des Quellenmaterials dargestellt werden [12].

Für die dörfliche Jugendkultur waren bis ins 20. Jahrhundert hinein die sogenannten Lichtstuben von zentraler Bedeutung. Weit über Hohenzollern hinaus kannte man seit Jahrhunderten diese Einrichtung, die in ihrem konkreten Erscheinungsbild wie in der Bezeichnung - Lichtkarz, Kunkelstuben, Lichtgang, Rockenstuben, Haierloß [13], Hohstuben, Ebbehinhaus [14] - regional differierte, im Kern aber immer wesentliche Funktionen als Erfahrungsraum für die Jugend auf dem Weg zum Erwachsenwerden wahrnahm.
Für die Oberämter Haigerloch und Gammertingen läßt sich der Ablauf der Lichtstuben nach dem vorliegenden Quellenmaterial von 1858 [15] folgendermaßen beschreiben:
Etwa in der Zeit zwischen September und März versammelten sich nach Einbruch der Dunkelheit Gruppen von etwa sechs bis acht ledigen Mädchen ab 14 bis 15 Jahren mit Arbeitsgeräten und -materialien in einem bestimmten Haus - oft bei einer Witwe - und begannen zu arbeiten [16]. Es wurde entweder mit Spinnrad oder Spindel (= Kunkel) gesponnen oder gestickt oder gestrickt. Neben der Arbeit an der eigenen Aussteuer mußte auch für den Verleger Heimarbeit ausgeführt werden.
Die gemeinsame Arbeit stellte aber nur den einen Aspekt der Lichtstuben dar. Formen der Geselligkeit waren den Jugendlichen mindestens genauso wichtig: Man unterhielt sich, sang und lachte miteinander. Zu etwas vorgerückter Stunde tauchte des öfteren eine Clique von Jungen auf. Die Jungen arbeiteten in den Lichtstuben nicht mit, sondern erzählten, trieben Scherze und versuchten, mit den Mädchen Bande anzuknüpfen. Etwa zwischen 22 und 23 Uhr nahmen alle die Laternen und begaben sich nach Hause. Hierbei lösten sich die Gruppen der Mädchen bzw. Jungen oft pärchenweise

auf. Der vielfach fröhliche und laute Nachhauseweg [17] endete vielfach still an einer dunklen Ecke oder gelegentlich auch im Haus und Bett des Mädchens [18].
Einige weitere aktenkundig gewordene Beobachtungen von Pfarrern und Bürgermeistern erlauben noch genauere Einblicke in die Aktivitäten der Jugendlichen. In den folgenden drei Beispielen spürt man vielfach die Entrüstung vor allem der Pfarrer über das Treiben der Jugend. Trotz dieser subjektiven Tönung der Berichte beschreiben sie das Verhalten der Jugendlichen facettenreich.

1. Aus einem Schreiben 1872: "Der sittliche Zustand der Gemeinde ist bekanntlich nicht der beste. Eine Hauptursache hiervon sind die verderblichen Lichtstuben und was damit zusammenhängt. (...) Nun ereignete es sich vor kurzem, daß in einer dieser Lichtstuben ein 22-jähriges Mädchen sich in Gegenwart männlicher und weiblicher Personen bis auf die Haut entkleidete und zur Schau stellte ..." [19]. Das betreffende Mädchen stritt den Vorwurf ab. Sie erklärte dem vernehmenden Fußgendarmen, "daß dieses eine Verläumdung und eine große Lüge sei, und das sei die Wahrheit, am 3.ten dieses Monats sei sie in einer Lichtstube gewesen, wo der ledige B. auch anwesend war und ehe sie sich hätte vorgesehen oder vorsehen können, hätte der p. B. ihr unter die Kleider gelangt" [20].

2. Ein weiteres Beispiel, schon aus der Spätzeit der Lichtstuben, 1904, das stellvertretend und zusammenfassend für viele ähnliche Berichte stehen soll. Der Pfarrer berichtet [21]:
"Am Abend von Mariä Lichtmeß d.J. (2. Februar) waren z.B. ca. zehn junge Leute beiderlei Geschlechts der Mehrheit nach noch unter 18 Jahren in einem Hause (bei einem angesehenen Bürger) zum Teil bis nach 11 Uhr versammelt, ließen sich durch Mädchen in der entfernten Wirtschaft Bier holen, musizierten und tanzten. Auf meinen ernsthaften Verweis entgegnete die betreffende Hausfrau, sie könne doch die jungen

Leute, die zur Lichtstube kämen, nicht fortweisen, sonst würde sie sich mit den Eltern verfeinden. Es sind mir mehrere Häuser von durchweg angesehenen Gemeindebürgern namhaft gemacht worden, wo in früheren Jahren wiederholt auf Lichtstuben Fäßchen Bier getrunken wurden!! In diesem Winter wurden wieder in mehreren Häusern durch sonntagsschulpflichtigen Knaben Bierfäßchen getrunken. - Das Geld lieferte der am 19. März wegen fortgesetzter Einbruchdiebstähle verhaftete Sonntagsschüler H., der längere Zeit seine Kameraden auch mit gestohlenen Cigarren traktierte, bzw. solche an sie verkaufte ..." Die ledigen Burschen von Imnau geben den Gerichten überhaupt viel zu tun wegen Schlägereien und Rohheitsvergehen. Die tieferliegende Ursache scheint dem Pfarrer der Mangel an Familienzucht. "Es scheint hier auch in den besten Familien der Grundsatz zu herrschen, daß man vor allem den Söhnen, wenn sie einmal ihre 14 Jahre hinter sich haben, alle Freiheit gestatten muß." So treiben sie sich sonntags "ausserhalb des Elternhauses herum", in Wirtshäusern, noch nachts auf den Gassen usw. "Wie roh es da oft hergehen mag, beweist der vor wenigen Monaten zur Anzeige gebrachte Fall, daß ein Volksschüler, der zufällig abends spät eine Kommission machen mußte, von solchen Sonntagsschülern aufgehalten wurde, die dann an ihm ihre Notdurft verrichteten. (...) Die sittlichen Zustände sind sehr schlecht. Die in den letzten Wochen vorgefallenen Verbrechen: 1 Brandstiftung, wiederholter Einbruchdiebstahl durch einen Sonntagsschüler, Schwängerung eines blödsinnigen Mädchens." Es folgen die Quoten der unehelichen Geburten, die seit 1900 zwischen 16 und 18 % schwankten. Die Schwängerungen geschahen hauptsächlich in den Wintermonaten - also zu Zeiten der Lichtstuben.

3. Beispiel: Bericht eines Pfarrers, 1858:
Die winterlichen Lichtstubengänger trafen sich auch im Sommer, auf andere Art und Weise [22]. "Was im Winter in die Kunkelstuben drängt, das läuft an schönen Sommerabenden in langen Reihen, Manns- und Weibspersonen durcheinander,

auf gewisse Straßen, Plätze, auch in Wälder hinaus, um im Dunkel der einbrechenden Nacht Unfug zu treiben." "Excessive Spazirgänge" in Gruppen am Sonntagnachmittag scheinen üblich gewesen zu sein [23].

Untersuchen wir zunächst einige Gruppenstrukturen und ihre Bedeutung für die Jugendlichen noch genauer.
Die Lichtstubencliquen der Mädchen bestanden - wie schon beschrieben - durchschnittlich etwa aus einem halben Dutzend Lediger von unterschiedlichem Alter, die meist aus der Nachbarschaft in einer Wohnstube zusammenkamen.
An einem weiteren Beispiel läßt sich die Bedeutung dieser peer-group für das soziale Ansehen ihrer Mitglieder darstellen.
Es war üblich, daß die Mädchen nicht allein für ihre eigene Aussteuer arbeiteten, sondern gemeinsam an der Ausstattung des Hochzeitswagens einer künftigen Hochzeiterin aus dem Kreis der Kameradinnen. Wie auch Medick [24] berichtet, schenkten die Altersgenossen der Braut eine Kunkel (Spindel), an die Kinderkittelchen usw. angehängt waren, an deren Anzahl man spaßhalber den künftigen Kinderreichtum der Braut ablesen wollte. Auch ein Strohsack (also das Brautbett) wurde von den Lichtstubengängerinnen neben Stroh mit Dreschflegel, Rechen, Besen usw. gestopft [25] und auf dem Brautwagen zur Schau gestellt. An Anzahl und Größe dieser Geschenke konnte die Solidarität der Kameradinnen und damit das Ansehen der Braut unter den peers abgelesen werden. Der kollektive Arbeitsbeitrag der Lichtstubenmädchen stellte eine Art "symbolisches Kapital" [26] dar, das der Dorföffentlichkeit vorgeführt wurde. Die gemeinsame Arbeit der Mädchen in den Lichtstuben besaß zumindest in diesem Fall nicht nur ökonomischen Nutzen, sondern signalisierte öffentlich soziales Prestige.
Die weiblichen Jugendlichen eines Dorfes traten nur bei besonderen Anlässen in ihrer Gesamtheit auf. Solche Gelegenheiten waren vor allem Feste, an denen sie als Teil der gesamten Dorföffentlichkeit teilnahmen, z.B. die Fronleich-

namsprozession. Ansonsten zerfiel die Gesamtgruppe der Mädchen vor allem in der Winterzeit in mehrere (meist) Nachbarschaftscliquen, die sich in den Lichtsuben versammelten. Aus den Materialien läßt sich schließen, daß nur noch bei den sommerlichen Spaziergängen die Gesamtgruppe der Mädchen auftrat, freilich, um sich bald in Grüppchen und Pärchen mit den Jungen aufzulösen.
Entgegen der stärkeren Teilgruppenorientierung der Mädchen versammelte sich die Gesamtgruppe der männlichen Jugend - genannt "Kameradschaft" - weit häufiger - im Winter vielfach jeden Abend. Von bestimmten festen Treffpunkten [27] aus begab man sich vor allem im Winter oft in Räumlichkeiten, in denen zum einen gemeinsame Feste und Umzüge im Rahmen des dörflichen Brauchtums organisiert wurden, zum anderen aber vor allem die Welt der Erwachsenen bei Rauchen, Kartenspielen und Politisieren imitiert und damit tendenziell eingeübt wurde [28]. Diese Treffen der Kameradschaften [29] unterschieden sich in einigen Aspekten von denen der Lichtstubencliquen. Zwar wurden in beiden Gesellungsformen ständig die Jüngeren in die Verhaltensformen der älteren "Beinahe-Erwachsenen" eingeführt (wodurch sich die Strukturen der dörflichen Jugendkultur ständig reproduzierte), aber dabei galt in den Kameradschaften eine weit stärkere Hierarchie [30]. Die Autorität wuchs mit dem Alter, die ältesten Jahrgänge gaben den Ton an, die jüngsten mußten die unattraktiveren Aktivitäten (z.B. im Rahmen des Brauchtums) übernehmen. Hierdurch ergab sich ein relativ starker Zusammenhalt unter den Gleichaltrigen (den "Jahrgängen"), die sich innerhalb der Gesamtgruppe als Teilgruppen verstanden. Diese Cliquen bildeten auch den Kern der Besucher der Lichtstubenmädchen, bei denen man häufig im Verlauf des Abends auftauchte. Das starke Autoritätsgefälle unter den männlichen Jugendlichen - jüngere wurden nicht selten gequält und mißhandelt [31] - stellte einen Vorschein der Erfahrungen als späterer Vollbürger in der Prestigeskala der Gemeinde dar und kann als Einführung in dörfliche Machtstrukturen begriffen werden [32].

Nach diesem Überblick über Aktivitäten und Gruppenstrukturen

in den Lichtstuben und Kameradschaften sollen einige Funktionen der dörflichen Jugendkultur vertiefend und ergänzend betrachtet werden. Aus den bisherigen Beschreibungen und Beispielen kann auf eine wesentliche Funktion der dörflichen Jugendkultur geschlossen werden:
Die Jugendlichen schufen sich in ihr einen (weitgehend) autonomen Erfahrungsraum, den sie gegen Eingriffe und Überwachung durch Erwachsene abzusichern versuchten.
In ihrer täglichen Mitarbeit in der Landwirtschaft, Hausarbeit und Heimarbeit waren die Jugendlichen ständig der Aufsicht der Eltern unterworfen. Gegenüber diesem ständig von Erwachsenen reglementierten häuslichen Bereich bildten die kollektiven Organisationsformen der Jugendkultur - Lichtstuben und Kameradschaften - eine Art Gegenwelt, die allein von den Jugendlichen und alleinverantwortlich von ihnen gestaltet wurde. Die abendlichen Zusammenkünfte, vorzüglich im Winter, stellten neben den Sonntagnachmittagspaziergängen die einzige Möglichkeit für die Jugendlichen dar, in der peer-group ungestört beisammen zu sein.
An einigen Beispielen aus den Lichtstubenakten der Pfarrer und Bürgermeister läßt sich darstellen, welche Strategien Lichtstubencliquen anwendeten, um sich der Überwachung durch Erwachsenenautorität zu entziehen und sich einen autonomen Raum zu schaffen, in dem sie ihre Aktivitäten planen, regeln und entfalten konnten:
In Glatt z.B. fanden Lichtstuben im Haus einer Witwe statt, "wo es oft sehr toll zugeht, weil diese nicht gefürchtet wird." In Bebra fanden "diese sauberen Gesellschaften sich in der Regel in solchen Häusern zusammen, in denen die Hausordnung am schlechtesten bestellt und die sogenannte "Haus Polyzei" so recht im Argen liegt." In Hart wurden "Häuser bevorzugt, wo keine Familienväter vorhanden sind, weil dieser selbst abends ein Privathaus besucht."

Es ist auffällig, daß sich die Jugendlichen für ihre Versammlungsorte oft Häuser von Witwen oder Familien aussuchten, die als "asozial", unordentlich, ohne straffes väterliches Regiment dorfbekannt waren. In den Reihen der

Randständigen fanden die Jugendlichen als ebenfalls erst Halb-Akzeptierte Unterschlupf und Solidarität. Die Alleinstehenden (Witwen, Alte) und Randständigen - also ökonomisch meist Benachteiligte - profitierten ihrerseits davon, den jugendlichen Cliquen ihre Wohnstube zu überlassen, da sich die Jugendlichen mit dringend benötigten kleinen Geschenken (z.B. Öl, Brennmaterial, aber auch Eßwaren) revanchierten.

Den Freiraum der autonomen Jugendkultur - durch die Sitte tendenziell zugestanden - nutzten die Jugendlichen zu vielfältigen Aktivitätsformen, wie sie in den Beispielen schon teilweise angedeutet wurden.
Die Abende vergingen bei Erzählen und Singen (neben der Arbeit der Mädchen), wodurch der kollektive Geschichten- und Liederfundus der dörflichen Tradition von den Älteren an die Jüngeren weitergegeben wurde [33].
Aber ebenso wurde Unsinn getrieben, es wurden Witze erzählt, geklatscht, Gerüchte verbreitet, manchmal tanzte man [34]. Zu besonderen Gelegenheiten (Feiertagen, Festen) wurde ein saftiger Schmaus gehalten, Alkoholika flossen in Strömen, so daß schon Jugendliche unter 16 Jahre betrunken beobachtet wurden. An den Sonntagen gingen die jungen Leute des öfteren in Wirtshäuser, was aus der Sicht der Pfarrer "umso verderblicher ist, als sie in den oberen und hinteren Räumen von den Erwachsenen abgesondert sitzen ..."

Ebenfalls in den Wirtshäusern fanden die beliebten Tanzveranstaltungen bei Festen (z.B. Kirchweih) und vor allem Hochzeiten statt, bei denen sich die Jugendlichen einfanden.
Die häufigen Streiche oft derben Inhalts demonstrierten vor allem gegenüber mißliebigen Erwachsenen eine gewisse Macht mit Waffen der ansonsten ohnmächtigen Jugendlichen, die dem Einfallsreichtung, der Orginalität und Geschicklichkeit der peers in den Cliquen entsprang.
Daß bei den beschriebenen Aktivitäten der Jugendlichen häufig genug "Ohnordnungen und Lermen insteht", wie ein Bürgermeister berichtete, verwundert nicht.

Die Jugendlichen gestalteten sich bei ihren Zusammenkünften einen Gegenentwurf gegen die reglementierte Welt im Elternhaus, sprengten des öfteren voller Ausgelassenheit die Enge der dörflichen, von Erwachsenen verteidigten Normen. Aber gerade im Austesten der durch die Sitte gesteckten Grenzen wurde das ungeschriebene Regelwerk des sozialen Organismus des Dorfes erfahrbar und im Laufe der Jugendzeit internalisiert.

Ein zentraler Aspekt durchzog sämtliche Aktivitäts- und Gesellschaftsfomen der dörflichen Jugendkultur. Wie auch schon im ersten und dritten Beispiel angedeutet wurde, benützten die Jugendlichen die Lichtstubenabende, die sonntäglichen Spaziergänge, Wirtshausbesuche und Tanzveranstaltungen als Experimentierfelder, um ihre erotischen und sexuellen Bedürfnisse auszudrücken und auszuleben.

Die Jugendlichen wurden im Verlauf ihrer Jugendzeit in Kameradschaften und Lichtstuben zunächst von den Älteren aufgeklärt und lernten allmählich die "Fertigkeiten", mit dem anderen Geschlecht Bande anzuknüpfen - zunächst durch zweideutige Anspielungen und schließlich über die Erprobung verschiedener Formen des Körperkontakts [35]. Diese Bemühungen zielten in jedem Fall auf eine feste Beziehung, in der relativ häufig auch Geschlechtsverkehr üblich war [36].

Indem die Jugendkultur die Dorfjugendlichen in ständige, vielfältige Kontakte untereinander brachte und damit die Partnerwahl ermöglichte, erfüllte sie eine wesentliche Funktion nicht allein im Sinn der individuellen Bedürfnisbefriedigung der Jugendlichen, sondern langfristig für die Reproduktion des Dorfes und der Elternfamilien [37]. Im scheinbar persönlichen inter-individuellen Akt der Partnerwahl wurden ständig die überindividuellen Interessenlagen des Dorfes und der Familien berührt. Durfte einerseits der status quo der dörflichen Machtverhältnisse aus der Sicht der Dorfelite nicht gefährdet werden, strebten andererseits die Familien nach einer Verbreiterung der materiellen Basis.

Vor diesem Hintergrund stellte sich vor allem für

die Lichtstuben die komplizierte und verantwortungsvolle Aufgabe, in weitgehender Autonomie im Beziehungsspiel innerhalb der jugendlichen Cliquen die persönlich-individuellen Wünsche mit den dörflichen und familiären in Einklang zu bringen.
Um diese Funktion wahrnehmen zu können, besaß die dörfliche Jugendkultur das Instrument der kollektiven Partnerwahl [38].

"Anbändeln", also das Anbahnen einer Paarbeziehung, geschah nicht in heimlicher Zweisamkeit, sondern in der Gruppe vor den Augen der peers, die das Arrangieren der Paare überwachte. Die ständige Fremdkontrolle durch die peers wurde unterstützt durch eine Art Selbstkontrolle. Da den Jugendlichen schon beim Eintritt ins Jugendalter die dörflichen Strukturen weitgehend bekannt waren und in den Aktivitäten in der Jugendkultur noch detaillierter erfahrbar wurden, konnten sie den Kreis der potentiellen Partner (-innen) vor dem Hintergrund ihrer Kenntnisse und Erfahrungen eingrenzen, z.B. indem sie sich einer ganz bestimmten Lichtstubenclique anschlossen.
Die Dorfjugend als ganze repräsentierte bei den Partnerwahlen ein ungefähres Abbild der dörflichen Gesamtinteressen. Dies führte dazu, daß eventuell sich anbahnende "Mesalliancen" in der Gruppe der Jugendlichen nicht nur sofort bekannt wurden, sondern auch von den Jugendlichen oder "notfalls" von den Erwachsenen hintertrieben werden konnten. In der Mehrzahl der Fälle konnte die dörfliche Jugendkultur über dieses sensibel lenkende Regelsystem der kollektiven Partnerwahl einerseits tolerierbare Brautpaare im Sinne der dörflichen und elterlichen Interessen "arrangieren" und gleichzeitig den individuellen Bedürfnissen entsprechen [39].

Die Funktion des kollektiven Partnerarrangements, das insbesondere in den Lichtstuben wahrgenommen wurde, traf sich prinzipiell mit den Wünschen der Eltern für die Zukunft ihrer Kinder. Aus diesem Grunde akzeptierten die Eltern die Gesellungsformen der dörflichen Jugendkultur und auch die Verhaltensweisen der Jugendlichen, solange diese nicht offen ihren Interessen widersprachen. Darüber-

hinaus brachten die meisten Eltern aus ihrer eigenen Jugendzeit Erfahrungen mit den Formen der dörflichen "Eheanbahnung" mit. So verwundert es nicht, daß man die Jugendlichen nicht nur gewähren ließ, sondern sie sogar indirekt unterstützte. Pfarrer berichten, wie Eltern "frühe Bekanntschaften" fördern und gerne sehen. "Nicht selten entfernt sich der guten Jugend und ihrem Treiben zuliebe auch noch der Hausherr und die Hausfrau, damit sie ja unter allen Umständen sich ungeniert benehmen kann". "...Einmal laufen die Hausväter häufig selbst in andere Häuser weg, so dann sind die Mütter aus ihrer eigenen Jugendzeit so daran gewöhnt, daß sie gar nichts Gefährliches darin sehen. Oder aber, es kommen Burschen oder Mädchen, die man als Schwiegersohn wünscht und dann ist alles erlaubt." War ein Paar schon länger "miteinander gegangen" und hatte den "Segen" der Eltern, konnte man sagen, "es macht nichts, sie bekommen ja einander".

3.3. Konfliktfelder Erwachseneninteressen - Jugendkultur

Besaßen die Institutionen der dörflichen Jugendkultur als Bestandteile der durch die Sitte geregelten Dorfkultur auch ihren festen Stellenwert als Instanz der (sekundären) Sozialisation der Jugendlichen mit dem Ziel, Kompetenzen des Erwachsenseins zu vermitteln, so entzündeten sich doch besonders an den Lichtstuben ständig Konflikte. Anhand von Materialien aus den Lichtstuben-Akten sollen beispielhaft einige typische Konfliktfelder a) zwischen den Jugendlichen selber, b) zwischen Jugendlichen und Eltern und c) zwischen Jugendlichen und weltlicher bzw. geistlicher Obrigkeit dargestellt werden.

Auf Grund der sozialen Gesetzmäßigkeiten innerhalb der dörflichen Jugendkultur wurden vor allem unter männlichen Jugendlichen Auseinandersetzungen oft mit Formen körperlicher Gewalt ausgetragen.

Hierzu zählen Aktivitäten, die die starke Hierarchisierung speziell innerhalb der Kameradschaft demonstrieren sollten. Jüngere und Schwächere wurden verspottet, schikaniert, mißhandelt, verprügelt [40]. Auf diese Weise etablierten die Jugendlichen eine soziale "Hackordung", die die soziale Ungleichheit der Dorfgesellschaft widerspiegelte und innerhalb der Gemeinschaft der peers Rang- und Prestigunterschiede erfahrbar werden ließ.
Rivalitäten um die Gunst von Mädchen lösten vielfach harte körperliche Auseinandersetzungen aus. Dies galt besonders für ortsfremde Jugendliche, die durch ihre Aktivitäten auf fremdem Terrain (entweder in der Vorstellung der Jugendlichen oder real) die kollektive Partnerwahl innerhalb des eigenen Dorfes durcheinanderzubringen drohten. Darüberhinaus war es Brauch, sich auch ohne besonderen Anlaß mit potentiellen Rivalen der Nachbargemeinden zu prügeln und zu messen, teilweise in sehr brutalen Massenschlägereien [41].

Im Verhältnis zu den Eltern führten "Genußsucht", "Prasserei" der Jugendlichen vor allem in den Lichtstuben, bei Wirtshausbesuchen z.B. anläßlich von Tanzveranstaltungen und Hochzeiten zu Konflikten.
Die Vergnügen der Jugendlichen kosteten Geld: "man macht sich Geschenke oder man macht einen Gang in benachbarte Orte auf den Sonntag" z.B. in Wirtshäuser. Weil aber die Töchter in der Regel kein Geld hatten "und die Söhne nichts zureichendes, so betrügen sie ihre Eltern ..." [42].

Problematischer konnten sich Fälle auswirken, in denen die Institution der kollektiven Partnerwahl versagte: Es war nicht auszuschließen, daß heftige und unkalkulierbare erotische und sexuelle Bedürfnisse trotz allem schon eingeimpften Bewußtseins für die ökonomischen Verhältnisse im Dorf - aus der Sicht der Eltern - auf unerwünschte Wege führten [43]. Es konnten sich beispielsweise "Romeo-und-Julia-Konstellationen" ergeben, "wodurch zwischen Familien Hader und Streit und Feindschaften auf längere Zeit entstehen." In solchen Fällen "müssen sich Kinder oft

sehr verstellen, um ihr Verhältnis zu einer Person in einem anderen Hause, das die Eltern mißbilligen würden, zu verbergen." Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern war oft durch "Lügenhaftigkeit, Verstellung und Hintergehen der Eltern geprägt", z.B. wenn unter der Vorspiegelung, im Chor zu singen, Lichtstuben besucht wurden, in denen nicht "genehme Jugendliche" verkehrten. Zu erbitterter Feindschaft führte in einem Dorf, als "ein 17-jähriger Sohn einem 16 Jahre alten Mädchen Geschenke gemacht, weshalb die Mütter derselben miteinander in lustigen Streit geriethen."
Vor allem Situationen, in denen sich ein uneheliches Kind anmeldete, konnten zu Komplikationen führen. Tolerierten die Eltern den jeweiligen Partner, ließ sich das Problem durch die legalisierende Heirat glimpflich lösen [44].

Anders in folgenden Fällen: "Solche frühen Bekanntschaften haben aber auch die Folge, daß Mädchen oft, besonders wenn eine reichere Braut zu finden ist, von ihren Liebhabern wieder verlassen werden, und dann keine entsprechende oder gar keine Versorgung mehr finden, wenn sie unehelich geboren haben."
Eine unverheiratete Frau mit einem unehelichen Kind wurde nicht so sehr moralisch geächtet als vielmehr als "Schädling" an der Gemeinschaft betrachtet, die für ihre materielle Unterstützung anstatt eines Ehemannes verpflichtet war [45]. "Uneheliche Kinder waren für alle Beteiligten ein Ballast, die Mutter verlor dadurch bestimmte Heiratschancen und mußte sich dann zumeist unter ihrem eigentlichen Geld-wert anbieten, das hieß, ganz schlicht übersetzt, es erwartete sie ein weniger schönes Leben ..." [46].

Erwartete eine Tochter - vor allem aus "besserem" Hause, d.h. mit nicht völlig verarmten Eltern - ein uneheliches Kind, zerrann die Hoffnung der Eltern, ihr Kind als "Kapital" in eine günstig arrangierte Ehe einzubringen. Eine potentielle Verbesserung der materiellen Existenzgrundlage der Familie war unmöglich geworden, ein sozialer Abstieg unvermeidbar.

Eine Tochter von Dorfhonoratioren mit einem unehelichen Kind sabotierte den Versuch der dörflichen Oberschicht, den Reichtum in ihren Händen zu halten und sich durch eine Heiratspolitik im Kreise materiell Ebenbürtiger gegen die armen Schichten hermetisch abzuschließen [47].
Da nun in den Lichtstubengesellschaften trotz der meist regulierenden kollektiven Partnerwahl unkontrollierbare Liebschaften mit unliebsamen Folgen nicht ausgeschlossen waren, wurden die Kinder - speziell die Töchter - der Reichen aus den allgemein verbreiteten Lichtstuben tendenziell herausgehalten. Aus Hechingen (1889) wurde berichtet: "Namentlich ist das Herumschwärmen auf der Straße bei Nacht zu beklagen. Mädchen aus besseren Familien sind nicht dabei ..." [48].
In Gammertingen (1858) wurden Ledige "aus dem ärmeren und Mittelstande" als Lichtstubengänger(innen) definiert [49]. Den Kindern der Oberschicht verbot ein eingeübtes Elitebewußtsein den Umgang mit den übrigen Jugendlichen. Der Bürgermeistersohn Frommer aus Isingen schreibt: "Eine Verheiratung innerhalb des Ortes aus dieser hervorgehobenen Gruppe war selten (...) Meine (...) ältere Schwester (ermahnte mich) 'unsereins' raufe doch nicht mit 'solchen Kindern'" [50].

Die potentielle Gefährdung der materiellen Privilegien der dörflichen Oberschicht durch die Aktivitäten und Gesellungsformen der Jugendkultur - insbesondere durch uneheliche Kinder oder erzwungene unstandesgemäße Heirat - führte zur Denunziation vor allem der Lichtstuben als "Lasterhöhlen", "Brutstätten der Unsittlichkeit" usw. Als bedrohliche Instanz wurden deshalb die Lichtstuben von Bürgermeistern, Lehrern und Pfarrern bekämpft [51].
Für die Bürgermeister stand hinter ihren Versuchen, die Lichtstuben zu disziplinieren, zu kanalisieren oder am besten auszurotten, neben der potentiellen Gefährdung ihrer eigenen Kinder und damit ihres Status ein weiteres, handfestes materielles Interesse, das wiederum mit den unehelichen Kindern in der Gemeinde zusammenhing.

Der Bürgermeister von Empfingen schrieb 1858: "Mit der Zunahme aber der unglücklichen nichtehelichen Kinder

muß in Einklang mit unserer Gesetzgebung [52] auch die Abnahme des materiellen Wohlstandes der einzelnen Gemeinden gleichen Schritt halten. Die Gemeinde Empfingen zahlt eine für ihre Verhältnisse wirklich abnorme Summe Kostgelder für derlei unglückliche Kinder, während für eine gute Erziehung derselben nebenher nicht einmal gehörig gesorgt werden kann. Tragen die Kunkelstuben auch nicht gerade die ganze Schuld, so tragen sie doch einen Theil daran"[53]. Die unehelichen Kinder waren Gemeinschaftsschädlinge, da sie nach der Armenverfassung - und die meisten Mütter mit ihren unehelichen Kinder waren bettelarm - der Gemeinde zur Last fielen, und damit aber wieder hauptsächlich denjenigen der Vermögenden, die selbst genug besaßen, um in den Armenfonds einzahlen zu können. Die dörfliche Oberschicht verkleidete ihren Unwillen an der Last, als Reiche für die Armen sorgen zu müssen, hinter der Verantwortung für das Gemeinwohl. Ihr spezielles Interesse, ihren ökonomischen Status nicht durch die "Früchte der Unsittlichkeit" besonders aus den Lichtstuben untergraben zu lassen, ließ sie als Wohltäter für das Allgemeinwohl auftreten, indem sie die Unsittlichkeit geißelten, den "Sumpf" der Lichtstuben trockenzulegen versuchten, ja schließlich die unüberlegte, frühreife Jugend überhaupt bekämpfte. Schützenhilfe erhielten die Bürgermeister (als Sprecher der Dorfhonoratioren) durch den Pfarrer, der den ökonomischen Argumentationen gegen die Unsittlichkeit der Jugend einen moralischen Überbau verleihen konnte. Nicht nur die Waffe des drohenden materiellen Desasters durch die Unmoral der Jugend, sondern die Drohung mit dem höllischen Feuer konnte gegen die Jugendlichen eingesetzt werden.

Den Diffamierungen und Disziplinierungsversuchen der Dorfhonoratioren gegenüber den Lichtstuben begegneten die Jugendlichen in Verteidigung ihrer autonomen Räume mit Waffen der Ohnmächtigen: mit Streichen und Klatsch.

Vor allem waren Pfarrer und andere mißliebige Autoritätspersonen Zielscheibe jugendlicher "Rüge". In den Berichten der Pfarrer und Bürgermeister liest man: Ein wesent-

licher Bestandteil der Lichtstubenbetätigung war "rohes Schimpfen über die geistliche Obrigkeit nicht nur, sondern ebenso über die weltliche, besonders Herabsetzung des Ortsgeistlichen und der Lehrer (...) und pöbelhafte Anspielungen und dumme Spöttereien, die offenbar keine andere Tendenz haben, als deren Autorität in den Augen der Jugend gründlich abzuschwächen." Ein Bürgermeister wurde einfach ausgelacht, als er Jugendlichen Bußen verabreichen wollte, weil sie während des Betglockenläutens (während dessen man den "Engel des Herrn" beten sollte) Unfug getrieben hatten. Neben Spott z.B. in Form von Erfinden von "Schimpfwörtern" oder Spitznamen für mißliebige Personen heckten die Jugendlichen unermüdlich Streiche aus. Streiche wurden teilweise "brauchmäßig" verübt, z.B. in der Nacht zum 1. Mai, der sogenannten Schleppnacht, in der alle Gegenstände "verschleppt" wurden. Derbere Formen nahm die Rügefunktion der Jugendlichen an, wenn z.B. nach Pfarrern Steine geworfen oder ein junger Vikar so lange mit Schimpfworten und Beleidigungen traktiert wurde, daß er vor Gericht ging [54].

Man unterstellte den Jugendlichen aus der Sicht der Dorfoberen Subversion gegen ihre Autorität, Untergrabung des Dorffriedens, ja politische, sogar revolutionäre Umtriebe. 1891 schrieb der Pfarrer von Empfingen, daß sich schon die erst 14-jährigen, noch Unerfahrenen, mit den im Laster schon Kundigen zusammentäten - "es wurden sogar schon Fensterläden geschlossen" - und den Wanderarbeitern lauschten, die sommers in Mühlhausen oder Basel arbeiteten. "Ohne Zweifel wirkte das vorige Jahr mit seinen oft lange dauernden Streiken in Mühlhausen, Kolmar usw. besonders schädlich, und diesen Winter hatten Manche Gelegenheit hierselbst das dort Gelernte in den Lichtstuben breitzuschlagen und schädliche Ideen zu verbreiten." Die Lichtstuben gewannen hier unversehens die Funktion des politischen Agitationsraums und mußten als solche energisch bekämpft werden.

Pfarrer und Dorfobrigkeit mußten gegen die Gefährdung ihrer Autorität und die Infragestellung ihrer Interessen durch

die Korrektivfunktion der Gruppe der dörflichen Jugend einschreiten. Traten auch die Dorfjugendlichen auf Grund unterschiedlicher ökonomischer Hintergründe (was sich in Spaltung in verschiedene rivalisierende "Cliquen" manifestierte) niemals in einer einheitlichen solidarischen Aktion gegen die Alten auf, so besaßen sie insgesamt gesehen doch eine gewisse Machtposition, die Erwachsene zu Reaktionen zwang, in denen sie sich nicht selten bloßstellten und dem Gespött des ganzen Dorfes aussetzten.

3.4. Das Bild der Jugend in der öffentlichen Diskussion

Die öffentliche Diskussion der Jahre 1850 bis ca.1870 war (nicht nur) in Hohenzollern durch folgende Überlegungen und Fakten gekennzeichnet:
Die bisher privilegierten dörflichen Eliten wurden durch die 1848-er Revolution und durch die fortschreitende Entwicklung einer neuen Produktionsweise stark verunsichert. Durch Bevölkerungsexplosion und Ausdehnung vor allem des Verlagssystems wuchs das Heer der Armen. Diese bedrohliche Massenpauperisierung suchte man nicht durch Mittel zu steuern, die der Massenhaftigkeit des Problems und seiner Wurzeln angemessen gewesen wäre, sondern durch Disziplinierung des Individuums [55]. Die Obrigkeit lastete die Armut den einzelnen Individuen als persönliche Schuld an. Armut wurde als Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung aufgefaßt, als etwas potentiell Revolutionäres, Bedrohliches und wurde "mit Verschulden und sittlichem Tiefstand gekoppelt" [56]. "Die soziale Desintegration war im Dorf des Vormärz rasch vorangeschritten, eine unterbäuerliche Schicht hatte sich herausgebildet, gegen die von Seiten der besitzenden Bauern und der ländlichen Gewerbetreibenden eine staatliche Politik der Restauration und Eindämmung unterstützt wurde" [57]. Man erließ Heiratsbeschränkungen, man komplizierte die Aufnahme in die Bürgergemeinde. Dieser

Versuch, gegen die Bevölkerungsexplosion einen Damm zu errichten, erwies sich als wenig nützlich, da diese Maßnahmen die Rate der unehelichen Kinder vor allem bei den Nicht-Vermögenden zu Lasten der Allgemeinheit erhöhte.

Innerhalb der Versuche der Disziplinierung der Bevölkerung richtet man besondere Aufmerksamkeit auf die Gruppe der Jugendlichen, der die dörfliche Sitte besondere Freiheiten einräumte. Diese jugendlichen Freiräume wurden in der Interpretation der Eliten - in völliger Mißachtung der realen Funktionen der dörflichen Jugendkultur - zu Horten der Unsittlichkeit, die es energisch zu bekämpfen galt [58].

In Hohenzollern forderten die Pfarrer die Unterstützung der Obrigkeit im Kampf gegen das unsittliche Verhalten vor allem der Jugend [59].

Folgende Forderungen wurden aufgestellt:

- Bestrafung bei Unzuchtsvergehen [60], Stigmatisierung lediger Mütter [61];
- Ausschluß von armen ledigen Müttern von der Unterstützung nach dem Armenrecht [62];
- Verbot von Lichtstuben, "excessiven Spazirgängen" und Nachtschwärmerei;
- Fernhalten der Kinder von den Belegstätten der Tiere [63];
- Wirtshausverbot für Jugendliche unter 18 Jahren [64], Einschränkung der Tanzveranstaltungen;
- Bekämpfung von Verschwendungs-, Putzsucht [65] und Müßiggang der Jugend durch Arbeitserziehung [66].

Die Erziehung der Jugendlichen durch ihre Eltern wurde als zu permissiv beklagt. Vor allem die Pfarrer [67] warfen den Eltern der Jugendlichen vor, diese schlecht oder gar nicht zu erziehen. "Der Grund, daß Kunkelstuben bestehen, liegt auch darin, daß die Eltern ihre Aufgabe, besonders in Erziehung ihrer Kinder nicht erfassen (...) Das Familienleben und Familienverband wird dadurch [68] gelockert oder ganz aufgelöst. Der Einfluß der Eltern auf die Kinder wird geschwächt und die Kinder verlieren die Achtung vor ihren Eltern." (1858). Die Energielosigkeit der Väter wurde (übrigens 50 Jahre später noch genauso) beklagt wie die

Unfähigkeit der Eltern, "ihren Kindern zu wehren". 1890 bezeichnete der Pfarrer von Bisingen den Mangel an strengem Durchgreifen der Eltern in Beziehung vor allem auf das sittliche Leben der Jugendlichen als "blinde Affenliebe" [69].

Faßt man die Sittlichkeitsdebatte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammen, sind folgende Aspekte wichtig:

Die Repräsentanten der weltlichen und staatlichen Obrigkeit versuchten, offensiv städtisch-bürgerliche Wertvorstellungen gegenüber der bäuerlich-dörflichen Kultur - vor allem der Jugendkultur - durchzusetzen. Dieser Versuch war letztlich am Interesse orientiert, die schwankende Macht der dörflichen Oberschichten zu stützen [70].

So wurde eine Erziehung von den Eltern gefordert, die nach dem Leitbild bürgerlicher Erziehung mittels zielbewußter und zielgerichteter Erziehungsmethoden Jünglinge und Jungfrauen zu Individuen im trauten Familienkreis erschaffen sollte [71]. Dabei wurde das Prinzip der "Erziehung durch die dörfliche Sitte" [72] mißachtet und als untauglich verworfen.

In der Vorstellung der Pfarrer und Dorfeliten brachen in der Jugend - besonders wenn sie in Gruppen auftrat - bei fehlender elterlicher oder öffentlicher Überwachung Urinstinkte fast tierischer Art durch, die Ordnung, Kultur und Zusammenleben gefährdeten [73]. Der Jugend wurde (in der Uminterpretation geheimer Ängste um die eigenen Privilegien) eine dämonische Kraft zugeschrieben, die die Grundfesten der bestehenden Ordnung unterspülen könnte. Durch die natürliche Funktion der Jugend, durch das Hineinwachsen in die Erwachsenenwelt allmählich die Arrivierten im Dorf zu verdrängen, besaß eine solche Furcht sogar einen realen Hintergrund.

So mußte versucht werden, die Jugend von den "Stätten der Verführung" (z.B. Lichtstuben) fernzuhalten und ihre erotischen und sexuellen Bedürfnisse einzuzäunen. Damit wurde die traditionelle Funktion der Jugendkultur, für die generative Reproduktion im Dorf zu sorgen, in Frage gestellt.

Tendenziell gerieten die Forderungen der Pfarrer auch in Konflikt mit der ohnmächtigen Mehrheit der Bevölkerung [74]. Die Jugendlichen verteidigten ihre Freiräume, indem sie ihre Aktivitäten vielfach abschirmten und in Formen eines dörflichen "Unterlebens" [75] überführten.
Die Versuche der Pfarrer, die traditionelle Jugendkultur zu bekämpfen und in ihrem Sinne "umzufunktionieren", scheiterten weitgehend.
Christenlehre, Jungfrauenkongregationen, Rosenkranzbeten, Singen frommer Lieder, Belehrungen usw. - die Erziehungsmethoden der Pfarrer - verpufften ins Leere. Ein Beispiel: "Verdorbene Jungfrauen lassen sich von Burschen am Sonntagabend vor dem Rosenkranz bis gegen die Kirchentür begleiten, nach demselben lassen sie sich von der Kirche weg am Arme weiterführen. Dieser Rosenkranz wurde erst kürzlich eingeführt, da keine Ausschweifungen während dieser Zeit vorkommen sollen ..." (1891 Empfingen).
Die Ergebnislosigkeit der Versuche zur "Versittlichung" der Jugend unterstützte die Tendenz der Dorfeliten, die Jugend generell als abweichend oder gar delinquent zu definieren [77].

Letztendlich warf man den Jugendlichen vor, Jugendliche zu sein. Verhielten sie sich wie Jugendliche, warf man ihnen genau den Sonderstatus der Jugend als gemeingefährlich vor - wo doch dieser Status eine notwendige Durchgangsphase zum späteren Bürger darstellte. Verhielten sich aber Jugendliche wie Erwachsene, wurde dies als Anmaßung, Konsum als Genußsucht, das Aufsuchen vergnüglicher Orte als sittliche Gefährdung interpretiert. In den Augen der Dorfeliten verhielten sich Jugendliche immer falsch: man hielt sie immer in einer double-bind-Situation gefangen.

3.5. Resumé: Der Status der Jugend in der Dorfgemeinschaft: halb geachtet - halb geächtet

Die Funktion der Jugendkultur [78] innerhalb der Dorfgemeinschaft war durch eigentümliche Doppelsinnigkeiten geprägt:

1. In der Beziehung Individuum - Gemeinschaft.
   Die Jugendkultur erfüllte wesentliche Funktionen
a) in der(sekundären) Sozialisation des Individuums. Die meisten "jugendgemäßen" Aktivitäten besaßen neben der unmittelbaren kollektiven Bedürfnisbefriedigung und der Bearbeitung gleichgelagerter Interessenlagen und Problemkreise gleichzeitig die Tendenz, die Individuen in das spätere Erwachsenenleben einzuführen und Kompetenzen dazu zu vermitteln, die Werte und Normen der Erwachsenen zu internalisieren, um am Ende des Jugendalters die Voraussetzungen zur Identität als Erwachsener im Dorf erworben zu haben.
b) Die zweite wesentliche Funktion der Jugendkultur bestand darin, in der Partnerwahl die Reproduktion der Familie, Verwandtschaft, des ganzen Dorfes zu sichern (generative Reproduktion), gleichzeitig aber durch kollektive Aneignung die sozialen Strukturen (Hierarchie und Machtverteilung vor dem Hintergrund der Besitzverhältnisse, Geschlechtsrollenausprägungen usw. - letztlich die Sitte selber) zu reproduzieren, sich mit ihnen zu identifizieren und damit ihren Fortbestand zu sichern.

2. Anpassung - Abweichung.
   Damit die Jugendkultur diese Funktionen im Sinne des Weiterbestehens der Dorfgemeinschaft erfüllen konnte, gestand ihr das Regelsystem der Sitte eine gewisse Normverletzung zu. Um die Voraussetzung zu erreichen, als Erwachsener im Sinne der dörflichen Normvorstellungen beispielsweise monogam zu leben, mußte in der Jugendzeit während der Partnerwahl eine Tendenz zur "Unsittlichkeit" zugestanden werden.

Die Sitte kannte in diesem Zusammenhang also das Paradox eines "erlaubten abweichenden Verhaltens" (innerhalb definierter Interessengrenzen, vgl. 3.3. und 3.4.). Dieser zugestandene Freiraum - von den Jugendlichen zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung innerhalb der selbstgestalteten autonomen Räume genutzt - wurde von der Seite der Dorfgemeinschaft funktionalisiert auf den Prozeß der Erlangung der Kompetenzen des Erwachsenenlebens. Damit besaß die Jugendkultur auch in überschäumenden und und exzessiven Aktivitäten kaum desintegrative, verändernde Potentiale [79], sondern die "tolerierten Normverletzungen" - mögen sie im Einzelfall auch störend oder lästig für die Erwachsenen gewesen sein - wurden weitgehend als Stufen auf dem Weg zur Anpassung und Einpassung in die Normalität des Erwachsenenlebens und zu vorgegebenen Strukturen der Erwachsenenidentität interpretiert.

In den Erfahrungen innerhalb der Jugendkultur, z.B. mit der Autorität der Älteren und der Erwachsenen (bei Streichen, Schlägereien usw.), mit Konfliktlösungsstrategien (vielfach über körperliche Gewalt oder Formen der sozialen Verachtung), mit der "Minderwertigkeit" der Mädchen und Frauen (über die vielfach als Sexualobjekte verfügt wurde), besaß auch das spezifisch jugendliche "abweichende" Verhalten vielfach den Charakter eines Lernfeldes auf dem Weg zur Gewinnung der Identität eines Erwachsenen.

Auf die Aktivitätsfelder der Jugendkultur bezogen gab es kaum Auseinandersetzungen mit den Erwachsenen insbesondere der dörflichen Unter- und Mittelschichten im Sinne eines Generationskonflikts [80], da eine gewisse jugendliche Freiheit vor allem den männlichen Jugendlichen zugestanden war. Die Konfliktlinien zwischen Jugendlichen und Erwachsenen verliefen vielmehr meist innerfamiliär [81] bei Streitfällen um die materielle Ausstattung vor oder bei Heirat und Erbfall [82].

Solange innerhalb des Gefüges der dörflichen Kultu[illegible] im

Rahmen des zyklischen Prozesses die Kreisläufe der ökonomischen und kulturellen Reproduktion einigermaßen ungestört ablaufen konnten, behielt auch die Jugendkultur ihre traditionelle Funktion. Solange die erforderlichen Kompetenzen eines Erwachsenen von Generation zu Generation etwa gleich und klar umrissen blieben [83], so daß die Jugendkultur neben familiärer und (dorf-) gemeinschaftlicher Primärsozialisation, Schule und Kirche wesentliche Funktionen im Prozeß der sozialen Ausstattung eines erwachsen werdenden Jugendlichen wahrnahm, blieb ihre Bedeutung erhalten.
Als aber durch den sprunghaft anwachsenden "Innovationsschub" der Industrialisierung ständig neue Tugenden, Kompetenzen, Qualifikationen erforderlich wurden und gleichzeitig die Bedeutung der traditionellen bäuerlichen Rahmenbedingungen Haus, Boden, Partner schwand, zerbrach der bäuerliche Reproduktionszyklus in seiner durchgängigen Funktion und blieb nur noch für Teilbereiche relevant.

4. Der Umschwung zur Gegenwart (1920 bis ca. 1965)

In diesem Kapitel wird der Prozeß der einschneidenden Veränderungen der Region durch die rasche Ausdehnung der Fabrikindustrie nach dem 1. Weltkrieg bis in das 2. Jahrzehnt nach dem 2. Weltkrieg knapp skizziert[1].
Greift man die Systematik der grundlegenden Fragestellungen dieser Arbeit auf, so ergeben sich drei Fragen.
1.a. Wie konnte sich das System der Fabrikarbeit als dominierende Produktionsform etablieren und die Mehrheit der Bevölkerung - entgegen ihrer ursprünglichen Ablehnung - zur subjektiven Bereitschaft bringen, in der Fabrik zu arbeiten? (Vgl. 4.1.)
b. Welche Folge hatte die Etablierung der Fabrikarbeit für die Struktur der bäuerlich geprägten Dorfkultur? (Vgl. 4.2.)
2. Welche Auswirkungen hatten die angedeuteten Prozesse auf den Status der Jugend - der Produktivkraft Jugend und der dörflichen Jugendkultur - ? (Vgl. 4.3.)

4.1. Die Durchsetzung der Fabrikproduktion als dominierender Produktionsform

In der Phase nach dem 1. Weltkrieg prägten bis etwa zum Anfang der 1960er Jahre zwei gegenläufige Tendenzen die ökonomische Basis des Untersuchungsgebietes:
a) Sprunghafte Abnahme der Bedeutung der Landwirtschaft als Produktionsbasis im Sinne der traditionellen familiären Subsistenzwirtschaft[2].
b) Entstehen einer ländlichen Fabrikarbeiterschaft[3], die aber neben ihrer Arbeit in der Fabrik Nebenerwerbslandwirtschaft betrieb.
Wie schon im 19. Jahrhundert neben der Heimarbeit die kleinbäuerliche Landwirtschaft beibehalten wurde, entstand auch im Zuge der Industrialisierung vor allem im 20. Jahrhundert kein vom Land entwurzeltes Proletariat, sondern der Typus der Arbeiterbauernfamilie, die in sich widersprüchliche Produktionsformen integriert.

Einerseits wahrte die Arbeiterbauernfamilie (zumindest im Bewußtsein der Familienmitglieder) die Kontinuität gewisser Elemente der traditionellen Subsistenzwirtschaft: Spuren der Selbstbestimmung des Arbeitsprozesses (im von der Natur vorgegebenen Rahmen), selbstgestaltete Zeiteinteilung Anspannung - Pausen - Muße), abwechslungsreiche Tätigkeit, Besitz und Bestimmung über die Produktionsmittel, Orientierung nicht primär am Gewinn, am Tauschwert, sondern an der Qualität der Produkte als Gebrauchswert für die Ernährung der Familie. Selbst wenn die Landwirtschaft nur vor und nach der Fabrikarbeit und samstagnachmittags betrieben wurde, blieb das Erfahrungspotential landwirtschaftliche Produktion erhalten.
Die fortbestehende Verwurzelung in der Landwirtschaft neben der Fabrikarbeit erklärt sich insbesondere aus drei Gründen:

1. Zunächst wirkte sich der hohe Frauenanteil in der Textilindustrie (65-70 %)[4] so aus, daß weit weniger Männer in die Industriearbeit abwanderten, diese also, durchschnittlich gesehen, häufiger in ihrer so begriffenen Funktion als Haupternährer in der Landwirtschaft tätig blieben. Auch wenn Frau und/oder Söhne und Töchter in der Fabrik arbeiteten - also eventuell die Mehrheit der Familie - verstand diese sich, immer noch an der zentralen Vaterfunktion orientiert, als landwirtschaftlich geprägte Familie. Fabrikarbeit wurde in solchen Fällen immer noch tendenziell als Zuarbeit zur Landwirtschaft begriffen, obwohl sie im Familienbudget die weit größere Bedeutung gewonnen hatte.

2. Trotz der relativ günstigen Löhne in der Textilindustrie[5] (im Vergleich Hohenzollern - Württemberg) bedeuteten die im Feld, Garten und Stall erwirtschafteten Lebensmittel eine fühlbare Entlastung des Familienbudgets.

3. Die über Jahrhunderte gewachsene fast mystische Beziehung zum Grund und Boden - die schon aus dieser Tradition heraus sich nicht von heute auf morgen ändern konnte - wurde von außen, nämlich durch die Fabrikanten, gestützt und

gefördert. Die Abfederung einer Familie durch Landwirtschaft milderte bei Konjunkturrückgängen eventuelle Skrupel beim Arbeitskräfteabbau (z.B. der Heimarbeiterinnen in der Weltwirtschaftskrise[6]).
Andererseits wurden Teile der Arbeiterbauernfamilie (gegenüber der Heimarbeit) in verstärktem Maße durch die Fabrikarbeit in die Profitlogik der kapitalistischen Produktionsweise eingebunden. Die Fabrikarbeit unterscheidet sich von der kleinbäuerlichen Produktion insbesondere durch die folgenden Charakteristika:
1. Verkauf der Arbeitskraft, damit Aufgabe der selbständigen Bestimmung über diese.
2. Nicht-Besitz und Nicht-Verfügung über Produktionsmittel.
3. Verflechtung in das nicht mehr in den Familienrahmen eingebettete Produktionsprinzip der globalen Kapitalakkumulation.
Diese grundlegenden Gesetzmäßigkeiten konnten in ihrer völlig neuen Qualität von den Arbeiterbauern nur ansatzweise durchschaut und analysiert werden, da ihr Bewußtsein von der jahrhundertealten bäuerlichen Produktionsweise, die sie bis in die Gegenwart beibehielten, geprägt blieb.

Die Fabrikarbeit erfuhr insbesondere nach dem 1. Weltkrieg eine neue Bewertung, die sich von den Anfangszeiten der Manufakturen und Fabriken grundlegend unterschied. Wurde im 19. Jahrhundert Fabrikarbeit noch als "Sklavenarbeit" verurteilt und die Fabrikarbeiter(-innen) als "Fabrikler" verächtlich gemacht, schälten sich immer deutlicher die materiellen Vorteile der Fabrikarbeit heraus. Die Fabrikarbeit wurde ab etwa 1920 als brauchbare Möglichkeit angesehen, die ständig drohende Not weitgehend zu bannen. Der (außer in Krisenzeiten) sichere Verdienst hatte gegenüber den angesichts der Willkür der Natur nur teilweise planbaren Bedingungen der bäuerlichen Produktion - auch angesichts der weiteren Bodenzersplitterung und des Bevölkerungswachstums - unübersehbare Vorteile. In der Aussicht, nie mehr hungern zu müssen, endlich seine Schulden bezahlen zu können, sich kleine Genüsse leisten zu können, bot die Fabrikarbeit eine völlig neuartige Perspektive. Sie wandelte sich in den Augen

der Menschen von der Armenbeschäftigungsanstalt, die nur von den sozial Randständigen als Sprungbrett zu Qualifikation und Auskommen kurzfristig verwendet wurde, zum massenhaft akzeptierten Mittel, sich ein sicheres Einkommen zu verschaffen.
Es wurde allmählich "Sitte", in der Fabrik zu arbeiten - vor allem für Frauen: "Die Fabrik- und Heimarbeit der Frau, selbst ohne zwingendes Muß, gehört in Tailfingen z.B. zum guten Ton: 'Was würden die Nachbarn sagen', hört man immer wieder, selbst wenn die eigenen Kinder, der eigene Haushalt darunter leidet..."[7].
Die ins Auge springenden und in klingender Münze erfahrbaren Vorteile der Fabrikarbeit ließen deren völlig neuartigen und ungewohnten Anforderungen ertragen. Nachdem es den Fabrikanten gelungen war, eine Stammarbeiterschaft zu rekrutieren[8], die gegenüber der früher befristeten Zeit ihr gesamtes Arbeitsleben in der Fabrik blieben, war es notwendig und auch möglich geworden, eine systematische"Sozialisation zum Fabrikarbeiter" massenhaft zu erreichen.
Die Fabrikarbeit erforderte Einübung, Akzeptanz und Internalisierung von Verhaltensnormen, die in der landwirtschaftlichen Produktion unbekannt waren. Besonders wesentlich war dabei eine neue Zeitdisziplin[9].
Die Maschinen erforderten regelmäßige, gleichartige Arbeitstakte. Die Fabrikarbeiter mußten Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit erlernen, "die Gewöhnung des bisher ohne Uhr in einem von der Natur diktierten Rhythmus lebenden Menschen an die rational eingeteilte Zeit, in Verbindung mit der Bemessung des Lohnes an eben diese Zeiteinheiten"[10]. Um die Erziehung der Arbeiter zum Prinzip "Zeit ist Geld" und der möglichst massenhaften Internalisierung dieses Prinzips zu erreichen, war das Akkordsystem sehr geeignet. "'Wenn er im Akkord steht und weiß, daß er soundso viel Geld pro Tonne erhält, ganz gleich, wie lange er dazu braucht und wie oft er sich hinsetzt und meditiert, dann arbeitet er mit bemerkenswerten Eifer'". Thompson meint, daß es ohne eine beispielsweise solcherart vermittelte Zeitdisziplin die "vorwärtsstrebenden Energien des Industriemenschen"[12] nicht gäbe, daß ohne sie die Menschen in der zwar weit mehr

selbstbestimmten, aber auch antriebsamen, inkonsequenten selbstgenügsamen Arbeitshaltung der bäuerlichen Lebenswelt stehengeblieben wären.
Andere "Tugenden" neben der Zeitdisziplin mußten den Arbeitern anerzogen werden: Sauberkeit, Ordnungsliebe[13], "Impersonalität",d.h. Beurteilung von Verdienst und Leistung ohne Berücksichtigung des gesellschaftlichen Hintergrundes oder irrelevanter Qualitäten..., Rationalität und Problemlösung..., Anerkennung individuell begrenzter doch systematisch bestehender Interdependenz..., Achtung legitimer Autorität..., Leistungsstreben..."[14].
Die Erfahrungen von Hunger, Armut und langer harter Arbeit in der Landwirtschaft, die kaum das Existenzminimum sichern konnte, ließ den Arbeiterbauern Disziplinierung, Eingrenzung ihrer Bedürfnisse und den neuen überlangen Arbeitstag (bis zu 17 Stunden Fabrikarbeit plus Arbeit in der Landwirtschaft, plus Kindererziehung und Hausarbeit bei den Frauen) als akzeptablen Preis für die Verbesserung der materiellen Verhältnisse erscheinen. Die Arbeitskräfte, die immer zahlreicher aus den Arbeiterbauernfamilien in die Fabriken strömten, waren an Entbehrungen und härteste Arbeitsbedingungen gewöhnt, so daß vor diesem Erfahrungshintergrund der Anreiz selbst eines niedrigen Lohns (vor allem der bei "Nebenarbeiten" beschäftigten Frauen, die 2/3 der Arbeitskräfte stellten) einen verheißungsvollen Fortschritt darstellte.
Mit der wachsenden subjektiven Bereitschaft der Bevölkerung, der Not durch ein kalkulierbares Einkommen zu entgehen, indem die eigene Arbeitskraft in der Fabrik verkauft wurde, verbesserten sich nicht nur die subjektiven Lebensverhältnisse der Menschen, sondern gleichzeitig die Grundbedingungen für das weitere Wachstum der Fabrikproduktion insbesondere bei der Textilindustrie. Der Versuch, dem Druck der seit Generationen auf den (Heimarbeiter-)Bauernfamilien lastenden Armut zu entkommen, und die in diesem Prozeß entwickelten Formen der Selbst-Ausbeutung disponierte das noch unerschlossene ländliche Arbeitskräftereservoir, als billige und willige Arbeitskräfte und damit als profitable Wachstumsbedingung ins unternehmerische Kalkül gezogen zu werden. Nur durch das Erschließen ständig neuer Arbeitskräftepoten-

tiale konnte das Problem des ständigen Arbeitermangels - darunter besonders an Frauen für die Nebentätigkeiten[15] - gelöst werden.

Dieses Dilemma konnte unterstützt werden, wenn die neuartige kapitalistische Profitrationalität - Vorrang des rein ökonomischen Kalküls vor der Bedeutung traditioneller Lebensverhältnisse und sozialer Gesetzmäßigkeiten, die allenfalls als profitable Rahmenbedingung Beachtung finden - aus dem Blickwinkel herkömmlicher bäuerlicher Denkkategorien erklärt und damit ihre vollkommen neuartige Logik und das dahinter versteckte Ausbeutungsinteresse verschleiert werden konnte. In genau diese Richtung zielten Formen der in der öffentlichen Diskussion verbreiteten Ideologie - vielfach von den propagandistischen Tönen des Nationalsozialismus durchfärbt.

Es finden sich in Zeitungsartikeln, Vereinsfestschriften usw. ständig Assoziationen an ursprünglich bäuerlichen Werte wie lange, harte Arbeit, Fleiß, (patriarchalische) Autorität, Solidarität in der Gemeinschaft ("Alle-in-einem-Boot"--Ideologie)[16]. Die Fabrikarbeit und ihre sozialen Bezüge wurden als konsistente Fortführung der bäuerlichen Traditionen interpretiert. Dabei wurde der gesamte Fundus der sozialen Beziehungen der bäuerlichen Dorfgemeinschaft - Formen solidarischen Verhaltens (insbesondere in Familie und Verwandtschaft), patriarchalische Fürsorgepflicht (z.B. gegenüber Dienstboten), soziale Nähe und Kontrolle - als Interpretationsschema über die vollkommen andersartigen Verhältnisse der an der Kapitalakkumulation orientierten Fabrikproduktion gestülpt.

Einige Beispiele:

Die unterschiedliche Stellung zu Produktionsmitteln wurde durch persönliche, "menschliche" Kontakte weginterpretiert: "Unternehmer und Arbeitnehmer verbindet zeitlebens das von der Schulbank gewohnte 'Du' und eine 'soziale Frage' kannte und kennt Burladingen bis heute nicht"[17]. Wie konnte es ökonomisch bedeutsame Unterschiede geben zwischen Menschen, die sich duzten! Ein Fabrikant, den man von Kindheit auf kannte und der einen kannte, konnte nur eine vertrauenswürdige Person sein. Daß er "etwas geworden" war, mußte man

seiner individuellen Tatkraft zuschreiben[18]. Es war eigentlich alles geblieben wie im alten Dorf, wo es ebenfalls Arme und Reiche gegeben hatte und wo der Unterschied vom Schicksal und den individuellen Fähigkeiten abhängig war. Wie man damals hatte zusammenhalten müssen, war es auch jetzt noch: "Eine Reihe von Kleinbetrieben" - in jedem steckt die Fähigkeit zum Unternehmer! - "trat zu den bisherigen Firmen hinzu und prägte das Antlitz des Ortes als einer Wirk- und Strickgemeinschaft noch mehr aus"[19]. In dieser "Wirk- und Strickgemeinschaft" war es auch - da ja jeder jeden kannte und damit kontrollieren konnte - nicht nötig, soziale Konflikte (die es offiziell nicht gab) z.B. um Löhne oder Arbeitsbedingungen durch Arbeiterorganisationen zu regeln, da ein "Dorfsozialismus" (vor allem im "Dritten Reich") schon Realität war[20]. Die Konfliktregelungsmechanismen des alten Dorfes wurden von den Dorfhonoratioren, Fabrikanten und ihren Ideologen als ausreichend angesehen: Wer Macht hat, bestimmt, wer ohnmächtig ist, kuscht. Darüber hinaus gab es eine gewisse patriarchalische Fürsorgepflicht des Fabrikherrn ihren Arbeitern gegenüber, (der Struktur nach übernommen aus der bäuerlichen Familie[21]: Wer in Not kam, konnte Vorschuß oder Kredit (z.B. zum Hausbau) erhalten; aber Schulden erhalten bekanntlich die Abhängigkeit vom Kreditgeber. Ebenso entstanden aus den persönlichen Beziehungen zum Fabrikherrn Abhängigkeiten: man konnte ihm eine Gefälligkeit (z.B. Überstunden) nicht ohne weiteres abschlagen, man konnte seinen Arbeitsplatz aus Dankbarkeit und persönlicher Anhänglichkeit heraus nicht plötzlich wechseln, wenn Widrigkeiten auftauchten.

Die Ideologie der Dorfharmonie, die engen Verflechtungen sowohl in Verwandtschaften wie in ökonomischen Abhängigkeiten und die persönliche Nähe zu den Kapitaleigentümern einerseits, die weiterbestehende Verwurzelung in der Landwirtschaft, die eine Abfederung von Notlagen (z.B. Weltwirtschaftskrise) ermöglichte und die damit einhergehende Verwurzelung in einer konservativen bäuerlichen Wertwelt andererseits, verhinderten das Zustandekommen eines proletarischen Bewußtseins der Masse der Arbeiterschaft. Gewerk-

schaften und SPD als Arbeiterorganisationen blieben in Hohenzollern von geringer Bedeutung, allermeist bis in die jüngste Vergangenheit. Die erste Organisation, die eine große Zahl von Arbeitern in ihre Reihen schloß, war die NSDAP[22].

Die Fabrikherren nutzten die sozialen Strukturen des bäuerlich geprägten Dorfes aus. Autoritätsgläubigkeit, Konfliktscheu der Arbeiter und genaue Kenntnis der sozialen Verflechtungen im Dorf gewährleisteten den "sozialen Frieden" in der Gemeinschaft des Dorfes und in der Fabrik"familie", eine äußerst günstige Rahmenbedingung der Produktion, die ökonomisch zu Buche schlug: in hoher Produktivität bei relativ niedrigen Löhnen.

4.2. Die Erosion der bäuerlich geprägten Dorfgemeinschaft

Die ökonomischen Umwälzungen durch die Ausbreitung der Fabrikarbeit hatte weitreichende Folgen im außerökonomischen Bereich. Betrachten wir die Veränderung der Lebensverhältnisse innerhalb der Dorfgemeinschaft.

Hinter der künstlich aufrecht erhaltenen Fassade der ideologisch hochstilisierten Dorfgemeinschaft spielte sich ein höchst komplexer Prozeß ab: einerseits Anpassung von Bewußtsein, Denkstrukturen, Werthaltungen und Verhalten an die Anforderungen der Fabrikindustrie, andererseits Durchmischung dieses "modernen" Bewußtseins mit Überbleibseln der bäuerlichen Werte, die aber ihrerseits zunehmend ihrer ökonomischen Verankerung beraubt wurden. Diese versorgten auch die Arbeitswelt der Industrie mit Interpretationsmustern, behielten aber hauptsächlich in den sozialen Beziehungen zwischen den Menschen ihre Bedeutung, prägten also das Verhalten gegenüber Dorfobrigkeit, Nachbarn, Verwandtschaft, in der Familie, zwischen Mann und Frau, in der Kindererziehung. Es entwickelte sich eine eigenartige Mischung: Nebeneinander bestanden Elemente, die einerseits den Anforderungen der Fabrikproduktion adäquat waren und sich von der bäuerlichen Produktionsbasis völlig abgelöst hatten

(z.B. Fleiß, Pünktlichkeit usw., Sparen von Geld, überhaupt langfristiges Geld-Denken, Orientierung am Wohlstand) - hauptsächlich Elemente der materiellen Verhältnisse und der materiellen Zukunftssicherung. Andererseits aber behielten wesentliche Elemente der "Dorfsitte" zunächst eine bestimmte Bedeutung.

Es scheint nun, daß schon in der Zeit zwischen den Weltkriegen, verstärkt aber in den 1950er Jahren, als die Nebenerwerbslandwirtschaft aufgegeben wurde, die Anpassung an die Industrie- und gesamtgesellschaftliche Konsumkultur die durchgängige Gültigkeit der Dorfsitte auflöste.

Einige Gründe dieser steigenden tendenziellen Funktionsentleerung der Dorfsitte durch den Entzug der landwirtschaftlichen ökonomischen Basis seien genannt:

1. Die Übersichtlichkeit der Gemeinden nahm durch ihren starken Bevölkerungszuwachs ab[23].

Beispiele[24].

Einwohner	Burladingen	Bisingen
1871	1646	
1890	1745	1322
1939	2764	2600
1950	3271	2954
1961	4355	3958
1970	5473	5154

2. Nach dem 2. Weltkrieg wanderten im Raum Hechingen ca. 20 % Vertriebene zu (Burladingen 1961: 22,4 %, Bisingen: 24,3 %)[25]. Dies bedeutete, daß jeder 4. - 5. Einwohner der Gemeinden ein "Fremder" war. Obwohl sie als Arbeitskräfte in der Textilindustrie dringend benötigt waren, mobilisierten die landlosen Fremden bei den bodenständigen Dorfbewohnern (längst funktionslos erscheinende) Urängste, die sich in massiver Ablehnung, Distanzierung und unterschwelliger Aggression (teils bis heute) äußerten. Die "Fremden" gehörten zwar formal zur Dorfgemeinschaft, blieben aber von den öffentlichen Prestigezelebrationen, die die alte Dorfsitte (z.B. anläßlich der öffentlichen Hochzeiten) vorsah, weitgehend ausgeschlossen.

3. Dieses Phänomen des Verschwindens der bäuerlichen Dorfgemeinschaft wurde unterstützt durch die Dynamik des individuellen Aufstiegs zum Wohlstand, den die Fabrikarbeit

erschloß. Das Vorbild der Fabrikanten, die scheinbar aus dem Nichts den Aufstieg geschafft hatten, spornte an. Mancher wagte den Schritt, sich mit einem Kleinbetrieb selbständig zu machen oder wenigstens schneller voranzukommen, indem er sich eine Strickmaschine in den Keller stellte, mit der er neben der Fabrikarbeit und Landwirtschaft noch Lohnarbeiten ausführte[26]. Der Aufstieg konnte aber nur gelingen, wenn nicht zu viele an ihm teil hatten. So mußte man im Geheimen, in der Konkurrenz zu den anderen, planen. Keiner durfte sich in die Karten schauen lassen und mußte unablässig arbeiten für sein individuelles Ziel - dem Aufstieg zum Wohlstand mit neuem Haus oder gar Kleinbetrieb und zu Konsummöglichkeiten. Rastlosigkeit erfaßte die Menschen[27]. Den Anreiz des unerschöpflich scheinenden Erwerbs und Konsums materieller Güter vor sich und den Druck des sozial ererbten "Not-Traumas" der letzten Jahrhunderte in sich, rannten die Menschen in der Konkurrenz der anderen ihrem Glück nach. Da der individuelle Besitz aber (aus der bäuerlichen Zeit übernommen) das Prestige des Einzelnen in der Gemeinschaft prägt, verstärkte das Schielen nach den Besitztümern des Nachbarn die eigene rastlose Bemühung[28].
4. Durch das Bannen der Not in der materiellen Absicherung durch die Fabrikarbeit verschwand der Zwangscharakter der bäuerlichen Notgemeinschaft (der "Not- und Terrorzusammenhang")[29]. Damit reduzierten sich allmählich auch die daran gebundenen sozialen Kontakte: Man war nicht mehr auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen, gegenseitiges Bespitzeln und nachbarschaftliche Kontrolle waren nicht mehr existenznotwendig - wiewohl alle diese Formen noch erhalten blieben, hatten sie ihre unmittelbare ökonomische Notwendigkeit verloren. Der Druck der Gemeinschaft auf das Individuum ließ nach.
Alle diese Faktoren[30] wirkten zusammen zu einer Ausdehnung der Privatsphäre, einer wachsenden Unverbindlichkeit der persönlichen Beziehungen gegenüber der früher bedeutenderen Dorf-Öffentlichkeit.
Zwei Beispiele sollen als Indikatoren dieser Entwicklung dienen:
1. Die öffentlichen Hochzeiten als öffentliche Selbstdar-

stellung einer neuen Ehe vor der Dorfgemeinschaft hörten zumindest in den größeren hochindustrialisierten Gemeinden etwa in den 1960er Jahren auf und wurden - wie auch in städtischen Gegenden üblich - in den Familien- und Verwandtschaftskreis verlegt.
2. Die Vereine, ursprünglich im 19. Jahrhundert städtisch inspirierte Vereinigungen der Dorfhonoratioren, die sich vom niederen Volk durch Satzungen und Beitrittsschranken trennen wollten[31], waren in den 1920er und 1930er Jahren offen für fast jeden Dorfbürger (nicht für die Bürgerinnen) geworden. Sie pflegten die Geselligkeit. Neben dem Vereinszweck Turnen, Singen oder Schießen wurde in fast allen Vereinen Musik gemacht, Theater gespielt, gewandert usw. Ein Verein bot bei spezieller Berücksichtigung des Vereinzwecks ein breites Spektrum zur Befriedigung geselliger Bedürfnisse[32]. Die Vereine stellen einen Schritt weg von der allgemeinen Dorföffentlichkeit zu deren Segmentierung in einzelne Gruppen im Dorf dar. In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg ist eine starke Spezialisierung auf den Vereinszweck feststellbar, wobei die Geselligkeit in immer unbedeutendere und formelhaftere Strukturen verbannt wird, sich in der Regel nur noch am Biertisch in der Wirtschaft oder in der Abgeschlossenheit des Clubheimes abspielt[33].

4.3. Auswirkungen der Verbreitung der Fabrikarbeit auf den Status der Jugendlichen

Mit der massenhaften Integration Jugendlicher in die Fabrikarbeit und der Herausbildung von festen Stammarbeitern aus ihnen nach dem 1. Weltkrieg begann sich der Status der Jugendlichen gegenüber den Erwachsenen im Dorf allmählich zu ändern. Neben der bedeutend intensiveren Beanspruchung der Arbeitskraft in der Fabrik im Vergleich zur Landwirtschaft - in der die Jugendlichen ja schon immer als Arbeitskraft verwendet worden waren - bedeutete die Arbeit in der Fabrik eine Herauslösung aus der familiären Geborgenheit, aber auch aus der dort herrschenden Überwachung. Fabrikherr und Meister übernahmen Elemente der elterlichen Autorität,

in gewisser Weise damit auch Erziehungsfunktionen, die - gemäß der Dorfsitte - immer schon von anderen Erwachsenen neben den Eltern mitausgeübt werden konnten.
In der Textilfabrik entsprachen die Anforderungen an die jugendliche Arbeitskraft denen an die erwachsenen Arbeiter. Die Maschinerie verwischte den Unterschied zwischen Jugendlichen- und Erwachsenenarbeit. Auf Grund der starken Arbeitsteilung, die durch die Maschinen möglich geworden war, hatte sich die Arbeit der Jugendlichen von der Hilfs- und Zulieferarbeit der Manufakturzeit zu Akkordarbeit gewandelt. Die Arbeitsgänge des Säumens, Überdeckens, Besetzens, Knopflochens, Knopfannähens, die Arbeit in Presserei und Versand[34] konnten von jedermann schnell erlernt und mit den Spezialmaschinen ausgeführt werden. Auch in der Verhinderung einer soliden Qualifikation - die in der Textilindustrie nicht nötig war -, in der harten Anforderung durch die montone Akkordarbeit bei relativ niedriger Entlohnung vor allem der weiblichen Arbeitskräfte ergab sich eine Gleichstellung, besser eine Nivellierung der Arbeitsbedingungen von Erwachsenen und Jugendlichen auf niedrigem Niveau. Die potentielle Emanzipation aus der ökonomischen Unmündigkeit der Jugendlichen mußte durch "körperliche und geistige Verkümmerung an der Fabrikarbeit"[34] bezahlt werden. Vorteile der Jugendlichen - größere Schnelligkeit z.B. - weckte bei den älteren Erwachsenen Lohnneid und Versagensängste, Ängste, die man den Jugendlichen in kaum verhohlener Aggression und autoritativem Verhalten heimzahlte.
Der bare Lohn am Monatsende begründete innerhalb der Arbeiterfamilie eine stärke Stellung der Jugendlichen. Ein Pfarrer formulierte etwas übertrieben: "Weil die Jungen das Geld aus der Fabrik bringen, sind sie Herr, die Eltern schweigen."[35] Der Lohn der Jugendlichen, den sie zum größten Teil daheim abliefern mußten[36], wurde als Beitrag zum Familieneinkommen in der Nachfolge der bäuerlichen Subsistenz angesehen. Sowohl in Arbeiterbauernfamilien "älteren" Typs - der Vater arbeitet in der Landwirtschaft, die Mutter schwerpunktmäßig in der Heimarbeit, die Jugendlichen in der Fabrik - wie in den immer zahlreicheren Familien, die Landwirtschaft nur noch im Nebenerwerb betrieben, galten weiterhin die Gesetze der bäuerlichen Welt, legiti-

miert durch die weiterbestehende agrarische Produktionsbasis. Trotz der steigenden ökonomischen Bedeutung der Jugend für die materielle Basis der Familie blieben die patriarchalischen Familienstrukturen prinzipiell bestehen. Der Vater bestimmte den beruflichen Werdegang der Kinder. Da in der Fabrik im Gegensatz zum Handwerk sofort Geld verdient werden konnte, wurde es üblich, daß die Jugendlichen nach der Schulentlassung in die Fabrik geschickt wurden[37] und von der Schulbank weg im Akkord arbeiteten.
Aus der gestiegenen ökonomischen Bedeutung der Jugendlichen für die Subsistenz der Familie ergab sich also keineswegs automatisch eine Aufwertung für den Status der Jugend, sondern eher eine wachsende Verantwortung für das materielle Wohlergehen der Familie und damit sogar eine stärkere Einbindung in das Geflecht der Arbeiterbauernfamilie.
Latente Generationskonflikte wurden zumeist in der Tradition der bäuerlichen Familienherrschaft im Sinne der väterlichen Autorität entschieden. Noch bestimmte zumindest innerhalb der Familie das traditionelle Normgefüge die sozialen Beziehungen, selbst wenn dies angesichts der veränderten ökonomischen Basis tendenziell obsolet geworden war.

Die dörfliche Jugendkultur erlebte spätestens nach dem 1. Weltkrieg eine Auflösung der früher durchgängigen Geselungs- und Aktivitätsformen.
Die Lichtstuben als wichtige Einrichtung der dörflichen Jugendkultur verloren ihre traditionelle Bedeutung[38]. Aus Berichten von älteren Einwohnern aus der Umgebung Hechingen und Haigerlochs geht aber hervor, daß lichtstubenähnliche Versammlungen jugendlicher Cliquen an Winterabenden bis zum 2. Weltkrieg, ja noch teilweise in den 1950er Jahren üblich waren. Über Aktivitäten von Jugendlichen wurden aber stereotyp z.B. in Pfarrvisitationsberichten aus Burladingen 1891, 1905, 1912, 1921, 1931 in fast stets gleichen Vokabeln berichtet: "Nachtschwärmerei", "fast städtisches Nachtleben", "Genußsucht", "ausschweifende Mädchen" usw.[39]. Eine neue Färbung der Argumente ergab sich allerdings durch die zunehmende Fabrikarbeit. Die

"sittliche Verkommenheit" und "Genußsucht" der Jugend wurde nun dem Geldverdienen in der Fabrik angelastet.
Eine wichtige Begründung für die schwindende Bedeutung der traditionellen Formen der Jugendkultur - insbesondere der Lichtstuben - liegt darin, daß ihre Funktion als "Heiratsvermittlungsinstitution" allmählich unterminiert wurde. Da früher die Jugendlichen tagsüber in der Landwirtschaft beschäftigt und damit voneinander größtenteils isoliert waren, benötigten sie die Versammlungsorte der Kameradschaften und Lichtstuben, um unter Ihresgleichen zu gelangen. Demgegenüber brachte die Fabrikarbeit die Jugendlichen beiderlei Geschlechts weit länger und häufiger zusammen[40]. Neue Formen des Freizeitverhaltens entwickelten sich durch das Zusammensein im Kreis der Arbeitskollegen auch in der Freizeit bei gemeinsamen Sonntagsausflügen und anderen Unternehmungen. Auch die vielfach nach dem 1. Weltkrieg entstehenden Vereine bekamen für die Jugendlichen - allerdings nur die männlichen - eine zunehmende Bedeutung[41].
Darüberhinaus verloren die alten Überlegungen der dörflichen "Heiratspolitik" an Bedeutung, seit es möglich war, eine Ehe nicht mehr nur auf möglichst viel Besitz zu gründen, sondern auf Geld, das dem Lohn in der Fabrik abgespart worden war. Mit dieser Möglichkeit verlor die kollektive Partnerwahl ihre ehemals wichtige Funktion. "Schon in jungen Jahren (ist) die Möglichkeit zum regelmäßigen Geldverdienen und zur Spartätigkeit vorhanden; als Folge davon werden vorwiegend Frühehen geschlossen"[42]. Die Partnerwahl wurde immer stärker eine "private", individuelle Entscheidung eines Paares, womit die klassischen Determinanten Grund, Haus, Zustimmung der Familien und Verwandtschaften, Ansehen in der Gemeinde in ihrem Einfluß immer stärker relativiert wurden.

5. Resumé (Teil 1) und Vorschau: Das Vergangene ist in der Gegenwart lebendig und wirksam.

Im Teil 1 dieser Arbeit wurden die ökonomischen und sozio-kulturellen Prozesse der Vergangenheit im Untersuchungsgebiet Hohenzollern und angrenzender Gebiete beschrieben und dabei speziell die Funktion der Jugend analysiert. Bevor nun im Teil 2 die Analyse der Gegenwart folgt, ist es notwendig, die komplizierten Prozesse der gesellschaftlichen Veränderungen des 19. und der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts in allgemeiner Form noch einmal zu reflektieren, um die Relevanz der Vergangenheit für die Gegenwart - und dabei insbesondere für die Lebenswelt der heutigen Jugendlichen - genauer bestimmen zu können.

Die gesellschaftlichen Veränderungen im Untersuchungsgebiet seit ca. 1750 bis nach dem 2. Weltkrieg können begriffen werden als Prozeß der allmählichen Verdrängung der Basis der agrarischen familiären Subsistenzwirtschaft und der kongruent darauf aufgebauten bäuerlichen Kultur. Das Vorherrschen dieses vorwiegend zyklischen Prozesses[1] wurde durch Auftreten und Durchsetzen eines neuartigen gesellschaftlichen Prozeßtyps fundamental erschüttert.

Mit der Verkettung vorwiegend der armen Bevölkerung in das Verlagswesen trat in der Region im 17. und 18. Jahrhundert keimhaft eine Produktionsform auf, die sich nicht mehr an zyklischen Reproduktionsprozessen orientierte, sondern an einer linearen (oder exakter: exponentialen[2]) Wachstumsfunktion.
Spätestens nach der Durchsetzung der Fabrikarbeit wurden die Gesetzmäßigkeit der Kapitalakkumulation in ihren Erscheinungsformen sichtbar: z.B. im Aufsaugen ständig neuer Ressourcen an variablem Kapital (= Arbeitskräften), um die ständige Expansion der kapitalistischen Produktionsweise zu gewährleisten.
Lefèbvre bezeichnet den sich durchsetzenden neuen gesellschaftlichen Prozeßtyp als "kumulativen" Prozeß im Unterschied zum langsam in seiner durchgängigen Gültigkeit er-

schütterten zyklischen Prozeß, der als spezifische Form "nicht-kumulativer" Prozesse verstanden wird[3].
Die gesellschaftliche Entwicklung des Untersuchungsgebietes läßt sich nun mit Hilfe des Lefèbvre'schen Begriffspaars kumulativ - nicht-kumulativ (zyklisch) allgemein exakter beschreiben.
In der Zeit des überwiegenden Vorherrschens zyklischer Prozesse in der landwirtschaftlich geprägten Lebenswelt entsprachen den ökonomischen Strukturen ziemlich genau bestimmte Kulturformen. Durch jahrhundertelang etwa gleichbleibende ökonomische Voraussetzungen, z.B. durch die Abhängigkeit von der Natur, hatten sich kulturelle Techniken und Praktiken herausgebildet, die einerseits das Leben der Menschen funktional und adäquat regelten, die allerdings andererseits beispielsweise durch die verfestigten feudalen Herrschaftsverhältnisse gleichzeitig durch eine gewisse Starrheit und Invariabilität gekennzeichnet waren. Das Eindringen der Kapitalakkumulation in dieses System zerbrach diese Koinzidenz. "Das Kapital treibt dieser seiner Tendenz nach ... hinaus über Naturvergötterung und überlieferte, in bestimmten Grenzen selbstgenügsam eingepfählte Befriedigung vorhandener Bedürfnisse und Reproduktion alter Lebensweise. Es ist destruktiv gegen alles dies und beständig revolutionierend, alle Schranken niederreißend, die die Entwicklung der Produktivkräfte, die Erweiterung der Bedürfnisse, die Mannigfaltigkeit der Produktion und die Exploitation und den Austausch der Natur- und Geisteskräfte hemmen"[4]. Die neue Produktionsform reduzierte nicht nur die alte zu marginaler Bedeutung (z. B. Nebenerwerbslandwirtschaft) und entzog der klassischen bäuerlichen Kultur nicht nur tendenziell die Basis, sondern forderte auch neue Verhaltensweisen, die den Anforderungen der neuen ökonomischen Rationalität angemessen waren. Es mußten sich langsam, weit hinter der stürmischen ökonomischen Entwicklung herhinkend, adäquate "kumulative Bewußtseinsinhalte" (z.B. Gewinnstreben, Leistungsdenken) herausbilden. Diese sich ohnehin nur langsam durch die "Fabriksozialisation" bildenden "modernen" kumulativen Werthaltungen konnten nun aber keine "brauch-

baren" Verhaltensmaßstäbe für bestimmte außerökonomische Lebensbereiche bilden.
Die Reproduktion wichtiger gesellschaftlicher Rahmenbedingungen für den kumulativen Prozeß wie z.B. Kommunikationsstrukturen in der Gemeinde, die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen usw. konnten nicht mit neuen kumulativen "Tugenden" wie Leistungsdenken und Gewinnstreben befriedigend geregelt werden[5].
Es wurde notwendig, Wertvorstellungen und Verhaltensnormen der bäuerlichen Zeit für solche Sektoren des Alltagslebens weiterhin zu Rate zu ziehen. Aus diesem Grunde verschwanden die entsprechenden Überbauphänomene aus der Zeit der Dominanz der zyklischen Prozesse nicht, obwohl ihre ökonomische Legitimation allmählich zerstört wurde. Sie mußten im Dienste des kumulativen Prozesses eine "Lückenbüßerfunktion" übernehmen.
Ziehe drückt diesen Sachverhalt so aus: "Kapitalismus ist ... selbst nie eine Kultur gewesen. Kapitalismus ist eine ökonomische Struktur, die an den überlieferten Lebensweisen ... parasitär teilhatte ... Die tradierte Lebensweise der sozialen Klassen war sozusagen Gratisprodukt, von dem der Kapitalismus mitzehren konnte. Der Bestand von Regeln des Alltagslebens, von Sinngebung, von Identitätsmustern, von Sozialisationspraktiken war gewährleistet"[6].
Der dominant gewordene kumulative Prozeß war (und ist) darauf angewiesen, um selber weiterbestehen zu können, in bestimmten Lebensbereichen, die nicht durch kumulative Werthaltungen regulierbar sind, auf den Fundus der bäuerlichen Wertvorstellungen (aber auch christliche, bürgerliche, humanistische usw.) zurückzugreifen und damit Elemente des sich von ihm selbst qualitativ grundsätzlich unterscheidenden nicht-kumulativen Prozesses dienstbar zu halten. Der kumulative Prozeß zerstört also zwar die innere Logik und durchgängige Relevanz des zyklischen Prozesses für das Leben der Menschen, nicht aber dessen Wirksamkeit innerhalb gewisser gesellschaftlicher Teilbereiche[7].

Die Besonderheit der untersuchten ländlichen Gegend, nämlich neben der Fabrikarbeit Nebenerwerbslandwirtschaft bis nach dem 2. Weltkrieg beizubehalten, bot zunächst die

Legitimation, auf kleinbäuerliche Normen zurückzugreifen. Erst nach dem völligen Verschwinden der Landwirtschaft in den Industriegemeinden wurden die ehemals präzise auf die agrarische Produktionsbasis abgestimmten Überbauelemente endgültig von ihrer adäquaten Basis getrennt und damit aus ihrem früher konsistenten und funktionalen Zusammenhang gerissen. Sie werden nun als isolierte Bruchstücke verwendet, um das "Wertvakuum" des kumulativen Prozesses zu füllen. Auf diese Weise bleiben Versatzstücke einer ansonsten verschwundenen bäuerlichen Kultur auf eigenartige Weise weiterhin wirksam.
Wir finden auf diese Weise eigentümliche Formen der Ungleichzeitigkeit[8] vor:
Einerseits benötigt die moderne industriell-kapitalistische Produktionsweise, um ihre innere Gesetzmäßigkeit der Kapitalakkumulation auch zukünftig zu sichern, kleinbäuerliche Überbauphänomene, deren ökonomische Basis aber zerstört wurde.
Andererseits bestehen diese isolierten traditionellen Überbauelemente neben "adäquaten" kumulativen und leben mit diesen im bunten Gemisch[9].

Der durch den kumulativen Prozeß verursachte "Wertkonservatismus" gehorcht einer problematischen Gesetzmäßigkeit: Der ständige Einbau traditioneller bäuerlicher Werthaltungen in moderne Verhaltensanforderungen geschieht fast völlig unbewußt, d.h., ist einem rationalen Diskurs kaum zugänglich. Der Grund für dieses Faktum liegt darin, daß die Regeln des agrarischen Alltags (ebenso wie meist auch des modernen) kaum über kognitive Prozesse angeeignet und gespeichert werden, sondern hauptsächlich über unreflektierte Erfahrungsbruchstücke einsozialisiert und als "Selbstverständlichkeiten" kaum jemals analysiert werden. Wenn Lefèbvre formuliert, daß im Vertrautesten das meiste Unbekannte lauert[10] und Bloch meint, man brauche ein Fernrohr, um die nächste Nähe zu durchdringen[11], ist die Bedeutung der Undurchschaubarkeit des Alltäglichen treffend charakterisiert.
In einer Analogie zur Neurosenlehre der Psychoanalyse[12]

läßt sich die Bedeutung der Gegenwart traditioneller bäuerlicher Werthaltungen noch weiter erhellen. Ähnlich wie in einer Neurose unbewußte Konfliktschemata eine ständige Fixierung auf früheres Verhalten beinhalten, also Ballast der Vergangenheit ständig gegenwärtiges Denken, Fühlen und Handeln unerkannt blockiert, wirken Werthaltungen und Verhaltensanweisungen, die in einer früheren Zeit sinnvoll waren, in einen völlig anderen Sinnhorizont (in den des kumulativen Prozesses) hinein. Überspitzt formuliert bedeutet dies, daß die Menschen auf dem Lande, was ihre heutigen nicht-kumulativen Werthaltungen betrifft, sich verhalten wie vor hundert Jahren, aber gleichzeitig von epochal andersartigen Anforderungen des dominanten modernen kumulativen Prozesses umgeben sind. Für alle Bereiche, in denen der kumulative Prozeß selber keine ("neuen") Werte entwickeln konnte, liegt es nahe, um dieses Vakuum auszufüllen, automatisch unreflektiert auf bäuerliche, vorkumulative Werte zurückzugreifen. Damit werden aber ständig moderne Probleme mit teilweise untauglich gewordenen, ungenügend geeigneten Methoden zu lösen versucht. Es ist bisher erst rudimentär gelungen, gegenüber den vertrauten Verhaltensrezepten der Vergangenheit moderne, nicht-kumulative Wertorientierungen zu entwickeln und durchzusetzen. Dies bedeutet, daß die Logik des dominierenden kumulativen Prozesses ständig eine Reproduktion von nicht-rational zugänglichen Phänomenen erzeugt, die, da sie aus ihrem gewachsenen Sinnzusammenhängen entfernt wurden, an ihrer Isolation sogar ir-rationalen Charakter annehmen und ein von den Individuen und dem dörflichen Kollektiv weitgehend unbeachtetes - aber trotzdem relevantes - Unterleben führen. Dieser Irrationalismus geht als konstituierender Bestandteil in die herrschende Normalität ein[13].

Das Nebeneinander traditioneller (kleinbäuerlicher) und moderner (kumulativer) Werthaltungen faßt Bloch begrifflich schärfer: "Nicht alle sind im selben Jetzt da. Sie sind es nur äußerlich, dadurch, daß sie heute zu sehen sind. Damit leben sie noch nicht mit den anderen zugleich"[14]. Er beschreibt das "objektiv Ungleichzeitige als Weiter-

wirken älterer, wenn auch noch so durchkreuzter Verhältnisse und Formen der Produktion sowie älterer Überbauten"[15]. Bloch besteht allerdings auf der Notwendigkeit, die überkommenen Überbauelemente unter zwei Aspekten zu betrachten:

1. Wirken archaische Elemente heute als Legitimation inhumaner Lebensverhältnisse, also in reaktionärer, rückwärtsgewandter Richtung[16]? Wirken sie so, daß produktive, auf der Höhe der Zeit befindliche Verhaltensstrategien gar nicht mehr entwickelt werden können, weil die Rezepte von gestern unreflektiert jede ernste Auseinandersetzung mit Gegenwart und Vergangenheit blockieren und so zu dumpfem Beharren auf dem Althergebrachten führen? Fesseln Überbleibsel der Vergangenheit das Fortschreiten in eine bessere Zukunft?

Oder vermögen 2. überkommene Elemente der alten Kultur nicht-durchkapitalisierte Freiräume zu erhalten? - wie es scheint, sind solche ja vom kumulativen Prozeß selbst gefordert. Besteht dadurch die Möglichkeit, Unabgegoltenes, Forderungen, Fantasien, Träume der Alten als Ansprüche an die Zukunft einzuklagen; lassen sich also Elemente einer Utopie von einer lebenswerteren Welt aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die Zukunft verlängern? Läßt sich ein neues tragfähiges System nicht-kumulativer Werte entwickeln, das nicht nur den anachronistisch gewordenen Traditionen verhaftet bleibt, sondern in bewußter Auseinandersetzung diese überwindet und allmählich eine stabile Gegenwelt gegen die parasitären Tendenzen des kumulativen Prozesses ermöglichen?

Beide Möglichkeiten werden heute gelebt und stehen auch künftig zur Disposition und Gestaltung offen.

Im Zusammenhang mit dem Problem der Ungleichzeitigkeit zwischen kleinbäuerlich-zyklischen Elementen und dem kumulativen Prozeß wird Gedankengang und Vorgehensweise dieser Arbeit deutlicher.

Die Analyse der Lebenssituation der heutigen Jugendlichen auf dem Land (und daraus abgeleitete Konsequenzen für die Jugendarbeit auf dem Land) können nur vor dem Hintergrund

der Genese der gegenwärtigen Lebensverhältnisse die notwendige Dichte und Genauigkeit erreichen. Präsenz und Wirksamkeit historischer Bewußtseinselemente als wesentliche gegenwartsdeterminierende Phänomene - ihre Isolierung von einem rationalen Gesamtzusammenhang, ihre Verkoppelung mit ungleichzeitigen anderen und vor allem die weitgehende Unbewußtheit ihrer Existenz - entziehen sich gerade einer ausschließlich auf das Gegenwärtige bezogenen empirischen Analyse. Erst das Aufspüren historischer Kausalzusammenhänge und die Analyse der Dynamik der gesellschaftlichen Prozesse führt auf die Spur des "Unterlebens" von archaischen Bewußtseinsstrukturen, die überraschend weitgehend Verhaltensnormen, -motivationen und Lebenspläne der heutigen Menschen an Werten der bäuerlichen Vergangenheit orientieren.
Das Erfahrungsmaterial der Eltern der heutigen Jugendlichen der Region ist geprägt durch die vielfältigen Erscheinungsformen der Ungleichzeitigkeit zwischen kumulativen und nicht-kumulativen Prozeß. Es ist daher notwendig, zunächst die Lebenssituation der Eltern vor dem Hintergrund der darin sedimentierten historischen Erfahrungen genauer zu beschreiben (Kapitel 6 und 7), um anschließend (Kapitel 8) die Beziehungen der heutigen Jugendlichen zu diesem sozialen Erbe zu bestimmen, das ihnen in Verhalten und Bewußtsein ihrer Eltern, in ihrer ländlichen Umwelt und nicht zuletzt - einsozialisiert - in sich selber begegnet.

Teil 2: Die Gegenwart

Vorbemerkungen

1. Im 2. Teil der Arbeit, der die Gegenwart beschreibt, (Kapitel 6 - 8) werden zunächst der Fragestellung der Einleitung (0.) folgend die gegenwärtigen ökonomischen Strukturen charakterisiert (Kapitel 6), sodann einige Auswirkungen auf die Alltagskultur der ländlichen Gemeinden dargestellt (Kapitel 7), bevor die Einbettung der Lebenssituation der Jugendlichen in diese Verhältnisse thematisiert werden (Kapitel 8).

2. Dabei muß bedacht werden, daß sich einerseits ehemalige Kleinbauerndörfer inzwischen zu hochindustrialisierten Landgemeinden mit bis zu 5000 Einwohnern (wenn man die Eingemeindungen nach der Verwaltungsreform dazurechnet, Retortengemeinden mit bis zu 10.000 Einwohnern) entwickelt haben, während andererseits kleine Orte, die in der Regel länger an der teilweise bis heute für sie bedeutsamen Landwirtschaft festhielten, zu Satelliten dieser "Kerngemeinden" degradiert wurden. In diesen Gemeinden kann vielfach eine Art schleichender Tod des Dorfes beobachtet werden: Die Verlagerung von Entscheidungskompetenzen der Verwaltung in die Kerngemeinde, Wahrnahme der dortigen Einkaufsmöglichkeiten in den ersten Supermärkten, die teilweise Auflösung von Kindergärten und Schulen usw. förderten die allmähliche Wegorientierung von der Binnenstruktur des eigenen Dorfes. Die bestimmenden Elemente des sozialen Gefüges im Dorf bis nach dem 2. Weltkrieg, nämlich die gewachsenen Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen und Machtverhältnisse untereinander gemäß der Dorfsitte zu regeln, sind heute angesichts der Erschütterung des alten sozialen Gefüges durch starke "neue Minderheiten" (Flüchtlinge, Zugewanderte, Ausländer) nur noch für Teilbereiche des sozialen Feldes aller (kleinen und größeren) Landgemeinden gültig. Mehrere unterschiedliche nebeneinanderbestehende Kommunikationsstile bildeten sich heraus, z.B. in den Neubaugebieten, mit denen sich die meisten (ehemaligen)

Dörfer umgeben haben. Diese Stile orientieren sich entweder eher an traditionellen Vorbildern oder an einer städtischen Wohnmentalität (d.h. geringe Integration in örtliche Kommunikationsfelder, Orientierung an städtischen Konsumgewohnheiten und kulturellen Angeboten usw.)[1].
Die sozialen Beziehungsmuster der modernen Landgemeinden können in den Kapiteln 6 und 7 nicht in ihren vielfältigen Differenzierungen nachgezeichnet werden. Die Analysen beziehen sich deshalb schwerpunktmäßig 1. auf größere und/oder hochindustrialisierte Gemeinden und 2. auf Kommunikationszusammenhänge innerhalb der Gemeinden, in denen traditionelle kleinbäuerliche Bewußtseinsinhalte (wenn auch oft versteckt) eine gewisse Kontinuität bewahrt haben. Dies bedeutet, daß die Wertorientierung und die Kommunikationsstrukturen (noch) nicht integrierter Neubürger weitgehend ausgeblendet bleiben.

6. Das Verhältnis zu Arbeit und Besitz. Die Arbeitsituation und ihre psychosozialen Auswirkungen.

6.1. Erwerbsquote und Arbeitshaltung

Der heutige Zollernalbkreis (ZAK), der aus den hochindustrialisierten Teilen der alten Landkreise Hechingen und Balingen zusammengefügt wurde, besitzt die höchste Erwerbsquote in Baden-Württemberg[2]. 1970 waren 51,8 % der Bevölkerung erwerbstätig, 1982 waren von 1000 Einwohnern 405 sozialversicherungspflichtig beschäftigt[3]. Von 100 Personen im erwerbsfähigen Alter (16-65 Jahre) waren 1970 83 tatsächlich beschäftigt[4].
Diese Zahlen lassen nur einen Schluß zu:
Nirgendwo in Baden-Württemberg hat die Erwerbstätigkeit, insbesondere die von Arbeitern in Industrie[5] und Handwerk, eine größere Bedeutung als im Zollernalbkreis. Dieses Faktum erklärt sich aus der spezifischen Form der Industrialisierung des Gebietes, wie sie in Teil 1 dargestellt wurde[6].

Eigenartig ist nun, daß das enorme Zurückgehen der Land-

wirtschaft gegenüber der Zeit zwischen den Kriegen[7] - als eine maximale durchschnittliche Arbeitsbelastung der Arbeiterbauern erreicht war - in vielen Familien nur begrenzt zu einer Ausdehnung der freien Zeit (im Sinne von Muße) geführt hat. So gab es bis ca. 1980 Industriebetriebe, die in Zeiten gewerkschaftlicher Forderungen nach der 35-Stunden-Woche mit dem Einverständnis der Arbeiter 55 Stunden wöchentlich arbeiten ließen, und zwar täglich 10 Stunden und samstags 5 Stunden.
Besonders in Gemeinden, in denen die Textilindustrie große Bedeutung besitzt, installierten Textilarbeiter bei sich zu Hause in der Garage oder im Keller Strickmaschinen, um Lohnaufträge für die größeren Firmen auszuführen. Um die Terminaufträge fristgerecht abliefern zu können, helfen je nach Arbeitsanfall (tendenziell unbezahlte) Familienangehörige (z.B. Kinder oder auch Großeltern) zeitweise mit. Inhaber von Kleinbetrieben (z.B. Lohnschneiderei, -strickereien, -ketteleien) arbeiten oft noch sonntags[8]. Als anderes Beispiel rastloser Geschäftigkeit kann ein Gastwirt angeführt werden, der mit seiner Familie "nebenher" ein Kino betreibt, im Keller Strickmaschinen stehen hat und der auch noch als Bademeister im örtlichen Hallenbad fungiert.
Die zu Beginn des Kapitels aufgeführten Zahlen können als Meßzahlen einer sehr rigiden Arbeitshaltung interpretiert werden. Das Bestehen und die ständige Reproduktion dieser Haltung erklärt sich aus dem komplizierten Zusammenspiel mehrerer Faktoren und Prozesse.

1. Grundlegend sind die traditionell gewachsenen und übriggebliebenen Anforderungen der bäuerlichen Produktion an die Arbeitshaltung der Menschen angesichts drückender materieller Verhältnisse. Diese Verhaltensanforderungen wurden einerseits von den Fabrikanten in der industriellen Fabrikarbeit ausgenutzt (wie in Teil 1 dargestellt wurde) und damit gleichzeitig perpetuiert, andererseits allmählich von den Arbeitern auch unter den Bedingungen der Existenz als Arbeiterbauern internalisiert. Ständig in rastloser Tätigkeit zu sein wurde so Bestandteil des dörflichen kollektiven Anspruchs der Dorfsitte und damit ein Stück verpflichtende Normalität[9]. Von Kindheit auf in solchermaßen "Norma-

les" eingespannt, reproduzieren die Eltern und Großeltern heutiger Jugendlicher permanent ihre rigide Arbeitshaltung, obwohl diese angesichts der gebannten Not und der in der Regel erreichten materiellen Sicherheit im praktizierten Ausmaß nicht mehr notwendig wäre.

2. Die herrschende Arbeitshaltung kann nun aber durch ökonomische Zwänge legitimiert werden - und zwar im doppelten Sinn: Einmal durch die Arbeiter selber:
Zins und Tilgung der Kosten eines neugebauten Hauses oder einer Anschaffung, z.B. eines neuen, flotten Autos oder einer neuer Kücheneinrichtung erfordern die Mitarbeit der Frau und eventuelle Überstunden[10]. Zum anderen durch die Fabrikanten: In der Textilindustrie herrschte bis in die jüngste Vergangenheit zumindest zyklisch Arbeitermangel[11], der nur durch Überstunden ausgeglichen werden konnte, was gleichzeitig die kostengünstigste Bewältigung des betriebswirtschaftlichen Problems durch die Fabrikanten darstellte: Es ist billiger, weniger Arbeitskräfte 55 Stunden arbeiten zu lassen als zusätzliche (außerdem schwer zu beschaffende) Arbeiter einzustellen und diese "regulär" arbeiten zu lassen. Außerdem konnten Kapazitätsausweitungen oder -zurücknahmen mit dem traditionellen System besser bewältigt werden.

3. Vor allem im alten Kreis Hechingen konnte eine Organisation der Arbeiter, also die Gewerkschaft - besonders wiederum in der Textilindustrie - nur zögernd Fuß fassen. Einerseits von Unternehmern systematisch behindert, andererseits von den Arbeitern aus der historisch gewahrten Distanz zu ortsfremden Organisationen beargwöhnt und als überflüssig angesehen, konnten gesellschaftlich längst anerkannte Arbeitsbedingungen gegen die gewachsenen Strukturen kaum wirksam durchgesetzt werden. So wurden bis vor wenigen Jahren z.B. Jugendliche unter Tarif bezahlt, die Bildung von Betriebsräten durch eindeutige Verstöße gegen das Betriebsverfassungsgesetz verhindert, Gewerkschaftsmitglieder gefeuert, Gewerkschaftssekretäre mit körperlicher Gewalt bedroht und aus Betrieben entfernt usw. Erst

in jüngster Zeit erkannten zunehmend mehr Arbeiter den Wert der Gewerkschaften, als im Zuge der ersten konjunkturbedingten Betriebsschließungen einige hundert Arbeiter durch Sozialpläne wenigstens etwas abgefedert werden konnten.

Zusammenfassend: Aus historisch bedingten, durch die landwirtschaftliche Produktion prädisponierten eigenartigen Strukturen - gegen äußere gesamtgesellschaftliche Prozesse tendenziell abgeschirmt - resultiert eine spezifische kollektive Haltung zur Arbeit, die zwar nicht (mehr) völlig als rational - d.h. weder den objektiv vorhandenen noch den wünschenswerten Strukturen sowie den eigentlichen Lebensbedürfnissen angemessen - legitimiert werden kann, sich aber dennoch unhinterfragt als Verhaltenshülse aus früheren Zeit perpetuiert[11a].
Die große Bedeutung ständigen Tätigseins bei den Erwachsenen erklärt ihre tendenzielle Unfähigkeit, produktiv mit Freizeit umzugehen. In vielen von der Fabrikarbeit freien Stunden wird gearbeitet, Erholung, Muße werden an den Rand gedrängt. Zwar herrscht ein reges Vereinsleben, aber nicht zuletzt dort wird - besonders in Sportvereinen - auch in der freien Zeit Leistung verlangt, werden Zeiten gemessen, sucht man Konkurrenten auszustechen, wird auf Dorffesten Geld, wenn auch für den Verein, gemacht. In solchen von äußeren Zwängen weit freieren Beziehungen werden erstaunlich viele Elemente aus der Arbeitswelt reproduziert. Schließlich bleibt zur Freizeitgestaltung als Nicht-Tätigkeit das ermattet passive Konsumieren des Fernsehprogrammes. Viele Arbeiter und Arbeiterinnen sind - gerade bei der Mehrfachbelastung der Frauen - nach der physischen Anstrengung des im Durchschnitt gegenüber anderen Regionen längeren Arbeitstages zu keiner produktiven oder kreativen Betätigung mehr fähig - davon abgesehen, daß sie eine solche wohl nur in seltenen Fällen gelernt haben dürften. So sieht der Außenstehende - kaum der in diese Lebenswelt integrierte Industriearbeiter selber - den Umgang mit von der Industriearbeit freien Zeit als problematisch, als unbefriedigend gelöst an. Eine echte Reproduktion der Arbeitskraft als Wiederherstellung der psychischen und physi-

schen Kompetenzen der Menschen scheint kaum gegeben[12].

6.2. Das Lohngefüge

Betrachten wir nach einigen Schlaglichtern auf das Verhältnis der Menschen im heutigen Zollernalbkreis zur Arbeit den sauer verdienten Lohn.
1980 verdienten die Beschäftigten im verarbeitenden Gewerbe im Zollernalbkreis im Monat durchschnittlich DM 2323 (in Baden-Württemberg durchschnittlich DM 2829)[13].
Diese Zahl bedeutet, daß nirgendwo in Baden-Württemberg (zumindest im verarbeitenden Gewerbe) weniger verdient wird als im Zollernalbkreis. Diese Aussage bekommt im Zusammenhang mit der höchsten Erwerbsquote (nach Stuttgart), den höchsten Anteilen an Arbeitern[14] und Beschäftigten im produzierenden Gewerbe[15] in Baden-Württemberg ein besonderes Gewicht: Nirgendwo in Baden-Württemberg gibt es größere Bevölkerungsanteile an Industriearbeitern und gleichzeitig niedrigere Löhne als im Zollernalbkreis.
Stellt man die Bruttolöhne (1974) in Lohngruppen auf, ergibt sich daß besonders die unteren Lohngruppen gegenüber dem baden-württembergischen Durchschnitt deutlich überrepräsentiert, Einkommen aus Löhnen über 25 000 DM im Jahr stark unterrepräsentiert sind[16]. Verständlich wird diese Besonderheit des Zollernalbkreises erst in Verbindung mit einer weiteren extremen Auffälligkeit:

6.3. Die Frauenerwerbsquote. Die Situation der arbeitenden Frauen.

Die Frauenerwerbsquote im Zollernalbkreis ist die höchste in Baden-Württemberg, ja selbst in der gesamten Bundesrepublik[17]. Diese Besonderheit trifft auch für Frauen zwischen 30 und 35 Jahren zu, die häufig Kinder zu betreuen haben[18].
"Auch in der Altersgruppe 15-20 Jahre, wenn es sich entscheidet, ob Mädchen sich dazu entschließen, möglichst schnell einen Beruf zu ergreifen oder ob sie es vorziehen,

mit dem Ziel, einen qualitativ guten Arbeitsplatz zu erreichen, eine weiterführende Ausbildung zu machen, liegt der Zollernalbkreis weit über dem Landesdurchschnitt"[19].
In allen Betrieben des ZAK sind durchschnittlich über ein Drittel, in manchen Gemeinden - besonders im hochindustrialisierten Gebiet um Burladingen - in denen die Textilindustrie beinahe eine Monopolstellung besitzt[20], bis zur Hälfte der Beschäftigten Frauen[21], meist Arbeiterinnen[22]. Von allen Frauen im erwerbsfähigen Alter (15-65 Jahre) waren in nicht-landwirtschaftlichen Arbeitsstätten im ZAK 1970 58,1 % tatsächlich beschäftigt, in einigen Gemeinden über 80 %[23].
Sieht man diese Ergebnisse im Zusammenhang mit den durchschnittlich niedrigen Löhnen im ZAK und den niedrigen Löhnen in der Textilindustrie[24], wird deutlich, daß das ungewöhnliche Lohngefüge im ZAK (6.2.) und auch die Besonderheit der Erwerbsstruktur (6.1.) vor allem auf die massenhaft beschäftigten und niedrig bezahlten Frauen in der Textilindustrie zurückzuführen sind. Wie in der Vergangenheit nutzten die Unternehmer in der Textilindustrie den Markt billiger Arbeitskräfte - vorwiegend Frauen - aus. Nur durch die Tradierung herkömmlicher Produktionsstrukturen - und die Bereitschaft der arbeitenden Bevölkerung, sich darauf einzulassen - kann die eigentümliche Struktur der Industrie im Zollernalbkreis heute erklärt werden.
Angesichts der bisher dargestellten Fakten wollen wir die konkrete Lebenssituation der Frauen nun etwas genauer betrachten.
Für Frauen in unserer Gesellschaft ist gemeinhin die Entscheidung zwischen Berufstätigkeit und Kindererziehung bzw. die Vereinbarung beider Aufgaben problematisch. Für die Frauen im Zollernalbkreis lautet seit Generationen die allgemein übliche Lösung der Frage: Berufstätigkeit und Kindererziehung. Wie schon in der Landwirtschaft Kinder neben der Arbeit aufgezogen wurden, so geschieht dies weiterhin auch neben der Arbeit in der Fabrik (oder für einige Jahre neben der Heimarbeit). Aus Gesprächen mit Frauen geht die große Bedeutung der Berufstätigkeit für ihre Lebenssituation hervor. Ein Leben nur zuhause könnten sie

sich nicht vorstellen, "die Decke würde ihnen auf den Kopf fallen". Die Kontakte in der Fabrik zu Kollegen und Kolleginnen stellen trotz der nicht sehr befriedigenden, oft stumpfsinnig-repetitiven Arbeit eine wesentliche Bereicherung der sozialen Beziehungen der Frauen dar. Kontakte zu anderen Frauen aus der Fabrik werden nicht selten auch außerhalb gepflegt: bei gegenseitigen Besuchen, gemeinsamen Aktivitäten am Wochenende oder z.B. im Sportverein. Der Klatsch, der in der Fabrik herumgeht, besitzt (neben allen negativen Wirkungen für das soziale Geflecht der Gemeinde) für viele Frauen die Funktion, "informiert" zu sein. Im Gegensatz dazu erscheint eine Isolation zuhause als Schreckensvision[25].

Hauptsächlich in Kleinbetrieben, aber auch in größeren Firmen, gibt es private Absprachen zwischen Frauen und Arbeitgebern, die Arbeitszeiten flexibel regeln: z.B. gehen Frauen vor 12 Uhr nach Hause zum Kochen, fangen nachmittags später an, arbeiten dafür abends einige Stunden nach, arbeiten nur stundenweise oder halbtags - besonders in Hochkonjunkturzeiten. Solche humanen Regelungen beruhen auf Gewohnheitsrechten aus Zeiten starker Arbeitskräftenachfragen - sie wurden damals erkämpft[26] - und sind nicht zuletzt deshalb möglich, weil man die jeweilige familiäre Situation innerhalb der kleinen Gemeinden kennt.

Höchstens einige Jahre, während der die Kinder noch sehr klein sind, bleiben die Frauen zuhause, betreiben dann aber nebenher die noch schlechter bezahlte Heimarbeit. Von ca. 19 000 Beschäftigten in der Textilindustrie 1980 betrieben im ZAK ca. 5 000 - allermeist Frauen - Heimarbeit[27], also ein Anteil von über 25 % an allen Beschäftigten! Daß eine Frau sich ausschließlich dem Haushalt und der Kindererziehung widmet, ist fast undenkbar. Eine Frau, die eines Werktagnachmittags mit ihren Kindern spazieren geht oder sich gar in ein Café setzt, wird schlicht als "faule Sau" abqualifiziert.

Die Berufstätigkeit der Frau wird unter solchen Aspekten betrachtet zu einer kollektiven Anforderungen, die die Frauen in eine Mehrfachbelastung durch Beruf, Haushalt, Kinder zwingt. Die Stellung der Frau als verdienende Arbeitskraft mit eigenem Bankkonto scheint gegenüber dem

Mann objektiv relativ stark zu sein. Männer sind häufig genauso gering qualifiziert (d.h. im Betrieb angelernt) und werden so nur wenig höher bezahlt. Ein Mann muß daher seine vermeintlich auszuübende Autorität gegenüber Frau und Kindern aus anderen Quellen als den durch die Fabrikarbeit gegebenen legitimieren. Dabei kommen ihm autoritative Deutungsmuster aus der Zeit der patriarchalisch strukturierten Landwirtschaft zu Hilfe. Eigenartigerweise lassen sich viele Frauen trotz ihres starken Status von der eigentlich objektiv kaum begründeten Autorität der Männer einschüchtern. Gründe wie die seit Generationen durch die Veränderung der Produktionsbedingungen bedingte schleichende Demontage der bäuerlichen patriarchalen Autorität bei den Männern sowie der zunehmende Druck durch steigende Anforderungen bei der Arbeit, häufige finanzielle Probleme durch hohen Schuldenstand führen zur Ausübung physischer Gewalt gegenüber Frauen. Wenn die Wellen der unbewältigbar scheinenden Probleme über dem Mann zusammenschlagen, genügen nichtige Anlässe, um prügelnd die eigene Autorität zu demonstrieren. Erschreckend ist die Aussage von Leuten, die von Berufs wegen mit Familienverhältnisse zu tun haben: Die Situation, daß Männer ihre Frauen schlagen, ist eher normal als nur in seltenen extremen Fällen zu finden und in allen sozialen Schichten verbreitet[28].
Eine zweite traurige Form der Bewältigung der auf Dauer unerträglichen Überlastung der Frauen stellt der häufige Mißbrauch von Alkohol oder neuerdings von Tabletten vor allem durch Frauen dar[29].

6.4. Das "Häusle". Das Verhältnis zum Besitz..

Wenn wir nun mit der rigiden Arbeitshaltung der Menschen des Untersuchungsgebietes etwas vertrauter geworden sind, müssen wir uns mit der Frage beschäftigen, wozu eigentlich so viel gearbeitet wird. Bei der Beantwortung dieser Frage springt eine besondere Motivation, ein zentrales Ziel ins Auge, das zumindest oberflächlich und subjektiv der Arbeitshaltung einen Sinn zu verleihen scheint: das Bauen eines eigenen Hauses, auf schwäbisch: das Häuslebauen.

Auch in diesem Zusammenhang sollen noch einmal Statistiken gemüht werden[30]:
Der Eigentümeranteil an Wohnungen liegt in den ehemaligen Landkreisen Hechingen auf dem 3. und in Balingen auf dem 10. Rang in Baden-Württemberg. Die Zuwachsraten an Wohngebäuden liegen zwar unter dem baden-württembergischen Durchschnitt, was aber dadurch erklärt werden kann, daß der private Wohnungsbau hinter den Zuwächsen der Wohnungsbaugesellschaften vor allem in den Ballungsgebieten hinterherhinkt. Immerhin wurde in den Kreisen Hechingen und Balingen unter vergleichbaren Kreisen mit ähnlich hohen Eigentümeranteilen am meisten gebaut. In keinem anderen Gebiet Baden-Württembergs ist dabei der Anteil an Einfamilienhäusern (wohl auch "unechter" mit Einliegerwohnung, die unter "Wohngebäude mit 2 Wohnungen" laufen) so groß, wie in den früheren Kreisen Hechingen und Balingen[31].
Der massenhafte Neubau von Einfamilienhäusern vorwiegend nach dem 2. Weltkrieg erklärt sich zunächst aus der Notwendigkeit, die Wohnqualität gegenüber den niederen, engen und vielfach alten Bauernhäusern zu verbessern. Ebenso erforderte die schnell anwachsende einheimische Bevölkerung, die Bildung kleinerer Familien durch das Verschwinden der Mehrgenerationenfamilie und die zugewanderten Flüchtlinge[32] Wohnungen modernen Standards.
In Burladingen sagt man, jeder Burladinger baue in seinem Leben drei Häuser: das erste, das ihm der Vater bezahlt, für sich, bevor er heiratet, das zweite für seinen ältesten Sohn und das dritte als Alterssitz für sich selbst. Die Häuser sind in aller Regel sehr groß, mit riesigen Wohnzimmern, 60 m^2 sind keine Seltenheit, mit relativ kleinen Küchen. Nach dem explosionsartigen Ansteigen der Energiekosten muß zur Bezahlung der Ölrechnung auf Erspartes zurückgegriffen werden und/oder z.B. das riesige, aber unpraktische, kaum genutzt Wohnzimmer unbeheizt bleiben. Die Familie drängt sich dann in der relativ kleinen Küche, die nicht als Wohnküche konzipiert war.
Sieht man einerseits die bis heute anhaltende "Bauwut" und andererseits die sehr gut ausgestatteten Häuser, stellen sich Fragen:
1. Wie wurden diese Bauten von ihren Bauherren - aller-

meist Fabrikarbeiter - finanziert?
2. Woher stammt die Motivation, so große, teilweise in ihrem Raumangebot gar nicht sinnvoll zu nutzende Häuser zu bauen?

Zu 1.: Nach dem Ende des 2. Weltkrieges ging die Landwirtschaft rapide zurück. Das frühere karge Ackerland bekam zum erstenmal einen eminenten Wert - als Bauplatz. Wer in einem als Baugebiet auserkorenen Gewann Grundbesitz hatte, konnte bei der Baulandumlegung auf einen Schlag zu Geld kommen. Einige Eigentümer versuchten, die Bodenpreise hochzutreiben: "Eigentümer glauben vielfach Preise fordern zu müssen, die den Baulustigen den Wunsch nach einem Eigenheim fast unerfüllbar machen"[33]. Ein Teil der neuen Häuser wurde also finanziert durch den Erlös aus den Baugrundstükken. Vielen anderen Arbeitern, vor allem den Flüchtlingen, blieb kaum etwas anderes übrig, als ihr Haus durch die Arbeit in der Fabrik zu verdienen. Durch Zins und Tilgung der notwendigen Baukredite gerieten die Arbeiter in einen typischen Teufelskreis: Um bauen zu können, mußten Mann und Frau verdienen, damit ein Grundkapital zustande kam. Um Zins und Tilgung für das erstellte Haus abzahlen zu können, blieb weiterhin die Berufstätigkeit beider notwendig. Sparen und Abzahlen für das Haus stabilisierte so die schon historisch präformierte Arbeitshaltung und die übliche Berufstätigkeit der Frauen. Den Fabrikanten wurden dabei die dringend gebrauchten Arbeitskräfte in doppeltem Sinn erhalten: durch den Hausbau blieben sie lebenslang am Ort, und durch die Schuldenlast mußten sie zur rastlosen Arbeit, ja zu längeren Arbeitszeiten und Überstunden bereit sein.

Zu 2.: Angesichts dieser Fakten stellt sich die zweite Frage noch schärfer: Warum bauen die Arbeiter Häuser der beschriebenen Art, wenn sie dadurch in einen vorhersehbaren Teufelskreis: Arbeit für das Haus - Arbeit zum Abzahlen der Schulden geraten?
Aus der Notwendigkeit eines Hauses allein erklärt sich die "Bauwut" nicht vollständig, vor allem nicht die auffällig aufwendige Bauweise. Es müssen weitere, der Ratio nicht

ohne weiteres zugängliche Verhaltensantriebe vorliegen. Gespeist werden diese, wie zu zeigen sein wird, aus Kulturelementen des vorkumulativen Prozesses, die sich teilweise in komplizierter Weise mit Überbauphänomenen des kumulativen Prozesses überlagern (vgl. Kapitel 5). Versuchen wir, mehrere Schichten solcher Motivationen zu differenzieren.

a) Aus der bäuerlichen Zeit war die ehemals unabdingbare Voraussetzung des Hauses überkommen. Nach dem Wegfall des Bodens als Lebensgrundlage blieb (neben der Arbeitskraft) das Haus die einzige (Besitz-)Konstante, an der wie herkömmlich Wert und Geltung der Familie im sozialen System der Gemeinde festgemacht werden konnte. Ein Haus war so mehr als "nur" Gebrauchswert geblieben, ja hatte die ideelle Bedeutung des Bodens für die soziale Rangfolge in der Gemeinde noch dazu übernommen.

b) Nicht nur das Produkt, das Haus selber, sondern die Tätigkeit des Bauens selbst hat große Bedeutung. Das Werkeln am eigenen Haus, samstags oder abends oft mit anderen zusammen als Schwarzarbeit, bietet einen neuartigen Ersatz für die allermeist aufgegebene Nebenerwerbslandwirtschaft. Im Bauen am eigenen Haus erhält sich ein Stück selbstbestimmte, unentfremdete Arbeit; eine Ahnung aus der Zeit der vorkumulativen Lebenszusammenhänge bleibt darin lebendig.

c) In der "Sitte" (von allen, die in der Gemeinde auf herkömmliche Weise Prestige beanspruchen, akzeptierte kollektive Verhaltensnorm) des aufwendig und über einen objektiven Gebrauchswert hinausgehenden Bauens steckt eine eigenartige Form der Bearbeitung des kollektiven Armutstraumas. Die Generation der Eltern der heutigen Jugendlichen war zwar die erste, die durch die Möglichkeit des üblich gewordenen Fabrikverdienstes die furchtbare Armut der vorherigen Generation des 19. Jahrhunderts bis ca. 1920 nur noch teilweise kannte. Für die heutigen Erwachsenen blieb trotzdem die in ihrer Jugend (auch in der Kriegs- und Nachkriegszeit) anerzogene und internalisierte Antriebsfeder wirksam, die Not ein für allemal zu bannen. Sobald sich die Möglichkeit dazu bot, das Armutstrauma zu bearbeiten, wurde diese Gelegenheit fast gewaltsam genutzt:

Die latent vorhandene Angst vor Armut wurde in Anhäufung von Besitz - z.B. in Form eines großen, gut ausgestatteten Hauses - kompensiert, ja überkompensiert, da in vielen Fällen der Spielraum der vorhandenen finanziellen Möglichkeiten überschritten wurde. Das Haus stellt die scheinbar gelungene, sich selbst vorgespielte und den Mitbürgern dargestellte sichtbare Bewältigung der Armut dar.

d) Diese Bewältigung des Armutstraumas birgt paradoxe Irrationalismen für die heutige Lebenssituation in sich: Die Besitzdemonstration in Form des Hauses (aber auch seine Einrichtung, sowie z.B. des Autos, der Kleidung, des Konsums) stellt tendenziell einen kostspieligen und unpraktischen Bluff dar. Das Abarbeiten der Schulden verhindert den Genuß des Gebrauchswertes des Besitzes. Die lange Arbeit beider Ehegatten erfordert lange Abwesenheit aus dem Haus. Einschränkungen sind notwendig; der Druck der monatlichen Zinsbelastung erzwingt teilweise eigenartiges Sparverhalten, so z.B. wenn Glühlampen wegen des Stromverbrauchs ausgeschraubt werden, Räume nicht mehr geheizt werden, Wohnzimmereinrichtungen nicht verwendet und unter weißen Tüchern verborgen werden, um Abnutzung und Verstauben zu verhindern.

Es kann vermutet werden, daß eine zentrale Motivation für das Verhältnis zum Besitz bei der heutigen älteren Generation (neben der rational nachvollziehbaren, daß Besitz zur Befriedigung bestimmter Bedürfnisse nützlich ist) aus einer Werthülse der traditionellen bäuerlichen Normen gespeist wird, nach der der Besitz den Besitzer in seiner sozialen Relevanz im Gemeinwesen definiert. Die soziale Identität wird über den Besitz definiert. Das Verhältnis zum Besitz steht nun aber heute in enger Beziehung zur Deformierung der Menschen in der Arbeitswelt. Die Verausgabung der Arbeitskraft in der Industriearbeit in ungewöhnlichem Maße stellt schließlich das Mittel dar, um diesem Ziel, Darstellung der Identität durch Besitz, nahe zu kommen.

Durch die "archaischen" Mechanismen der sozialen Darstellung[34] angetrieben, wie am Beispiel des Hauses beschrieben, werden Arbeiter im doppelten Sinn außergewöhnlich mit den Normen der entfremdeten "modernen" Industriearbeit

konfrontiert: einmal durch die lange Arbeitszeit pro Arbeiter täglich, zum anderen durch die hohe Zahl der Erwerbstätigen überhaupt.
Diese Normen als Überbauelemente des kumulativen Prozesses, inzwischen über mehrere Generationen von Arbeitern ins individuelle Normensystem und Bewußtsein internalisiert, können in ihrer Auswirkung auf das Individuum folgendermaßen charakterisiert werden[35]:

a) Das Individuum internalisiert die Arbeitsnormen ins Zeitbewußtsein. Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit, Fremdbestimmung prägen die Zeitwahrnehmung der Arbeiter[36].

b) Durch das Charakteristikum, abstrakte Arbeit zu leisten, also keine Gebrauchswerte zur eigenen Bedürfnisbefriedigung zu produzieren, sondern als Arbeitskraft selbst Gebrauchswert im Produktionsprozeß zu sein, entwickelt sich eine "spezifische Objektwahrnehmung und Objektbeziehung ... insbesondere in ihrer Konsequenz für Selbstwahrnehmung, Bedürfnisentfaltung und Sozial-, i.e. psychoanaly tisch: Objektbeziehung"[37].

c) Durch die Ausbildung zum Arbeitsinstrument wird der Arbeiter in der ganzheitlichen Entfaltung seiner Persönlichkeit entscheidend beschnitten. Die Einpassung in die Normen des Produktionsprozesses reduziert den Menschen; die Geschichte der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise geht einher mit der Produktion eines "desexualisierten", "entsinnlichten" Menschen. Erotische, schöpferische, kreative Kräfte bleiben gegenüber der Funktionalisierung als Arbeitskraft unterentwickelt.

Aus der Not der vergangenen Jahrhunderte wurden die Menschen der Schwäbischen Alb und ihres Vorlandes schon zu Zeiten der Protoindustrie ca. ab 1750 zunehmend in einen verstümmelnden - kumulativen - Prozeß integriert[38], der in einer seiner Folgen von Marx pointiert so beschrieben wird: "An die Stelle aller physischen und geistigen Sinne ist ... die einfache Entfremdung aller dieser Sinne, der Sinn des Habens getreten"[39]. Die Kategorie des "Habens" wird von Fromm so charakterisiert: "In letzter Konsequenz drückt die Aussage 'ich (Subjekt) habe O (Objekt)' eine Definition meines Ich durch meinen Besitz des Objekts aus. Das Subjekt bin nicht ich selbst, sondern ich bin, was ich

habe. Mein Eigentum begründet mich und meine Identität. Der Gedanke, der der Aussage 'ich bin ich' zugrunde liegt, ist, ich bin ich, weil ich X habe; X sind dabei alle natürlichen Objekte und Personen, zu denen ich kraft meiner Macht, sie zu beherrschen und mir dauerhaft anzueignen, in Beziehung stehe."[40]

Diese Aussagen beschreiben das Verhältnis zum Besitz vieler Menschen im heutigen Zollernalbkreis. Die "kollektive Neurose"[41] des "Habens" verdoppelt die entfremdeten Beziehungen der Menschen untereinander auch in den Bereich außerhalb der Arbeitswelt. Dabei zementieren ständig übriggebliebene Denk- und Verhaltenshülsen aus der bäuerlichen Vergangenheit als "allgemein üblich" legitimiert - längst abgelöst von ihrer ökonomischen Fundamentierung - ohne klar ins Bewußtsein zu treten, eingefahrene Geleise des Verhaltens.

Im solchermaßen beschriebenen Verhältnis zum Besitz überlagern sich ständig mehrere unterschiedliche Elemente:

a) Der reale Gebrauchswert des Besitzes,
b) Besitz als Möglichkeit zur sozialen Darstellung der eigenen Geltung in der Gemeinschaft (aus der bäuerlichen Kultur herrührend),
c) Besitz als Träger der persönlichen Identität im Sinne des von Fromm beschriebenen Begriffs des "Habens",
d) darin angelegt, besonders seit der Zeit der industriell produzierten Konsumanreize und -bedürfnisse, eine Tendenz zur ständigen Kumulation von Quantitäten (größer, teurer aussehend, mehr ... als Elemente der kumulativen Kultur).
e) Hierdurch löst sich der Besitz von seiner Gebrauchsbestimmung und vom unmittelbaren Genuß. "Die Rolle des Genusses wird vom Besitz selber übernommen"[42].

In dieser Aussage wird die Entfernung des agrarischen zum modernen Besitzverhältnis deutlich - obwohl "versprengte" agrarische Elemente darin weiter lebendig blieben. Unter dem Zwang der Not mußten Produktion und Besitz im bäuerlichen Lebenszusammenhang fast ausschließlich gebrauchswert-orientiert sein - in der Sorge um das tägliche Brot konnte gerade die Subsistenz gedeckt werden. Erst als ein

nennenswertes Mehrprodukt erwirtschaftet wurde, wurde eine Tauschwertorientierung möglich. Der einzige Tauschwert, den die Bauern auf dem Markt feilzubieten hatten, war, Teile ihrer eigenen Arbeitskraft der Protoindustrie und Industrie zur Verfügung zu stellen. Ein sekundäres Produkt dieser Verhältnisse stellte die an der weitgehend zementierten ungleichen Besitzverteilung orientierte ungleiche soziale Geltung und Machtverteilung im Dorf dar. Die modernen Verhältnisse stellen in gewissem Sinne eine Umkehrung dieser Relationen dar. Unter dem Einfluß der industriellen Entwicklung wurde die Not gebannt, das tägliche Brot ist kein existenzielles Problem mehr, die ehemals zementierten sozialen Verhältnisse wurden wandelbar. Erst unter solchen Voraussetzungen konnte sich das "Haben" bilden: Besitz nicht mehr primär zum Zweck der Befriedigung der elementaren Bedürfnisse zur Sicherung des Existenzminimums, sondern zur sozialen Darstellung der gelungenen Distanzierung von der Armut. Quantitäten bekommen Vorrang vor (im übrigen nicht anhäufbaren) Qualitäten: in der Dynamik des kumulativen Prozesses wurde vorgespiegelt, durch das ständige Anhäufen von Quantitäten würde der dadurch jetzt machbar gewordene soziale Status in der Gemeinschaft verbessert und die eigene Identität könne wachsen - es könnten dadurch also neue Qualitäten erreicht werden[43]. In diesem kollektiven Prozeß sind weite Teile der erwachsenen Arbeiter in den Gemeinden gefangen.
Einige konkrete Beispiele für die Verkettung des "Habens" mit archaischen Verhaltenselementen:

- Zuerst muß ein Haus gebaut werden, dann wird die Familie geplant. (Dabei wird das bäuerliche Muster, bei der Heirat Besitz zur Legitimation als Bürger vorweisen zu müssen, reproduziert.)
- Man gönnt sich im Urlaub keine Reise. Ausspannen ist generell fast unmöglich und auch in der Gemeinschaft als "Faulheit" verpönt. (Die früher ökonomische Notwendigkeit, ständig arbeiten zu müssen, um die Familie ernähren zu können, wurde abgelöst durch die "Sitte", dauernd zu arbeiten, um die Inszenierung des Besitzes und damit den Aufbau der eigenen Identität über den Besitz zu ermöglichen).

- Heim und Familie werden als hohe Werte gepriesen und verbal verteidigt (obwohl die beschriebenen Prozesse ein harmonisches Familienleben fast unmöglich machen. Auch das "glückliche Familienleben" wird für die Gemeinschaft inszeniert. Dabei werden nicht selten zentrale persönliche Konflikte unbearbeitet unterdrückt[44].)
- Der "Putzfimmel" ist in mannigfachen Formen verbreitet, ebenso pedantische Sauberkeit. (Im Bäuernhaus konnte es keine Sauberkeit geben, da z.B. Tiere im Haus waren. Blitzblanke Sauberkeit war ein Privileg der Reichen, der Nichtlandwirte. Es entstanden die Assoziationen Schmutz = Armut, Sauberkeit = Nicht-Armut. Sauberkeit wurde so zur manchmal mit individual-neurotischem Putzzwang verkettete ständigen Darstellung von Nicht-Armut und Fleiß.)

Auf eine zweite Wurzel des Sauberkeitszwanges macht R. Braun[45] aufmerksam. Intensivkörperpflege war und ist nötig wegen des Drecks in der Fabrik. Darüber hinaus mußten die zu bearbeitenden Textilien sauber gehalten werden - auch hierzu waren saubere Hände und saubere Kleidung notwendig. Es entstand so eine Verkettung sauberer Arbeiter = guter Arbeiter. Nur wer sauber ist, bietet Gewähr für gute = "saubere" Arbeit!

Zum Schluß sei - quasi als Zusammenfassung der vorherrschenden Lebenseinstellung - eine Inschrift aus der Hechinger Stadtkirche zitiert, die neben viele andere unter das Bild der in der Bevölkerung als Heilige verehrten angeblich mildtätigen letzten hohenzollerischen Fürstin Eugenie 1980 von einer wohl noch jungen Frau an die Wand geschrieben wurde:

"Liebe Eugenie,
bitte lass den Manfred, daß er nur mich ganz alleine mag und ich den Führerschein bestehe und daß es dem Mane gut geht ... Daß ich meine Arbeit im Geschäft gutmache, daß ich und der Manfred gut miteinander auskommen und nicht mehr so viel streiten und daß ich nicht mehr so eifersüchtig bin, daß ich mit meinen Schwiegereltern gut auskomme, daß unser Haus einstöckig gebaut wird, wie ich es will und wir bald einziehen können."

7. Gegenwärtige Kulturen. Soziale Beziehungen in der Landgemeinde.

7.1. Prestige und Macht. Soziale Ungleichheit in der Gemeinde

Wurden im vorhergehenden Kapitel die Bedeutung der Arbeit in ihren Auswirkungen auf die Lebenssituation der Erwachsenen in ländlichen Industriegemeinden des Untersuchungsgebietes beleuchtet, beschäftigt uns nun der soziale Organismus des Dorfes. Einige Aspekte des Zusammenlebens sollen genauer untersucht werden[1].
Dabei interessieren zunächst Phänomene sozialer Ungleichheit innerhalb der Bewohner der Gemeinde.
Im Bauerndorf bestimmten hauptsächlich die grundlegenden Komponenten Besitz an Boden und Haus sowie gesunde Arbeitskräfte in der innerhalb der Familie vererbten Quantität und Qualität über den sozialen Status der Menschen.
A. Ilien und U. Jeggle erforschten in einen Dorf in der Nähe Tübingens innerhalb eines breit angelegten Projekts u.a., auf Grund welcher Kriterien heutzutage Dorfbewohner in ihrer sozialen Geltung eingeschätzt werden[2]. Sie stießen dabei auf folgende sechs Kriterien:

Alter	Vereinszugehörigkeit
Familienstand	kommunalpolitische Tätigkeit
lokale Herkunft	
Konfession	

In den Kriterien der ersten Spalte spiegeln sich hauptsächlich traditionelle Vorstellungen, die sich an den ökonomischen Verhältnissen des Bauerndorfes orientieren. An diesen aufgeführten Prestigekriterien wird die Problematik vor-kumulativer Wertmaßstäbe in der modernen Welt deutlich.

a) Sie bevorzugen die Privilegierten, Etablierten und diskriminieren die Nicht-Dazugehörenden. Wer aus "guter" Familie stammt und sich in die Dorfsitte einpaßt, profitiert von den Prestigekategorien, wer fremd oder verachtet ist, stößt auf Mauern der Ablehnung. Eine Starrheit der Beur-

teilungsmaßstäbe auf Grund von unveränderlichen Merkmalen (Alter, Verwandtschaft, Herkunft, Konfession) zementiert soziale Beziehungen und macht sie tendenziell unveränderbar.

b) Gleichzeitig wird aber eine durchgängige "Kapitalisierung" verhindert - eine Beurteilung von Menschen ausschließlich nach vordergründigen Kategorien wie z.B. Leistung. Manche liebenswürdige Geste, manch humoriger oder kreativer Charakterzug, denen man unter den Menschen begegnen kann, oder die Bereitschaft, sich persönlich aufeinander einzulassen (und nicht nur als Funktionsträger oder Charaktermaske) bilden Gegenströmungen zur Unmenschlichkeit von Verhältnissen, wie sie angedeutet wurden.

c) Aus der Ungleichzeitigkeit der alten Kulturelemente in der Gegenwart des industriellen Kapitalismus entspringt das Problem, inwieweit Werte aus der bäuerlichen Welt heute für den praktischen Umgang der Menschen überhaupt brauchbar sein können. Man kann z.B. nicht zugezogene Arbeitskollegen, die man in jahrelangem Umgang als sympathische Menschen kennengelernt hat, permanent mit den alten bäuerlichen Prestigelisten abwerten. Unter Gleichgesinnten, Einheimischen kann man zwar eine gewisse Distanz demonstrieren, die den kollektiven Anforderungen der alten Dorfsitte entspricht, die aber in erster Linie als Tribut an eine kollektive Verhaltensnorm angesehen werden. Die überkommenen Rezepte sind zwar wirksam, aber nur noch teilweise sinnvoll und praktisch in einer gewandelten Welt anwendbar[4]. Die Menschen haben gelernt, mit der nicht mehr durchgängigen Gültigkeit der Dorfsitte umzugehen und in der Anwendung "alter" Kategorien in gewisser Weise (und bei gutem Willen) zu differenzieren.

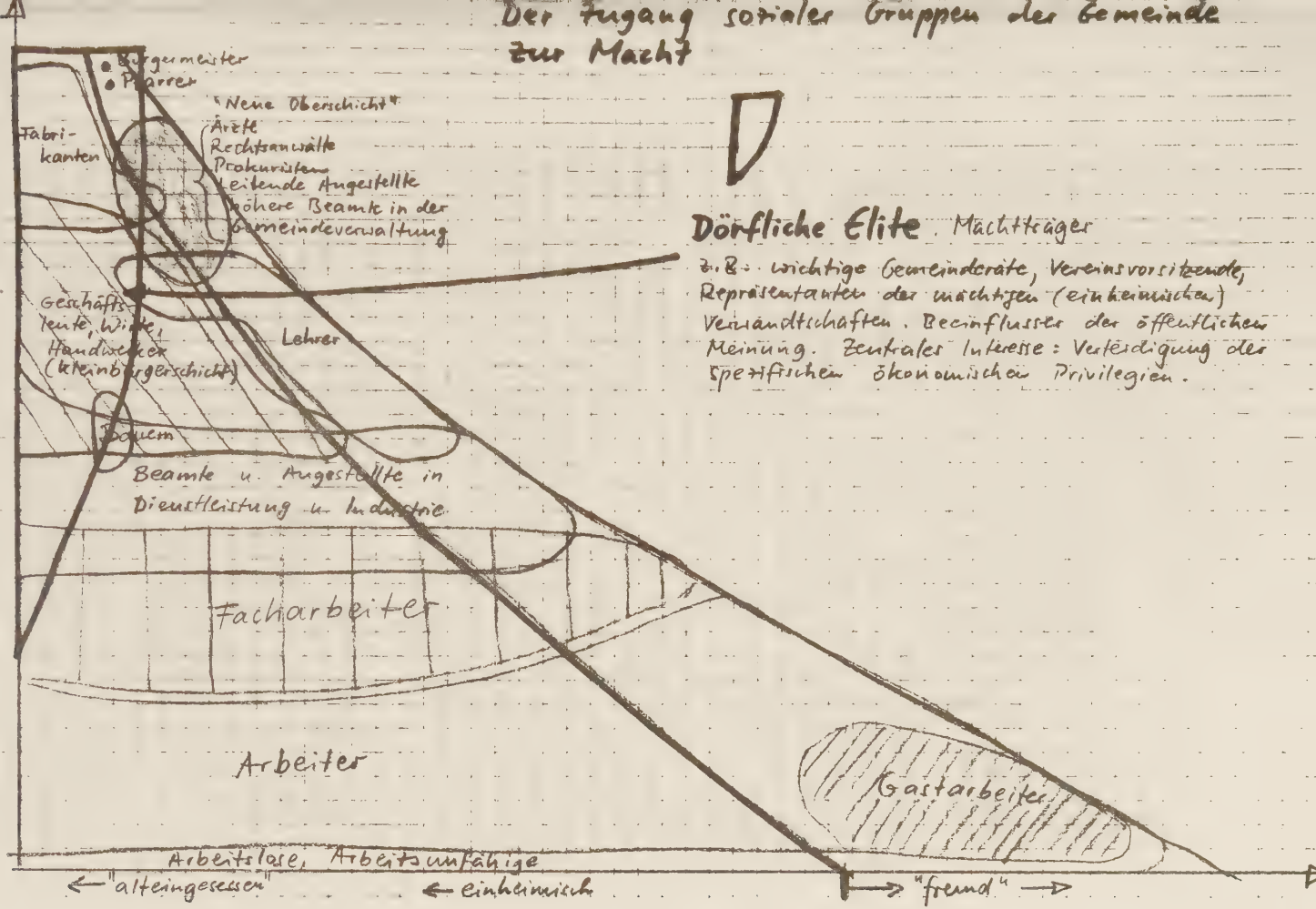
Ilien und Jeggle haben nun in der 2. Spalte der erforschten Prestigekriterien auch "moderne" Beurteilungsmaßstäbe entdeckt. Dabei fällt auf, daß "Vereinszugehörigkeit" und "kommunalpolitische Tätigkeit" sich hauptsächlich auf Männer beziehen[5]. Generell besitzen nach der Untersuchung Iliens Frauen geringeres Prestige und werden nach der Geltung des Mannes eingeordnet[6]. "Die neue Entwicklung zeitigte also neue geschlechtsspezifische Ungleichheiten, das Zusammenleben blieb patriarchalisch strukturiert"[7]. Ein Nach-

teil der sehr akribisch durchgeführten empirischen Prestige-Untersuchung von A. Ilien besteht darin, daß die Prestige-Höhen in Zahlenwerten angegeben sind, die nur eine begrenzte Aussage für die Beschreibung sozialer Gruppen im Dorf zulassen. Ein zweites Problem ist, daß die Beziehung von Prestige zu Macht undeutlich bleibt.
Unter "Macht" wollen wir die Fähigkeit verstehen, vorwiegend ökonomische Interessen von Einzelnen oder Gleichgesinnten in offiziellen Instanzen auch gegen Widerstand durchsetzen zu können, wobei dabei die öffentliche Meinung so beeinflußt werden kann, daß private oder partikulare Interessen als Interesse des Allgemeinwohls dargestellt werden können.
Zwar sind nun einheimische, katholische, verheiratete Mitvierziger aus bester Verwandtschaft und mit "anständigem" Beruf und mindestens einer Vereinszugehörigkeit die angesehensten Dorfbewohner. Aber nicht alle von ihnen haben damit "automatisch" Machtpositionen inne[8]. Neben den Prestigemerkmalen spielen vor allem in größeren Gemeinden (berufs-)ständische Gruppen mit etwa gleichgerichteten ökonomischen Interessen für die Gestaltung der "Richtlinien der dörflichen Politik" eine gewichtige Rolle.
Betrachten wir die (berufs-)ständischen Gruppen eines Dorfes in ihren Möglichkeiten, Macht auf die dörfliche Politik auszuüben.
Ob Vertreter der Gruppen zur "Dorfelite" zählen, d.h. über die Dorfpolitik bestimmen und die öffentliche Meinung beeinflussen können, indem z.B. ihre Vertreter im Gemeinderat sitzen[9], als wichtige und einflußreiche Vereinsfunktionäre, als Sprecher von organisierten Gruppen von Bürgern sich Gehör verschaffen können oder qua Amt (als Beamter im Rathaus oder als Pfarrer) wichtige Positionen inne haben, in denen bedeutende Entscheidungen vorbereitet oder auch gefällt werden, kann an zwei zentralen Dimensionen festgemacht werden, in denen unter etwas anderer Gewichtung die "alten" und "neuen" Prestigekategorien Iliens wieder auftauchen:
1. Dimension: Ökonomischer Status. Über Beruf und Qualifikation wird die Verfügungsgewalt über Produktionsmittel

(Fabrikanten) oder andere politische Steuerinstanzen (z.B. Gemeindehaushalt) oder Mitspracherecht bei Entscheidungen legitimiert. Einkommen, Besitzinszenierung und Lebensstil unterstreichen die Bedeutung des ökonomischen Status.
2. Dimension: Einheimischer sein (= nicht fremd sein). Eine "gute" Verwandtschaft legitimiert eine breite Einflußsphäre im Dorf. Sekundär unterstützende Merkmale sind z.B. die richtige Konfession oder das Reden im Dialekt[10].
Versucht man, die verschiedenen Gruppen einer industrialisierten Landgemeinde in Abhängigkeit von beiden Dimensionen graphisch darzustellen, ergibt sich unter der Berücksichtigung der beiden Dimensionen etwa folgendes Bild:

Mit Ausnahme weniger Positionen (Bürgermeister, Pfarrer und einigen Positionen der "neuen Oberschichten"[11], die in der Regel durch akademische Qualifikationen ausgewiesen sind, haben die hauptsächlich nach dem Krieg Zugezogenen, gerade auch Gastarbeiter, und die breite Schicht der Arbeiter so gut wie keinen direkten Einfluß auf dörfliche Entscheidungsprozesse. Ein solcher ist nur möglich, wenn es gelingt, über persönliche Kontakte (z.B. Verwandtschaft, Vereinsmitgliedschaft) von Mitgliedern der "Elite" protegiert zu werden.
Für zugezogene Arbeiter (wenn sie auch nicht über "angeheiratete" Verwandtschaftskontakte verfügen) oder gar die Gruppe der Gastarbeiter, die kaum einen Draht über intensive persönliche Verbindungen in Richtung "Machtzentrum" herstellen können, ist es schwierig, ihre Interessen zur Geltung zu bringen: Sie können ihre Rechte nur formal einfordern, wohingegen Leute mit "Beziehungen" die Dinge über persönliche Kontakte informell regeln können.
Ein lebendiger demokratischer Willensbildungsprozeß, in dem die Interessen aller sozialen Gruppen der Gemeinde sich artikulieren könnten, findet nicht statt. Vielmehr setzen sich durchschnittlich gesehn auch heute noch die Interessen einer kleinen ökonomisch mächtigen und "bodenständigen" Gruppe durch.

Der Zugang sozialer Gruppen der Gemeinde zur Macht



Dörfliche Elite, Machtträger

z.B.: wichtige Gemeinderäte, Vereinsvorsitzende, Repräsentanten der mächtigen (einheimischen) Verwandtschaften. Beeinflusser der öffentlichen Meinung. Zentrales Interesse: Verteidigung der spezifischen ökonomischen Privilegien.

7.2. Interaktion in der Gemeindeöffentlichkeit

Es scheint, daß die Kategorien, nach denen die Einwohner einer ländlichen Gemeinde sich gegenseitig in ihrem Prestige bewerten, sich sozialen Gruppen oder Machtsphären (z.B. Verwandtschaften) zuordnen, nicht ohne weiteres einem rationalen Diskurs offenstehen. Dies hängt natürlich damit zusammen, daß jeder in irgendeiner Weise von der Einschätzung und Zuordnung der anderen unmittelbar betroffen ist. Durch die soziale Nähe, aus dem ständigen Umgang, dem Sich-Kennen, Voneinander-Wissen, durch ständige Wahrnehmung oder auch bewußte Beobachtung weiß man viel voneinander, auch - nicht zuletzt durch oft falsche Rückschlüsse - über Privates und Intimes. Man weiß, "welcher Sohn seinen Vater schlägt, welches Mädchen ein voreheliches Kind erwartet, welche Kinder nächstes Jahr zur Kommunion gehen, usw"[12]. Solches Wissen über andere ist Macht. Man kann es, interpretiert und bewertet, für sich behalten, in einem wichtigen Moment als Trumpfkarte hervorziehen oder wohl dosiert per Gerücht unter die Leute bringen. Jeder ist in diesem Prozeß des Beobachtens und Beobachtet-Werdens eingespannt. Viele Einzelbeobachtungen verfestigen sich zu einem Bild von anderen und prägen bestimmte Verhaltenserwartungen, die von Normvorstellungen wie z.B. der Prestigevariablen oder Elementen der Dorfsitte präformiert sind. Dieser Prozeß gegenseitiger sozialer Kontrolle ist latent angstbesetzt. Man empfindet sich als Individuum der Gemeinschaft ausgeliefert, von ihrer Bewertung abhängig. Da außerdem die Beobachtungen der anderen und die daraus gezogenen Schlüsse am wenigsten für den Betroffenen selber kontrollierbar sind[13], entsteht ein Gefühl ständiger potentieller Bedrohung durch die anderen. Gleichzeitig sind aber die beschriebenen Mechanismen einem jeden geläufig, selbstverständlich und damit in bestimmtem Maße beherrschbar. Durch gewisse Vorsichtsmaßnahmen, z.B. durch sich Verstecken als mißtrauischer Dauerhaltung[14], durch Abschottung eines gewissen Intim- und Privatbereiches durch Gartenmauern, Zäune, Gardinen, Jalousien etc. sucht man der Gefahr zu entkommen, Gegen-

stand eines Gerüchts zu werden. "Die Vorstellung 'Dorf' konnotiert für die Dorfleute Elemente von Furcht. Diese beeinflussen das konkrete Verhalten im Sinne einer Skala von Vorsicht bis Mißtrauen"[15]. Allerdings "steht zu erwarten, daß jene 'Dorfzwänge' durch den täglichen Umgang an Bewußtheit verlieren bzw., daß sie durch den Umgang von klein auf nie zureichend bewußt wurden"[16].

Die Summe der Erfahrungen mit dem jeweiligen sozialen Status, erlebten Konflikten etc. im Hinterkopf, treten die Gemeindemitglieder untereinander in alltägliche Interaktion. Jede Begrüßung, jedes kurze Wort, jedes Gespräch, jede Mißachtung stellt eine neue gegenseitige Beziehungsdefinition dar[17]. Wer z.B. ohne wie üblich zu grüßen eilig an einem anderen vorbeirennt - ohne sich selbst etwas dabei zu denken - kann im Gegenüber komplizierte Überlegungen darüber auslösen, wodurch das Verhältnis wohl getrübt sein könnte. Bewegt sich z.B. ein nur großstadterfahrener neuer Lehrer, der in der Gemeinde als "Autorität" schon bekannt ist, durch die Straßen, ohne zu grüßen, wird dieser Lehrer vermutlich als hochnäsiger Stoffel eingeschätzt; er wird es allein auf Grund eines solch simples Verstoßes gegen die "Sitte" schwer haben.

Einheimische kennen die Regeln, sie sehen die verborgenen Fallstricke und versuchen, ihnen auszuweichen. Ein komplexes Gemenge aus halbbewußten Spielregeln, Vorsichtsmaßnahmen, Ängsten, Kenntnis von Tabuzonen usw. steuert das Interaktionssystem.

A. Ilien benennt folgende Charakteristika:

"1) Die rationalen und freiwilligen Beiträge der Individuen sind reduziert und
2) ritualisiert oder standardisiert, das meint zu sozial vorgegebenen Rollen vergegenständlicht.
3) Die Kommunikation funktioniert sehr gut, obwohl oder genauer:
4) weil beachtliche unbewußte, etwa aggressive oder identifikatorisch-regressive Impulse in sie eingehen und
5) sie in sich hierarchisieren, also in autoritärem Gepräge als asymmetrisch-komplementär bestimmen.
6) Sie sind nicht eigentlich innovatorisch, sondern strukturell konservativ und inhaltlich vorsichtig-zurückhaltend.

7) Die gesamte Einzelaktion steht im möglichen Widerspruch zu situativ differenzierten Interaktionen mit denselben Interaktanten"[18].

Betrachten wir nun einige spezielle Interaktionsverhältnisse:

Zunächst die Nachbarschaft.

Im traditionellen Bauerndorf besaß die Nachbarschaft teilweise in Bräuchen geregelte Funktionen, so trugen z.B. die Nachbarn den Sarg eines Verstorbenen zum Friedhof oder man beschenkte sich an bestimmten Festtagen - wenn man sich nicht wegen irgendwelcher Grundstücks- oder Überfahrstreitigkeiten bis aufs Blut haßte. Darüberhinaus fühlte man sich gegenseitig zur Hilfe verpflichtet. Elemente dieser "Nachbarschaftshilfe" sind bis heute überkommen. Es ist bis heute selbstverständlich, daß man sich in Unglücksfällen beisteht, daß man sich etwas ausleiht, seien es Eier oder Mehl oder Werkzeug zur Autoreparatur (sogenannte Bittleihe[19]). Überreste von Bräuchen sind die Gratulation bei Familienfesten, wenn nicht die Teilnahme an solchen[20]. Wichtig ist daneben auch der unverbindliche Kontakt über den Gartenzaun bei der Gartenarbeit. Besonders für Frauen, die bis heute neben ihrer Arbeit in der Fabrik mehr ans Haus gebunden sind, gewinnen Nachbarinnen - so wird zumindest aus einer Gemeinde berichtet - neuerdings verstärkt die Funktion von Aussprachemöglichkeiten angesichts des starken Drucks, dem die Frauen ausgesetzt sind[21].

Die Nachbarschaftshilfe darf in ihrer Bedeutung aber nicht überschätzt werden. Insgesamt, besonders von Seiten der Männer, wird gegenüber der Nachbarschaft die Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der Familie betont. Bei Bittleihen wird gegenüber Freunden betont, daß man eigentlich alles selber hätte und es nur ein Versehen sei usw. Lehmann meint in seiner Untersuchung eines niedersächsischen Arbeiterdorfes zusammenfassend: "Nachbarhilfe erschöpft sich im allgemeinen in kleinen Gefälligkeiten. Sie hat weder größere materielle noch größere ideelle Bedeutung in dieser Teilgruppe der Gemeindebevölkerung"[22]. Dieses Urteil ist - vielleicht mit Ausnahme der wichtigen Bedeutung der Aussprachefunktion für Frauen - auf unser Untersuchungsgebiet übertragbar.

Vor allem in "jungen" Nachbarschaften, also in Neubausiedlungen, in denen Einheimische und Zugezogene gemischt wohnen, scheint sich die Funktion der Nachbarhilfe nur schwer zu entwickeln oder schneller in ausschließliche Nachbarschaftskontrolle zu verwandeln. Es ist auffällig, wie viele Frauen Zeit finden, hinter den Gardinen zu belauern, was sich in der Nachbarschaft tut. In neu angelegten Wohngebieten besteht die starke Tendenz, daß sich Kontakte unter den Nachbarn auf das Grüßen reduzieren. Unter Einheimischen in alten Dorfkernen ist das Wechseln einiger - wenn auch meist formelhafter Sätze - üblich[23]; die Reduktion von sprachlicher Interaktion scheint im Vergleich zu Neubaugebieten noch weniger fortgeschritten.

Ein weiteres spezielles Interaktionsverhältnis besteht zu Fremden und sozial Verachteten.

Gerade in einem lebendigen Interaktionssystem fällt auf, wenn bestimmte Gruppen fast durchgängig von ihm ignoriert oder verachtet werden. Dieses Faktum trifft in sehr hohem Maße für Gastarbeiter zu. Im Zollernalbkreis wohnten und arbeiteten 1961 1428 ausländische Arbeitnehmer, 1981 16.332 (+ 1043%; zweithöchste Zunahme in Baden-Württemberg) oder 9,4 % der Bevölkerung[24]. Gerade im Augenblick, unter sich verschärfender wirtschaftlicher Lage, schlägt die lange schon vorhandene Gleichgültigkeit, Verachtung und Ignoranz gegenüber den Ausländern sehr stark in latente Aggression um. Ausländer werden nicht gegrüßt, ihre Sprachschwierigkeiten werden lächerlich gemacht, banalste Vorurteile scheinen nicht ausrottbar. Es ist sehr erstaunlich, wie nach nach dem Reaktionsmuster bäuerlicher Fremdenablehnung mit primitivsten Argumenten und schwer verhohlener Aggression (z.B. in den "Türkenwitzen") den Ausländern jeder Ansatz von Integrationsfähigkeit der dörflichen Gemeinschaft verweigert wird[25].

Eine verwandte Sündenbockrolle spielen randständige Familien, also solche, die in der Prestigeskala ganz unten rangieren. In jeder Gemeinde - oft in gemeindeeigenen Häusern konzentriert und isoliert, damit schon äußerlich als abweichend lokalisierbar - gibt es meist kinderreiche Familien, die in Armut leben, z.B. weil der Vater wegen Krankheit arbeitsunfähig wurde, weil wegen problematischer

Familienverhältnisse alleinstehende Elternteile den Schwierigkeiten nicht gewachsen sind, weil die Kinder als Schulversager auffallen und in potentielle oder tatsächliche kriminelle Karrieren einsteigen usw. Verfolgt man die Geschichte solcher Familien, fällt oft auf, daß sie - sofern einheimisch - meist schon seit Generationen den Bodensatz der dörflichen Gemeinschaft bilden. Ein ähnlicher Mechanismus wie im Bauerndorf tritt noch heute auf: Wer "unten" ist, wird gemieden, da jede Liaison mit "so jemandem" einen sozialen Abstieg bedeutete. Durch die Starrheit und weitgehende Undurchlässigkeit der sozialen Schichtung vor allem für die Benachteiligten und solche, die auf Grund von Schicksalsschlägen den materiellen Aufstieg nicht schafften, reproduzierte sich das Elend von Generation zu Generation. Als unterprivilegiert stigmatisiert, fixiert die ständig reproduzierte soziale Verachtung der "Wohlstandsbürger" solche Familien nach dem Mechanismus der "selffulfilling prophecy" erbarmungslos in ihrer Rolle: eine seltsame sadistische Projektion eigener kaum bearbeiteter Ängste angesichts des Armutstraumas auf Randständige[26]. Adorno beschreibt die latente Angst, die auf schwache Mitglieder der Gemeinschaft projeziert wird: "Wer sich nicht nach den ökonomischen Regeln verhält, wird heutzutage selten gleich untergehen. Aber am Horizont zeichnet die Deklassierung sich ab. Sichtbar wird die Bahn zum Asozialen, zum Kriminellen... Das Überich, die Gewissensinstanz, ... verschmilzt irrational die alte Angst vor der physischen Vernichtung mit der weit späteren, dem gesellschaftlichen Verband nicht mehr anzugehören..."[27].

Einige wichtige, das Verhalten steuernde, Mechanismen innerhalb der Gemeindeöffentlichkeit, die im folgenden dargestellt werden sollen, lassen sich im Gegensatz öffentlich - privat entwickeln. Der Prototyp des Privaten ist nun aber die Familie.
Einige Merkmale, Charakterzüge und Probleme der Familien einer ländlichen Industriegemeinde sollen nun also mit Anforderungen der Öffentlichkeit konfrontiert werden.
Die Familie besitzt ihre primäre Funktion in der Reproduktion nicht nur der Arbeitskraft, sondern auch - durch die

"Produktion" von Kindern - der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Über diese grobe objektive Bestimmung hinaus ist die Familie der Ort der erhofften Realisierung subjektiver Wünsche der Menschen geworden - vor allem nach Lebensglück und persönlicher Bedürfnisbefriedigung. Betrachten wir die Situation der Familie im Untersuchungsgebiet, so ist eine Tendenz feststellbar, daß eine Überforderung der Familie angesichts sowohl der objektiven wie subjektiven Anforderungen an sie vorliegt[28].

a) Durch den zunehmenden Zugriff auf die Arbeitskraft an den industriellen Arbeitsplätzen - Erhöhung der Produktivität pro Zeiteinheit durch "rationelleren" Einsatz der Produktionsmittel[29] - kann die Freizeit, die vorwiegend in der Familie verbracht wird, nur noch eine mangelhafte Reproduktion leisten[30].

b) Auf dieses Problem, das in die Familie importiert wird, treffen "hausgemachte" Schwierigkeiten: z.B. Schulden durch Hausbau und die "Besitzdarstellung"[31].

c) Der weitgehend durch die unreflektierten Traditionen der bäuerlichen Vergangenheit gesteuerte Lebensplan - Ehe, Hausbau, Kinder, Abarbeiten der Schulden - programmiereneinen ziemlich unabänderlichen Lebenslauf. Durch den Hausbau und seine Folgen bleibt die Familie ortsgebunden und damit angesichts der Beschäftigungsstruktur auch innerhalb beschränkter Bandbreiten auf bestimmte Qualifikationsprofile fixiert. Eine grundsätzliche räumliche Veränderung als Voraussetzung, andere Lebenschancen wahrnehmen zu können, ist nicht gegeben.
Die Inhalte des Lebensprogramms, das man nicht bewußt gewählt hat, sondern dem man, durch Traditionen fremdbestimmt, folgte, können so schal erscheinen oder sich völlig auflösen.

d) Die aufgeführten Tendenzen unterstützen eine "Art Heißhunger der Beziehungsarbeit", die "Glückssuche im Privaten"[32]. In der persönlichen Beziehung der Ehepartner und Kinder wird Befriedigung gesucht und erwartet. Bedürfnisaufschub - "man muß erst aus dem Gröbsten herauskommen" etc. - und permanente objektive Probleme verhindern aber das Zustandekommen einer Insel privaten Glücks in der Familie.

e) Die Arbeits- und Besitzproblematik verschärft sich durch allgemeine innergesellschaftliche Widersprüche zwischen Wertsystemen. Z.B.: "Würden wir uns im Arbeitsleben so undiszipliniert benehmen wie wir uns als Konsumenten verhalten sollen, so wäre dies das Ende des industriellen Kapitalismus, weil die Produktivität rapide absinken müßte. Würden wir uns als Konsumenten so puritanisch verhalten, wie man es von uns im Arbeitsleben erwartet, wäre das Ergebnis genauso katastrophal, weil die produzierten Waren nicht absetzbar wären"[33]. "Regionale" Wertdifferenzen zwischen traditionell bäuerlichen Maßstäben und modernen "profitorientiertem", leistungsorientiertem Verhalten treten dazu. Die Steuerfähigkeit angesichts dieser Problembündelung wird in Form der Autorität und Verantwortung insbesondere der Männer schwer geprüft, während die Frauen durch ihre Mehrfachbelastung ohnehin bis an die Grenzen des Physischen und Psychischen angespannt sind. Es wird eine virtuose Handhabung der Steuerfähigkeit im Umgang mit unterschiedlichsten und vielschichtigsten Problemfeldern verlangt. Die Konfliktregelung - letztlich die Fähigkeit zu einer Art "beherrschter Schizophrenie" - orientiert sich nun aber weitgehend an traditionellen Mustern. Dabei werden weite Problemkreise (insbesondere a), c), e)) durch eine ideologische Reduktion gesellschaftlicher Realität gar nicht bewußt. Durch die Orientierung und Perspektiven versprechenden traditionellen Lebensmuster der familiären Probleme[34] scheint die familiäre Situation beherrschbar. In Wirklichkeit werden so aber elementare Fragen und Konfliktbereiche ausgeklammert und weitgehend unbearbeitet gelassen[35].

Welche Problemlösungsstrategien bieten sich nun einer Familie unter den Augen der Öffentlichkeit an[36]?

Versuchen wir, uns eine "radikale" Lösung vorzustellen. Welche Mechanismen würden ablaufen, wenn eine unerträglich gewordene Familiensituation durch Ausbruch aus dem traditionellen Lebensplan gelöst werden sollte (z.B. Ehescheidung, Verkauf des Hauses, Wegzug, etc.)?

Bei einer solchen Lösung begäbe sich die Familie in Opposition zu sämtlichen traditionell programmierten Repräsentan-

ten der Öffentlichkeit - Eltern, Verwandtschaft, Nachbarn, Kollegen - und vor allem zum Programm, der internalisierten "Sitte" selber. Unter der Kontrolle und Beobachtung der Gemeinschaft entwickelt sich nun aber schon in der Kindheit die Fähigkeit zur ständigen Antizipation der öffentlichen Meinung. Dieses ständige Mitdenken der Gedanken und Erwartungen der anderen (am Verhaltenskodex der "Sitte" orientiert) kann sich bis zur internalisierten Selbstzensur steigern[37]. Dies bedeutet, daß bestimmte abweichende Fantasien nicht mehr zugelassen werden, bestimmte Gedanken gar nicht gedacht werden, bestimmte Handlungen undenkbar bleiben[38]. Für die Konfliktlösung einer Familie bedeutet dies, daß ein Konflikt durch Ausbruch aus den traditionellen Strukturen kaum gedacht, geschweige denn realisiert werden kann - oder doch nur in schon äußerst zerrütteten und unerträglichen Situationen.

So bleibt als überwiegende Problembewältigungsstrategie nur die Bewältigung nach innen, in der Privatsphäre, d.h. in der Familie oder im Individuum selber. Wenn aber an äußeren Bedingungen nur wenig zu ändern ist, weil relativ fixe Verhaltensanforderungen dies verhindern, bleibt nur das Zurückstellen individueller Wünsche. Erwartungen an Glück und Zufriedenheit zerbröseln, die Vorstellung vom Lebensglück in der Privatheit der Familie ist nur schwer aufrecht zu erhalten. "Dies heißt unter den herrschenden Umständen Konfliktverzehr, zwanghafte Herstellung von Scheinfrieden"[39]. In der Regel muß eine starke Überlastung der Ehepartner bei Vernachlässigung der Kinder in Kauf genommen werden. Leiden, Resignation ob der Unveränderbarkeit der Situation legen die Betäubung durch "Tröster" wie Alkohol nahe[40]. Gewaltsam abgespaltene unbefriedigte Wünsche und Bedürfnisse bleiben unbewußt präsent und wirken sich z.B. aus als psychosomatische Erkrankungen, Neurosen oder Psychosen.

Die Steuerungsfähigkeit angesichts der Überschwemmung mit Problemen wird zunächst durch systematische Ausklammerung besonders von Problemen auf der Beziehungsebene zwischen Ehepartnern und Kindern scheinbar stabilisiert. Durch unbewußt ablaufende Mechanismen tauchen aber solche Konflikte in anderem Gewand - oft unverstanden - wieder auf und

komplizieren auf diesem Umweg die Familiensituation zusätzlich[41].

Der Zwang zur Problembewältigungsstrategie im Inneren, im Privaten oder Intra-Individuellen wird durch einen spezifischen Mechanismus der Öffentlichkeit nahegelegt, den man Normalitätsdruck nennen könnte[42]. Jede Familie und jedes Individuum spürt einen Druck der anderen, sich als "normal", d.h. funktionierend, harmonisch darzustellen. Dies bedeutet, daß mißlingende Konfliktbewältigungen aus sozialer Angst so weit wie möglich im Privaten verborgen werden, da mit einer öffentlichen Verbreitung solcher Informationen eine Minderung des sozialen Status zu befürchten wäre. Das offensichtliche Versagen der Steuerungsfähigkeit wird als persönliches Versagen dem Individuum oder der Familie angelastet, wodurch eine Stigmatisierung in der Öffentlichkeit erfolgt. So werden Informationen über Eheprobleme, Krankheit (= eingeschränkte Arbeitsfähigkeit), problematische Kinder, Kriminalität oder Zahlungsunfähigkeit so weit wie möglich geheim gehalten - was aber durch die ständige gegenseitige Beobachtung nur tendenziell gelingt[43].

Angesichts des Normalitätsdrucks der Öffentlichkeit entsteht eine Diskrepanz, ein Riß zwischen den subjektiven Wünschen und Bedürfnissen der Individuen, der begrenzten Steuerfähigkeit angesichts der importierten und Binnenprobleme der Familie einerseits und den öffentlichen Verhaltensanforderungen andererseits. Die Differenz muß durch eine virtuose Fähigkeit zum Spielen verschiedener Rollen übersprungen werden. In einer Analogie zum Theater könnte man die öffentlich gespielte Rolle beschreiben als durch das Drehbuch der Öffentlichkeit festgelegt, durch persönliche Ausdrucksmittel und Variationen zwar gestaltbar, aber nicht offen für persönliche Gefühle, Wünsche und Alternativen des Spielers[44].

Die Machtverhältnisse und die Struktur der Interaktionen in der Gemeinde (vgl. Ilien[45]) fordern von den Einzelnen, sich mit widersprechenden Rollenforderungen zu identifizieren.

Zwei Beispiele:

1. Honorige, sittenstrenge Bürger, praktizierende und überzeugte Katholiken verteidigen die sehr "extremen", sexi-

stischen Werbeplakate einer großen Textilfirma (die z.B. zeigen, wie ein Golfball zwischen die gespreizten Beine einer fast unbekleideten Frau geschlagen wird) als notwendig fürs Geschäft.

2. In einem Gespräch äußert ein Vater seine Abscheu über Eltern, die ihre Kinder verprügeln. Er hält diese Erziehungsmethode für falsch und verfehlt. Eine Viertelstunde später erzählt er, wie ihm in bestimmten Situationen die Hand kräftig ausrutscht, was aber den Kindern überhaupt nicht schade.

Es scheint, daß die Fähigkeit, sich widersprechende Wirklichkeitsinterpretationen in einer Person integrieren zu müssen, in die Erfahrung von Realität selber eingeht. Angesichts solche vielfältiger, widersprüchlicher Verhaltensanforderungen ist eine konsistente, gleichsinnig-konsequente Haltung sehr erschwert[46].

Die ständige Antizipation des Verhaltens und Denkens der anderen, die Abhängigkeit des eigenen Verhaltens von dieser antizipierten Einschätzung durch andere verunmöglicht einerseits das Ausleben der eigenen Bedürfnisse und Wünsche, die dem Individuum dadurch geradezu als fremd gegenübertreten[47]. Andererseits stabilisieren sich durch diesen Prozeß kollektiven Verhaltensanforderungen, als Reste der "Sitte"[48], die sich so weitgehend nicht (mehr) an den realen Bedürfnissen der Menschen orientieren. Die "Sitte" ist heute nichts anderes als die Summe der gegenseitig antizipierten öffentlichen Erwartungshaltungen, zu denen privat - d.h. im individuellen Handeln - aber durchaus entscheidende Differenzen bestehen und gelebt werden können. Die "Sitte" stellt sich so als weitgehend abgehoben von den tatsächlichen Bedürfnissen, ja im Gegensatz zu diesen stehend, heraus. Sie bietet zwar Orientierung an einem festen Maßstab, aber um den Preis einer tendenziellen Fremdbestimmung der eigenen Interaktionen. Sie dient letztlich hauptsächlich als Disziplinierungsmittel: öffentlich sichtbare Verhaltensabweichungen sind, an ihrer Norm gemessen, sanktionierbar.

Ein Interesse am Fortbestand der möglichst durchgängigen Gültigkeit der "Sitte" ist in der Regel an ein Interesse an der Aufrechterhaltung der disziplinierenden Wirkung vor

allen das in ihr angelegten Normalitätsdrucks gekoppelt, der ja die Fixierung des status quo bei Ablehnung elementarer Veränderungen (z.B. zugunsten einer humaneren Arbeits- und Lebenswelt) beinhaltet. Vor allem die Machtelite und "Traditionalisten", Vertreter einer unreflektierten Tradierung herkömmlicher Verhaltensformen, sichern letztlich den Fortbestand des kollektiven Anspruchs dieser Normen, zwingen dadurch zu ihrer weiteren Internalisierung und verhindern einen rationalen Diskurs über ihre Gültigkeit. In einer solchermaßen aufrechterhaltenen Normalität, die letztlich nur aus der dargestellten polierten Fassade besteht, hinter der sich Angst und Leiden verbergen, stellen psychopathogene Strukturen einen wesentlichen konstituierenden Bestandteil dar[49].

"Eigentlich kämpften in ihm so wie in 1000 Seelen die Wahrheit mit dem Blendwerk, der Traum mit der Wirklichkeit, und es blieb unentschieden, welches von beiden obsiegen würde, woraus sich die sonderbaren Seelenzustände, in die er geriet, zur Genüge erklären lassen. Widerspruch von außen und innen war bis dahin sein ganzes Leben. - Es kömmt darauf an, wie diese Widersprüche sich lösen werden!"
Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 1785. (Frankfurt/M. 1979, S. 332).

8. Die gegenwärtige Lebenssituation der Jugendlichen in industrialisierten Landgemeinden am Rande der Schwäbischen Alb.

Nachdem in Teil 1 dieser Arbeit die Genese der gegenwärtigen ökonomischen Strukturen und die damit zusammenhängenden Veränderungen in den sozio-kulturellen Verhältnissen der Menschen im Untersuchungsgebiet beschrieben wurden und in den Kapiteln 6 und 7 die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Eltern der heutigen Jugendlichen skizziert wurden, beschäftigt sich das Kapitel 8 mit der Lebenswelt der ca. zwischen 1960 und 1970 geborenen Jugendlichen, die in den ländlichen Industriegemeinden des Raumes Hechingen leben. Die Situation dieser Jugendlichen kann grob zunächst durch zwei Aspekte charakterisiert werden:

1. Die Lebenswelt der Jugendlichen in der ländlichen Region ist eingebettet in die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse. Damit treffen auch für die Jugendlichen in der Untersuchungsregion (wenn auch in einigen Brechungen, die sich aus der spezifischen Industrialisierungsgeschichte und die weiterwirkende kleinbäuerliche Tradition erklären) die Charakterisierungen der Lebenssituation in der BRD zu Beginn der 1980er Jahre zu, wie sie im Exkurs II (0.6.1.) dargestellt wurden. Einige dieser Stichworte seien knapp wiederholt:

- Auflösung eines durchgängigen, einheitlichen Erscheinungsbildes "der" Jugend,
- Erfahrungen der Jugendlichen mit der Krisenhaftigkeit des Systems, "Wertverschiebungen",
- Divergierende, widersprüchliche Anforderungen unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche an die Jugendlichen (z.B. bezüglich Qualifikation, soziales Verhalten, Verwertbarkeit als Absatzmarkt für Produkte der Industriekultur)
- Gestiegene Anforderungen an die Synthetisierungsleistung des Individuums. Eine gelingende Identitätsbildung wird angesichts der komplexen gesellschaftlichen Ansprüche problematischer.

2. Die Jugendlichen der Region sehen sich nicht nur mit den globalen gesellschaftlichen Veränderungen konfrontiert, sondern ebenso - vielleicht sogar primär, "hautnäher" - mit der Tradition, die ihnen seit ihrer Kindheit in spezifischen Verhaltensweisen, Denkformen der Eltern und (Dorf-) Gemeinschaft gegenübertritt.
Nun ist das Verhältnis der Jugendlichen zu den Kulturtraditionen (insbesondere zu den kleinbäuerlichen), mit denen sie in ihrer Umwelt konfrontiert werden, sehr widersprüchlich.
a. Einerseits werden (und wurden seit frühester Kindheit) die zentralen Elemente aus dem sedimentierten kollektiven Erfahrungsschatz der Eltern in die Jugendlichen einsozialisiert. Werte und Normen - vielfach aus der kleinbäuerlichen Tradition gespeist (Bedeutung und Funktion sozialer Geborgenheit und Kontrolle in der Gemeinde, Einstellung gegenüber Erwerbstätigkeit und Arbeitsethos) oder aus der relativ kurzen Tradition der Fabrikarbeit und Nebenerwerbslandwirtschaft herrührend (bestimmte Formen des "Habens", vgl. 6.4.) usw. - gingen konstituierend in das jugendliche Denken und Verhalten ein und stellen wesentliche Elemente im Prozeß der Identitätsbildung dar. Daher ist besonders wichtig, daß das eigentümliche "Wertvakuums", das durch den akzelerierenden kumulativen Prozeß hervorgerufen wurde, auch noch bei den heutigen Jugendlichen mit "ungleichzeitigen" Wertvorstellungen ausgefüllt wird, die subtil

in die Jugendlichen einsozialisiert, von ihnen internalisiert werden und damit Handlungsrelevanz erhalten (vgl. Kapitel 5).
b. Da nun aber die ökonomische Basis dieser kleinbäuerlichen Wertvorstellungen verschwunden ist und damit die "praktische Legitimation" ihrer Bedeutung im Alltag, treten sie andererseits gleichzeitg vielfach den Jugendlichen fremd - als anachronistisch erfahren - gegenüber. Durch den rapiden Wandel der Verhältnisse nach dem 2. Weltkrieg bedingt, ist darüber hinaus die Lebenssituation der Jugendlichen durch einen tiefen Bruch mit den Traditionen gekennzeichnet:

- Die heutigen Jugendlichen gehören zur ersten Generation in den industrialisierten Landgemeinden, die selbst keine Erfahrung mehr mit der Landwirtschaft hat, also aus eigener Erfahrung und Anschauung kleinbäuerliches Denken und Handeln nicht mehr kennt.
- Die heutigen Jugendlichen haben im Unterschied zu ihren Eltern in der Nachkriegszeit keine Erfahrungen mit materiellen Notzeiten gemacht. Das "Armutstrauma" der Eltern und Großeltern fehlt den Jugendlichen.
- Die Generation der heutigen Jugendlichen ist die erste, die eine geregelte Freizeit als frei verfügbare Zeit in bedeutendem Maß zur Verfügung hat. In diesem Punkt unterschied sich die Jugendzeit der Elterngeneration entscheidend: Neben der längeren Arbeitszeit in der Fabrik (48-Stunden-Woche ohne Überstunden) stellte u.a. auch die Versorgung des Viehs eine Aufgabe der damaligen Jugendlichen dar. Fabrikarbeit und Nebenerwerbslandwirtschaft ließen bis in die 1950er Jahre kaum freie Zeit übrig.
- Die heutigen Jugendlichen kennen keine in sich geschlossene Dorfsitte mehr, deren Wirkung darauf beruhte, "daß die Verhaltensweisen, Haltungen und Urteile der Familie auch die des Dorfes sind"[1].

Angesichts dieser Situation befinden sich die heutigen Jugendlichen in ihrer ländlichen Lebenswelt in einer neuartig-erstmaligen Situation im Vergleich zu früheren Ju-

gendgenerationen, die in bedeutendem Maße auf gewachsene und tragfähige Wertvorstellungen zurückgreifen konnten. Die Zeiten der "postfigurativen Kultur"[2], in der innerhalb des zyklischen Prozesses die Vermittlung der Werte der elterlichen Vergangenheit für die Bewältigung der Zukunft der Kinder ausreichte, sind endgültig zu Ende gegangen.

So ist die Situation der Jugendlichen heute durch eine Zweideutigkeit gekennzeichnet:
Einerseits schneidet ein tiefer Bruch in der gesellschaftlichen Entwicklung die Jugendlichen von der Erfahrungswelt der Älteren ab, wobei andererseits gleichzeitig internalisierte Elemente der Tradition weiterhin für sie verhaltensrelevant bleiben.
In der Lebenswelt der Jugendlichen führt dieser Gegensatz zu widersprüchlichen Verhaltenstendenzen, die vielfach innerhalb des gleichen Individuums gleichzeitig relevant werden können.
I.a. Tendenz zur Ablehnung unverstandener Traditionen:
Die Jugendlichen lehnen bestimmte herkömmliche, für sie aber uneinsichtige traditionelle Normen (z.B. Arbeitsethos, Bedeutung des Hausbaus, Achtung vor Autoritätspersonen), auf die sie von Eltern und Großeltern festgelegt werden sollen, ab. Heftige Generationskonflikte als Erscheinungsbild der Ungleichzeitigkeit der Wertvorstellungen zwischen Eltern und Jugendlichen sind die Folge.
I.b. Tendenz zur Anpassung an traditionelle Lebensentwürfe.
Die klare Kontur des traditionellen "Bündels von Verhaltenserwartungen"[3] bietet andererseits (scheinbar) Sicherheit. Die Geborgenheit im Schoß der Traditionen bewahrt vor mühsamen Auseinandersetzungen und aufreibenden Konflikten. Die Unruhe und Verwirrung stiftende Suche nach Alternativen zu den herkömmlichen Lebensperspektiven kann umgangen werden. Der Zugriff zu Traditionsbeständen wird darüber hinaus nahegelegt durch ein Vakuum an "modernen" nicht-kumulativen Wertorientierungen. Jugendliche eignen sich bestimmte traditionelle Wertmuster ganz einfach mangels anderer Alternativen an.

II. Nun können aber - wie schon früher beschrieben[4] - traditionelle Haltungen kleinbäuerlicher Herkunft angesichts der stets steigenden gesellschaftlichen Anforderungen (z.B. an Qualifikation, an das Verhalten als Konsument der industriell produzierten Güter, an die Intensivierung der Verausgabung von Arbeitskraft an den Umgang mit Massenkommunikation[5] und sich gesamtgesellschaftlich durchsetzender neuer Orientierungen[6] allein keine befriedigenden Perspektiven mehr vermitteln. Die Jugendlichen versuchen, vor allem im Bereich des durch die traditionellen Werte nicht mehr abgedeckten "Orientierungs-Vakuums", dieses vor allem durch die Aneignung vielfältiger Elemente aus der Industriekultur zu füllen[7]. Dabei spielt neben dem Gebrauchswert der industriell produzierten Jugendkultur der dabei mitgelieferte Bedeutungshalo (in Musik, Mode, Technik usw.) für die Bedürfnisbefriedigung der Jugendlichen eine entscheidende Rolle. Die kumulative Durchdringung des von den Traditionen hinterlassenen Vakuums durch die moderne Industriekultur schafft im Endeffekt zwar "massenhaft" neue Orientierungen und Bedürfnisse, die aber an die ebenso massenhaft hergestellten Produkte geknüpft sind, so daß eine eigenartige Nivellierung der Formen der Jugendkultur(en) auch auf dem Land die Folge davon ist.

Vor diesem Hintergrund einer Orientierung der Jugendlichen an traditionellen Kulturelementen bzw. der modernen Industriekultur muß die Fragestellung 2 (s. 0.6.2.) für dieses Kapitel aufgenommen werden:
Es muß in der Lebensfeldanalyse der gegenwärtigen Jugendlichen im ländlichen Raum untersucht werden:
a) Welche Anforderungen stellen die gesellschaftlichen Institutionen der ländlichen Umwelt an die Jugendlichen? Im Abschnitt 8.1. wird das die Situation der Jugendlichen in Ausbildung und Beruf, in 8.2. die Beziehungen zu Familie, Elternhaus und Gemeinde untersucht.
b) Welche Kulturformen bauen die Jugendlichen (kollektiv) selbst auf? Wie treten die Jugendlichen den bestehenden Strukturen ihrer Umwelt gegenüber? Wie bearbeiten sie -

besonders innerhalb der peer-group - die vorfindlichen gesellschaftlichen Verhältnisse, um zum einen gemäß ihrer jugendlichen Bedürfnisse leben zu können und zum anderen zu Formen der Identität zu gelangen (Abschnitt 8.3.)? Der letzte Abschnitt des Kapitels (8.4.) beschäftigt sich schließlich mit Wünschen und Träumen der Jugendlichen.

8.1. Jugendliche auf dem Lande in Ausbildung und Arbeitsprozeß

Die Ausbildungs- und Arbeitssituation der Jugendlichen auf dem Lande kann für die untersuchte Region durch fünf Thesen (die jeweils erläutert werden) genauer beschrieben werden.

1. Das Erscheinungsbild der Jugend auf dem Lande ist vielfältiger, bunter geworden. Insbesondere durch die Ausdifferenzierung der Qualifikationssysteme (z.B. durch verschiedenste Formen weiterführender Schulen) haben sich im Vergleich zu den früheren Generationen unterschiedliche Formen von Jugend etabliert.[1] Allerdings trifft auf einen erheblichen Anteil der Jugendlichen die Vorstellung eines "psychosozialen Moratoriums"[2] nur sehr begrenzt zu. Für die Jugendlichen, die von der Schule weg mit oder ohne Lehrstelle in das Arbeitsleben eintreten, gelten demgegenüber die Bedingungen der "einfachen Pubertät" im Sinne Siegfried Bernfelds[3]: "Einfache proletarische Pubertät meint, daß am sozialen Ort des Proletariats Orientierungs- und Lernprobleme von Jugendlichen rasch durch Arbeitszwänge und Eingliederungsforderungen zugedeckt werden, daß also keine Zeit zu einer offenen, sensiblen, freien Orientierung bleibt ..."[4]. Die Arbeiterjugendlichen auf dem Lande, (deren Situation im folgenden schwerpunktmäßig beschrieben werden soll), werden einerseits teilweise sehr früh mit den Ansprüchen der Erwachsenen, gute Arbeiter zu sein, konfrontiert, andererseits aber nicht gemäß ihrer tatsächlichen Leistung behandelt, besonders auch nicht in den Lebensfeldern außerhalb der Arbeit (z.B. in der Dorf-

politik). Die jugendliche Arbeitskraft wird zwar voll gefordert, die Jugendlichen werden aber nicht "für voll genommen". In diesem Sinne hat sich am Status der Jugendlichen seit ca. 1920 wenig verändert (vgl. 4.3.).

2. Keine Generation von Jugendlichen der Region erreichte vor der heutigen durchschnittlich ein vergleichbar hohes Qualifikationsniveau (vor allem in den weiterführenden Schulen). Gleichzeitig erlebt die heutige Generation der Jugendlichen als erste Generation ländlicher Jugendlicher das Novum in der ökonomischen Entwicklung, tendenziell als Produktivkraft überflüssig zu sein. Für die geburtenstarken Jahrgänge stehen zunehmend weniger Lehrstellen und Arbeitsplätze zur Verfügung. "Für 1982 sind ... Ende Dezember 1981 ... etwa 300 Ausbildungsstellen weniger angemeldet als Ende Dezember 1980, 400 weniger als 1979 ... Unversorgt mit beruflichen Ausbildungsstellen sind Ende Dezember 1981 über 1.200 Jugendliche, das sind 150 mehr als 1980, 100 mehr als 1979 und 400 mehr als 1978 ... Wir beobachten zur Zeit einen Rückgang des Ausbildungsstellenangebots um etwa 19 % ... und ein Zuwachsen des Bewerberangebots um ebenfalls 20 bis 25 % gegenüber den vergangenen Jahren ..."[5]. Diese katastrophale Ausbildungssituation ist bedingt durch die allgemeine wirtschaftliche Krise, insbesondere der Textilindustrie (und ihrer Zulieferbetriebe im Metallbereich), die sich in einem harten Konkurrenzkampf nicht nur innerhalb der BRD, sondern vor allem mit Produzenten aus sogenannten "Billiglohnländern" der "Dritten Welt" befinden[6].

3. Die Jugendlichen erleben vielfach, wie die während der schulischen und - falls erfolgt - betrieblichen Ausbildung genährte Hoffnung enttäuscht wird, durch Qualifikation (und diese bedeutet u.a. auch die ungeliebte längere finanzielle Abhängigkeit von den Eltern) einen günstigeren ökonomischen und sozialen Status durch einen besseren Arbeitsplatz zu erlangen[7]. Galt diese Hoffnung schon in "besseren Zeiten" ohnehin nur für die privilegierten Jugendlichen mit einem höheren Schulabschluß als dem der

Hauptschule, sind inzwischen auch Realschüler gezwungen, als Jungarbeiter in die Fabrik zu gehen. Generell trifft dieses Los die Mädchen weit stärker, da die Jungen in den Handwerken (wie traditionell) eine größere Ausbildungspalette vorfinden. War man in den letzten Jahren des bundesweiten Ansteigens der Arbeitslosenrate im Zollernalbkreis immer stolz, nur eine verschwindend geringe Arbeitslosenquote - auch der Jugendlichen - vorzuweisen zu müssen, können jetzt z.B. weiterführende Schulen und Abwanderung die Zahl der arbeitslosen Jugendlichen nicht mehr abfedern. Der traditionelle Trend, daß nämlich die Textilindustrie nur relativ geringe Qualifikationsanforderungen stellt, so daß ein hoher Anteil der Arbeiter nur angelernt werden, verschärft nun die Misere. Die durchschnittliche Dequalifizierung der Arbeitsplätze, die den Jugendlichen - besonders den Mädchen - angeboten werden können, nimmt sprunghaft zu.
Ein Beispiel:
Vergleich der 1979 ausgeübten Berufe der Mädchen zweier Abschlußklassen 1974 und 1977 der gleichen Hauptschule einer Gemeinde:

	Schulabschluß[8]	
	1974	1977
Industriekauffrau	7	1
Friseuse	4	1
Zahnarzthelferin	1	-
Verkäuferin	2	3
Fabrikarbeiterin	3	7
Schneiderin	-	1
Schülerin	-	4

Angesichts der sprunghaften Dequalifizierung der Arbeitsplätze für Jugendliche wird eine Wahl des Berufes nach Neigung und Fähigkeiten unmöglich. Wie gehen nun die Jugendlichen mit dieser harten Realität um?
Im folgenden werden einige Ergebnisse einer Untersuchung von 1981 einer Hauptschul-, einer Jungarbeiterinnen- und einer Berufsschulklasse im Zollernalbkreis dargestellt[9].

Eine Frage lautete: Wie sieht (sah) Dein Traumberuf aus?

Es wurden von Hauptschülern (im Berufspraktikum), Jungarbeiterinnen und Berufsschülern 73 verschiedene Berufe genannt, insgesamt 126 Nennungen, die in folgende Gruppen eingeordnet werden können:

n = 126	%
keine Antwort	31
Sozialberufe/Tiere	27
(Jungarbeiterinnen: Sozialberufe/Tiere	44)
Kaufmännische Berufe	6
Reisen	4
Künstlerische/kreative Berufe	3
KFZ, Motorräder, Handwerk	10
technische Berufe	4
Sonstiges	6
Millionär, Faulenzer	3
Laborberufe	5

Eine Jungarbeiterin gibt als Traumberuf "Verkäuferin" an. Verkäuferin - so läßt sich aus Gesprächen mit Jugendlichen in anderem Zusammenhang schließen - könnte das absolute Minimum eines Anspruchs an einen Beruf sein, in dem Mädchen mit Menschen zu tun haben. Mit Menschen (mit Tieren) zu tun zu haben, scheint vor allem den Fabrikarbeiterinnen, angesichts des entfremdet und sinnentleert empfundenen Arbeitsplatzes als erstrebenswert.
Warum sich ihr angegebener Traumberuf nicht verwirklichen ließ, begründeten 24 % der Hauptschüler und Berufsschüler mit dem mangelnden Ausbildungsplatz, 12 % (33 % der Jungarbeiterinnen) mit der fehlenden Schulbildung, 40 % (45 % der Jungarbeiterinnen) gaben keine Antwort. Die Autorinnen der Untersuchung interpretierten diese letzte Zahl dahingehend, "daß (die Jugendlichen) noch gar nicht auf die Idee gekommen sind, ihren Traumberuf in die Wirklichkeit umsetzen zu wollen"[10].
Von den Jugendlichen wird angesichts der Wirklichkeit der Ausbildungssituation gegenüber ihren Traumberufen - sofern sie nicht, wie 31 % der Befragten schon nicht einmal mehr träumen - eine harte Anpassungsleistung verlangt. Sie müssen sich mit den Angeboten von Industrie, Handwerk und

Handel arrangieren. Immerhin 64 % der untersuchten Jungarbeiterinnen und Berufsschüler geben an, ihnen gefalle ihr Beruf oder ihre Tätigkeit, obwohl über 60 % allein der Berufsschüler ursprünglich den ausgeübten Beruf gar nicht ergreifen wollten. "Das liegt wahrscheinlich daran, daß zumindest bei einigen Berufsschülern die Antwort 'gefällt' damit zusammenhängt, daß sie froh sind, überhaupt eine Lehrstelle gefunden zu haben"[11]. Besonders bei Jugendlichen mit schlechten Ausgangspositionen (z.B. Hauptschülern, besonders ohne Abgangszeugnis) wirken sich die begrenzten Möglichkeiten der vor ihnen liegenden beruflichen Zukunft so aus, daß die eigenen Berufswünsche in der Wirklichkeit undurchsetzbar erscheinen, ja daß das Wünschen selber angesichts der übermächtigen Realität als ir-real und damit sinnlos erlebt wird.

4. Angesichts des eingeschränkten Spielraums an qualifizierten Arbeitsplätzen stellt sich für die Jugendlichen auf dem Lande die Alternative: Anpassung an diese Bedingungen oder Abwandern. Die Abwanderung ist allerdings in jüngster Zeit ebenfalls problematischer geworden, da auch in den städtischen Ballungszentren Lehrstellenknappheit herrscht und auch dort teilweise qualifizierte Arbeitsplätze wegrationalisiert werden. Die allgemeine Absatz- und Strukturkrise der Wirtschaft schlägt regional in allen Gebieten durch[12].
Wanderten bisher viele Jugendliche, die im Zollernalbkreis einen der begehrten Ausbildungsplätze ergatterten, nach der Ausbildungszeit mangels eines qualifizierten Arbeitsplatzes in der Nähe des Wohnorts (der Eltern) von dort ab, droht inzwischen ausgebildeten Jugendlichen, auf die gleichen Arbeitsplätze wie die Ungelernten verwiesen zu werden. Zwar wird der Abwanderungsprozeß qualifizierter Jugendlicher aus ihren Heimatgemeinden tendenziell gestoppt, aber die Identifikation mit dem Heimatort wird durch eine unbefriedigende Arbeitssituation und verbaute Aufstiegschancen nicht gefördert.
Die Ausweglosigkeit der beruflichen Zukunft zwingt die Jugendlichen zur Auseinandersetzung und zumindest teilwei-

sen Anpassung an die traditionellen Erwartungen von Eltern und Dorfgemeinschaft. Neben den hohen Anforderungen an die Arbeitsmoral der Jugendlichen betreffen diese Erwartungen vor allem die traditionellen Geschlechtsrollen. Da die Frauen in dieser ländlichen Region immer arbeiteten und sich im Rahmen der aktuellen Emanzipationsdebatte der Anspruch nach Berufstätigkeit der Frau mit den Traditionen der Region treffen, ist arbeiten zu gehen zwischen Töchtern und Eltern nicht strittig[13]. Allerdings scheinen sich darüber hinaus die spezifischen Rahmenbedingungen der Frauenarbeit zu tradieren: Die Frauen als billige Arbeitskraft(reserve), die für die niedrig qualifizierten, monotonen Tätigkeiten vorwiegend der Textilindustrie verwendet werden. Diesen Anforderungen der Produktionsverhältnisse entsprechen gewisse Prädispositionen, die den Frauen seit Generationen vertraut sind: Für die Frau besitzt die Arbeit in der Fabrik primär die Funktion, zum Familieneinkommen beizutragen und nicht wie eher bei den Männern, in der Arbeit auch Befriedigung und Selbstbestätigung zu finden[14]. Die eigentliche Selbstbestätigung soll die Frau in der Familie erleben, in der Hingabe an Ehemann und Kinder Daß diese Vorstellungen auch in der gegenwärtigen Generation der Mädchen keineswegs verschwunden sind, läßt sich aus den Reaktionen auf einige Fragen der erwähnten Untersuchung schließen.
Nur 35 % der untersuchten Berufsschülerinnen (85 % Bekleidungsschneiderinnen) der zufällig ausgewählten Berufsschulklasse erwarteten durch ihre Lehre eine "interessante Arbeit", von ihren männlichen Kollegen dagegen (in der untersuchten Klasse zu 95 % aus Metallberufen) immerhin 58 %[15]. Da die Zufriedenheit mit der ausgeübten Arbeit und die Art der Tätigkeit sehr stark mit der Qualifikation korreliert, sind die Antworten auf die folgenden Fragen nur durch die nachhaltige Wirkung traditioneller Lebenspläne auf die Mädchen und Frauen erklärbar.

Auf die Frage, warum sie keine Lehre gemacht hätten, gaben die 50 Jungarbeiterinnen an:[16]

keine Lehrstelle gefunden	32 %
keine Lehrstelle gesucht	26 %
wollte gleich Geld verdienen	48 %

26 % der Mädchen berichten, daß ihre Eltern keine Ausbildung wünschten[17]. Angesichts der problematischen Ausbildungssituation erscheint die Anpassung an die traditionellen Konzepte für die Mädchen als der am leichtetesten zu realisierende Ausweg: Gleichgültig, welche Tätigkeit ausgeübt wird, bleibt von zentraler Bedeutung, möglichst schnell Geld zu verdienen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist eine Ausbildung der Mädchen überflüssig.
Es besteht Anlaß zu befürchten, daß diese "alte" Haltung, die man vor Jahren schon am Untergehen wähnte, in der akuten Krisensituation neue Aktualität gewinnt.

5. Die konkreten Arbeitsbedingungen stehen der zentralen Aufgabe, während der Jugend eine Identität aufzubauen (vgl. Kapitel 0.6.1.1.), hinderlich im Wege und zwar in der Regel umso stärker, je niedriger das Qualifikationsniveau liegt und die davon abhängige konkrete Tätigkeit am Arbeitsplatz von den Jugendlichen als unbefriedigend erlebt wird.
Es scheint, daß am ehesten in handwerklichen Berufen, in denen in der Regel auch eine Ausbildung stattfindet, ein Selbstwertgefühl aus der praktischen und theoretischen Beherrschung des Berufes entspringt. Jugendliche, die als Fachleute (z.B. als Elektriker oder Zimmermann) um Rat gefragt werden oder beispielsweise zu Schwarzarbeit beim Hausbau verpflichtet werden, erleben eine unmittelbare Bestätigung ihrer Person über die berufliche Qualifikation. Darüber hinaus könnte von Bedeutung sein, daß bei handwerklichen Arbeitsplätzen im Gegensatz zu industriellen in der Regel die Organisation einer Tätigkeit und ihre Ausführung nicht getrennt sind. Bei der Suche nach der Lösung einer problematischen Situation fließt die Arbeitserfahrung mit ein, gleichzeitig kann aber der Lösungsweg selber gesucht, organisiert und durchgeführt werden. Die Möglichkeit zu erfahrungsgeleitetem Lernen ist weit stärker möglich, im Gegensatz zu industriellen Arbeitsplätzen,

bei denen die Organisation und Ausgestaltung der Tätigkeiten (durch die weiter fortgeschrittene Arbeitsteilung) von höheren Stellen innerhalb der Hierarchie der Beschäftigten fixiert sind[18]. Größere Spielräume in der Planung und Gestaltung der Tätigkeiten korrelieren in der Regel mit größerer beruflicher Zufriedenheit und Identifikation mit dem Berufsstand.

Es darf allerdings nicht übersehen werden, wie gerade im handwerklichen Kleinbetrieb die persönlichen Beziehungen zu Chef, Meister und Kollegen von entscheidender Bedeutung sind.

Einige Beispiele, wie sie von Jugendlichen erzählt wurden:

- An einem Wintermorgen liegt dicker Neuschnee, die Straßen sind spiegelglatt. Ein Jugendlicher fährt mit dem Moped zu seiner ca. 7 km entfernten Lehrstelle und kommt 5 Minuten zu spät. Der Meister empfängt ihn mit den Worten: "Du kannst wieder gehen. Wenn du nicht pünktlich sein kannst, brauchst du nicht wieder kommen."

Ähnliche Beispiele patriarchalischer Selbstherrlichkeit und Mißachtung des jugendlichen guten Willens werden von Jugendlichen häufig berichtet. An den folgenden Beispielen treten dazu noch rigide Ordnungsvorstellungen, die mit der eigentlichen Arbeitssituation in keinem Zusammenhang stehen[19].

- Ein Meister bestellt einen Jugendlichen nach der Mittagspause ins Büro und öffnet wortlos das Fenster. "Weißt du, warum ich das Fenster aufmache?" fragt er seinen Lehrling. Auf dessen Achselzucken sagt er: "Weil du stinkst". Der Meister verlangt, daß der Lehrling sich in der Mittagspause wäscht und in blitzsauberer Arbeitskleidung wieder antritt. Diese Forderung kann durch den Jugendlichen gar nicht erfüllt werden, da er in der Mittagspause nicht in den 15 km entfernten Heimatort und zurück fahren kann.
- Ein anderer Meister in einem Autohaus befiehlt seinem Lehrling, unter Hinweis auf die Aussage eines einflußreichen Kunden, seinen Bart zu stutzen.

Die große Lehrstellenkanppheit führte zunächst zu positiv zu bewertenden Anstrengungen des Handwerks, neue Lehrstel-

len zu schaffen. Allerdings müssen Lehrlinge u.U. in Kauf nehmen, bei Lehrherren mehr ausgebeutet als ausgebildet zu werden. Die Fälle von Verstößen gegen Lehrverträge von Seiten der Lehrherren nehmen zu. Es bilden z.B. Meister aus, deren Unfähigkeit bekannt ist. Lehrlinge leisten - teilweise aus Unkenntnis ihrer Rechte, teilweise, um die Stelle nicht zu verlieren - unbezahlte Mehrarbeit, werden unter Tarif bezahlt, usw.

Neben den Handwerksbetrieben kennzeichnet die Region eine große Anzahl kleiner Zulieferbetriebe für die Textilindustrie (Lohnstrickereien, -zuschneidereien, Lohnketteleien usw.), die oft als Familienbetriebe im strengen Sinn des Wortes, geführt werden, d.h. z.B., daß Vater und Sohn und bei Bedarf Großeltern, Frau und Geschwister arbeiten. In solchen Betrieben scheint - von modernerer Technologie abgesehen - die Zeit gegenüber den Anfängen der Industrialisierung stehen geblieben zu sein. (Vgl. Kapitel 2.2.2.) Ein Beispiel: Klaus arbeitet in der Lohnstrickerei des Vaters mit diesem zusammen. Er kann in vielen Details die totale Abhängigkeit dieser Zulieferbetriebe von den Großfirmen beschreiben. Typisch ist die "Pufferfunktion" der Kleinbetriebe, die unregelmäßig große Aufträge unter hohem Zeitdruck bearbeiten müssen und zu anderen Zeiten - besonders in wirtschaftlichen Krisenzeiten - länger ganz ohne Aufträge bleiben. Klaus hat schon während der Schulzeit teilweise bis abends um 10 Uhr gestrickt oder Maschinen geputzt. Die Arbeitszeit ist länger und unregelmäßiger als in der Fabrik. Klaus erhält keinen Lohn, sondern eine Art Taschengeld. Immer, wenn er kein Geld mehr hat, geht er zum Vater und bittet um eine Summe. Der Vater stellt ihm allerdings ein großes Auto und bezahlt das Benzin. Klaus durchschaut die finanzielle Situation des Betriebes genau, weiß wie lange welche Kredite laufen usw. Er weiß, daß mit einem festen Lohn der Betrieb nicht überleben könnte. Er sieht, wie sein Vater selbst sonntags arbeitet ("aus reiner Gewöhnung. Er hat sein Leben lang immer gearbeitet") und sich gesundheitlich ruiniert. Ohne seine Arbeitskraft unter den gegebenen Bedingungen zur Verfü-

gung zu stellen, z.B. wenn er wegginge, würde er den Vater umbringen und den Betrieb ruinieren. Es ist ihm trotz mehrer Anläufe unmöglich, aus dieser teils moralischen, teils ökonomischen Verkettung an Vater und Betrieb herauszukommen. Ähnliche Verhältnisse herrschen in den meisten kleinen Familienzulieferbetrieben.

Betrachten wir nun die Arbeitsverhältnisse in der Industrie am Beispiel der Tätigkeit der Mädchen in der Textilindustrie.
"Im Mittelalter kannte man nur einen Beruf für die Fertigung von Kleidung und Wäsche, den 'Schneider'. Im genannten Aufgabengebiet enthält die heutige Klassifizierung der Berufe etwa 400 - 500 Berufsbenennungen"[20]. Es wird deutlich, wie weit insbesondere in der modernen industriellen Produktion die Arbeitsteilung in der Textilindustrie fortgeschritten ist. Berufsbeschreibungen wie Knopflochnäherin, Rohnäherin, Gummibandnäherin, Kettlerin, Bortennäherin usw. beschreiben die sehr eingegrenzten Tätigkeiten der Frauen, zu denen die allermeisten angelernt wurden. Die Bekleidungsnäherin stellt im Zollernalbkreis eine sogenannte 3-Stufen-Ausbildung dar: "Die 1. Stufe ist Bekleidungsnäherin (Anlernberuf), die 2. Stufe ist Bekleidungsfertigerin (2 Jahre) und die 3. Stufe ist Bekleidungsschneiderin (3 Jahre)"[21]. Der Beruf der Bekleidungsschneiderin wird von Weltz u.a. so charakterisiert: "Ein extremes Beispiel für die eingeschränkte Nutzung erworbener Qualifikationen im betrieblichen Einsatz ist der Beruf der Bekleidungsschneiderin"[22]. Dequalifizierter Arbeitseinsatz, sinnentleerte Tätigkeit und extrem hohe psychische und physische Belastung prägen den beruflichen Alltag der Näherin so nachhaltig, daß eine Identifikation mit diesem Beruf kaum möglich erscheint"[23]. Dazu tritt bei genauem Hinsehen die erstaunliche Tatsache, daß die angelernten Arbeiterinnen weitgehend die gleichen Tätigkeiten wie die ausgebildeten Näherinnen ausführen, z.B. Stoffteile zuschneiden oder bestimmte Stücke zusammennähen[24]. Es wird nun verständlicher, warum eine hohe Anzahl von Jungarbeiterinnen eine Ausbildung ablehnen: In der Reali-

tät des betrieblichen Alltags bedeutet Ausbildung hauptsächlich drei Jahre niedrigeren Lohn. Arbeiterinnen arbeiten darüber hinaus meist im Akkord (des öfteren wird dabei gegen Arbeitsschutzbestimmungen verstoßen, die dies erst ab dem 18. Lebensjahr zulassen) gegenüber den im Stundenlohn bezahlten ausgelernten Bekleidungsschneiderinnen[25].

Untersuchen wir nun genauer, wie die geschilderten Tätigkeiten sich auf die Jugendlichen auswirken. Zunächst noch ein Beispiel:

- Ute - Arbeiterin - wurde vor kurzem an eine riesige, ca. 20 m lange Druckmaschine "versetzt", in der T-Shirts bedruckt werden. Sie bedient mit einfachen Handgriffen die halbautomatische Maschine und kontrolliert deren reibungslosen Ausstoß von ca. 500 Stück in der Stunde. Die Arbeit ist monoton, man steht unter starkem Zeitdruck, man kann im Gegensatz zum Nähsaal mit niemanden reden, da sich niemand in der Nähe befindet. Häufiger ist ihr "zum Kotzen" zumute.

Ähnliche Arbeitserfahrungen werden von vielen Jugendlichen ähnlich beschrieben: Monotonie, Sinnentleerung, trotzdem hohe Belastung durch Zeitdruck und Anforderung nach präziser Arbeit, allgemein Stress kennzeichnen ihren Arbeitsalltag.

Insbesondere die Monotonie ("ich freue mich immer, wenn wir von grünen Hosen auf rote umstellen"[26]) wird von U. Volmerg[27] folgendermaßen analysiert: "Mit dem Zerfließen der Zeitstruktur wird ... das eindeutige Gegenüber von Subjekt und Objekt aufgelöst. Die Arbeitshandlung bringt keine wahrnehmbare Änderung hervor; das Objekt kehrt immer in demselben Zustand wieder; die Handlung ist sinnlos, da sie keine Veränderung bewirkt"[28].

Das zu bearbeitende Objekt verliert seine klare Struktur innerhalb von Raum und Zeit. Ist normalerweise unsere Identität in der Arbeit dadurch gegeben, daß das Handeln am Objekt Veränderungen innerhalb räumlicher und zeitlicher Dimensionen verursacht, negiert die Struktur repetitiver Teilarbeit diese Beziehung[29]. B. Volmerg weist nach, daß die Zerstörung einer sinnvoll abgestimmten Relation

Subjekt - Handeln - Objekt das "synthetisierende Organisationsgefüge des Selbst zersetzt"[30] und daß hierdurch die Ich-Organisation geschwächt wird. Die fragmentierte Arbeitserfahrung als Anhängsel an die Kreislaufbewegung der Maschine erzeugt psychische Zustände - Zerfließen der Ich-Grenzen, Schlafnähe usw. - die normalerweise als typisch für narzißtische Zustände gelten[31]. In der Tat bezeichnet B. Volmerg die durch den Regressionsdruck der monotonen, repetitiven Arbeit erzwungene Regression als vorübergehende narzißtische Störung[32].
U. Volmerg beschreibt sehr eindrücklich Abwehrformen, die von den Arbeiter/innen angewendet werden, um der Monotonie und den psychischen Übersättigungszuständen ("mir ist oft zum Kotzen zumute") wenigstens tendenziell zu entkommen[33]. Neben Versuchen, die vorgeschriebenen Tätigkeiten zu variieren, Tagträumen (Versuch, die Tätigkeit wie nebenbei laufen zu lassen), Versuche, Identifikationen im Kontakt zu Kollegen und Kolleginnen herzustellen[34] usw. spielt die "verbale und averbale Kommunikation" eine wichtige Rolle[35]: "Gespräche sind eine notwendige Unterbrechung des einförmigen Arbeitsablaufs. Wo sie möglich sind, helfen sie, Raum und Zeit zu strukturieren. Gespräche über Freizeit, die Familie und die Ereignisse außerhalb des Inudstriebetriebes füllen das Bewußtsein der Arbeitenden mit einer anderen Zeit aus, in der es Ereignisse, Veränderungen und Handlungsmöglichkeiten gibt ... Das Nachvollziehen oder Wiederholen der außerbetrieblichen Situation in den Vorstellungen füllt die abstrakte Arbeitszeit mit erlebter Zeit"[36]. Die Gespräche am Arbeitsplatz in der Fabrik, in der bis in sämtliche Einzelheiten das Geschehen in der Gemeinde "durchgehechelt"[37] wird, erscheint als (allerdings nur bedingt tauglicher) Abwehrmechanismus gegen die stumpfsinnige und sinnentleerte Tätigkeit[38].
Zieht man sämtliche in diesem Kapitel erwähnten Faktoren in Betracht, wird die von den Jugendlichen gezogene Konsequenz verständlich, nämlich ihre zentrale Lebensorientierung allermeist nicht aus der Arbeit zu beziehen. Wie versucht wurde darzustellen, wäre dies auch bei gutem

Willen zumindest für die Arbeiter/innen an niedrig qualifizierten Arbeitsplätzen mit ihrer tendenziell identitätszerstörenden Wirkung unmöglich. Arbeitszeit wird vielfach als dem Leben gestohlene Zeit charakterisiert. Die Jugendlichen lernen, den "zweckorientierten Bereich" ihres Lebens[39] sehr scharf von einem bedürfnisorientierten zu trennen, in dem sie andere Lebensmöglichkeiten anstreben[40]. Damit stellt sich aber der Umgang mit der Fragmentierung der Lebensbereiche und die tendenzielle Aufgabe einer alle gesellschaftlichen Anforderungen integrierenden Identität[41] mit voller Schärfe.
Allerdings zeichnen sich für den Arbeitssektor gewisse Hoffnungen wenigstens im Verhalten der Jugendlichen ab. Manche von ihnen haben die traditionelle patriarchalisch orientierte Autoritätsgläubigkeit überwunden und klagen ihre Rechte ein[42]. Die gewerkschaftliche Orientierung und Organisation gewinnt an Boden[43]. Viele Jugendliche lehnen es ab, im Akkord zu arbeiten und versuchen wenigstens auf diese Weise, ganz allmählich, auch mit der teilweisen Unterstützung einiger Jugendvertreter, einen kleinen Beitrag zur Humanisierung ihrer Arbeitswelt zu leisten[44].

8.2. Das Verhältnis der Jugendlichen zu Eltern, Familie und Dorfgemeinschaft

8.2.1. Familie und Eltern aus der Sicht der Jugendlichen

Jugendliche[1] charakterisieren aus ihrer Sicht die Funktion der Familie vielfach als "Dienstleistungsbetrieb" oder als Wohn- und Zweckgemeinschaft. Damit schätzen sie fern jeder Familienideologie die tatsächliche durchschnittliche Familiensituation sehr nüchtern und zutreffend ein.
Die Berufstätigkeit meist beider Elternteile - wie der Mehrzahl der Jugendlichen selber - beschneidet die Zeit, die für ein gemeinsames Familienleben übrig bleibt, besonders wenn Arbeits-, Ausbildungsplätze, Schule oder Berufsschule nur durch Pendeln[2] zu erreichen sind. Ein gemeinsames Mittagessen aller Familienmitglieder ist in den

meisten Familien nicht möglich, eher ein gemeinsames Abendessen. Einige Jugendliche berichten, daß sie eigentlich nur beim Sonntagsfrühstück (das oft als "überflüssige Zelebration nicht vorhandener Familiengemeinsamkeit" verhaßt ist, da es das Ausschlafen nach den Samstagabendvergnügungen verbietet) oder beim Sonntagmittagessen den Rest der Familie sehen. Besonders der Kontakt zum Vater scheint vielfach sehr reduziert. "Es kann sein, daß ich meinen Vater 2 Wochen lang nicht sehe." Die Müdigkeit nach der Arbeit schafft abends kein günstiges Verhältnis, um zu erzählen oder einander zuzuhören. "Man nörgelt oft aneinander herum und ist gereizt." Die Mütter - die Mitarbeit der Töchter fordernd - sind mit Haushaltsarbeiten beschäftift, nachdem sie eventuell für tagsüber auswärts beschäftigte (meist männliche) Familienmitglieder gekocht oder zumindest das Mittagessen aufgewärmt haben. Die Samstage werden vielfach mit Aufräumen und Putzen, Aufarbeiten des unter der Woche Liegengeblieben (durch die weiblichen Familienmitglieder), durch Autoputzen, Straßenfegen usw. (eher durch männlche Familienmitglieder) zugebracht. "Am Sonntag findet das Familienleben statt." Aber selbst am Sonntagnachmittag entziehen sich vorwiegend die älteren (über 16 Jahre alten) männlichen Jugendlichen den sie "anödenden" Familienunternehmungen. Voller Überdruß berichten die Jugendlichen z.B. von den Sonntagnachmittagsspaziergängen in ihrer Kindheit, denen sie jetzt glücklicherweise nach langen Kämpfen entkommen konnten.
Allerdings erleben die Kinder und Jugendlichen auch durchaus angenehme Formen der Geselligkeit und Gemeinsamkeit: Besonders gut gefällt Jugendlichen, wenn z.B. bei Verwandtschaftsbesuchen nach einigen geleerten Gläschen die Eltern (z.B. der Vater) plötzlich lustig werden und aus ihrer Jugend wilde Streiche erzählen. Ein Jugendlicher berichtet, wie er abends manchmal mit dem Vater und einigen Verwandten in der Wirtschaft Binokel spielt. Es gibt Väter, die mit ihren Söhnen Sport treiben (z.B. Tennis spielen). Einige Mädchen erzählen von gemütlichen Kaffeesonntagsnachmittagen mit der Mutter (während die "Männer" auf dem Fußballplatz stehen), die auch zum gegenseitigen Aus-

sprechen von Problemen genutzt werden. Als Vertrauenspartnerin - wenn es eine solche gibt - gilt in der allgemeinen Einschätzung der Jugendlichen (bei allgemein abnehmender Bedeutung der Eltern als Ansprechpartner gegenüber den peers) die Mutter, besonders für "delikate Probleme wie Freundschaften und Liebesdinge".
"Der Vater ist da völlig out", meint eine Jugendliche. Die bäuerliche Rollentrennung der Geschlechter wirkt sich aus: Der Vater trägt Verantwortung für die materielle Existenz der Familie, für die "harten" Dinge des Lebens, die Mutter ist (neben der Hausarbeit) zuständig für die "gefühlsbeladenen" Sektoren des Familienlebens.

Aus den Berichten von Jugendlichen über das Familienleben klingen ambivalente Tendenzen. Einerseits fallen Aussagen wie: "Unsere Familie ist nicht intakt, wir leben aneinander vorbei." Wünsche nach größerer Nähe, mehr gelebten Gemeinsamkeiten, Aussprachemöglichkeiten, Vertrauensverhältnissen, Geborgenheit, "Nestwärme" stehen andererseits Aussagen gegenüber, die genau dieses (zumindest verbal) ablehnen: "Ich erzähle daheim nichts. Ich will in Ruhe gelassen werden" usw. Jugendliche schotten sich ab, wenn sie glauben, von der Familie vereinnahmt zu werden, in ihrer keimenden Selbständigkeit durch gemeinsam getroffene (oder öfter: befohlene) familiäre Regelungen beschnitten zu werden. Hinter solchen Kommunikationsverweigerungen verbergen sich vielfältige Versuche Jugendlicher, sich aus der emotionalen Bindung an die Eltern zu befreien, z.B. die auch in körperlicher Nähe ausgedrückten vertraulichen Gesten des Kindseins zu überwinden[3]. Die Jugendlichen versuchen in der Regel, ihre gewachsene Einbindung in die psychische und emotionale Struktur der Familie zu lockern. Damit verändern sich in der Regel auch innerhalb des Systems der Familie die Rollenbeziehungen (im psychoanalytischen Sinn)[4]. Die Jugendlichen versuchen, eingespieltes Verhalten innerhalb des Familiensystems zu durchbrechen, sie definieren ihren eigenen Standort neu und erzeugen damit Unruhe und Konflikte. Die Lösungsmöglichkeiten dieser Konflikte hängen u.a. mit den "Bindungsmodi"[5]

der Kinder (Jugendlichen) an ihre Eltern zusammen. Der "sekundäre psychische Gewinn"[6], d.h. die Bedeutung der Figuren der Kinder bzw. Jugendlichen für die meist unbewußten Wünsche der Eltern - z.B. 1. eine Konstellation starker Bindung des "schwachen" Kindes an ein Elternteil, 2. eine "Kittfunktion" des Kindes für eine Ehe, 3. Ablehnung eines Kindes[7] - reibt sich mit den ambivalenten Bestrebungen der Kinder, einerseits den elterlichen Wünschen nachzukommen, andererseits aber aus den Verstrickungen des Familiensystems frei zu werden. Der Untertitel des Buches von Stierlin "Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter"[8] charakterisiert (wenn auch zu sehr auf die psychodynamischen Beziehungen reduziert) diesen Aspekt der Eltern-Kind/Jugendlichen-Beziehung treffend. Bei der Ablösungsproblematik darf bei aller Betonung der sekundären Überformbarkeit der in der Familie während der Primärsozialisation erworbenen psychischen Grundmuster nicht übersehen werden, daß allermeist unbewußte "Scripte"[9] (psychische Verhaltensprogramme, die in der Kindheit und auch gerade in den Pubertätskonflikten erworben werden) das Verhalten der Jugendlichen und späteren Erwachsenen prägen. "Ablösung" bezeichnet so einen lebenslangen Prozeß der Auseinandersetzung mit den Elternfiguren und dem Erbe der Sozialisation in einem komplizierten Geflecht von Ablehnungen, Identifikationen und Überformungen durch ständig neue Erfahrungen. Für die Jugendlichen und Eltern allerdings bleiben die angedeuteten psychischen Problematiken normalerweise verborgen[10].

Die Konflikte, von denen die Jugendlichen berichten, kreisen zentral um folgendes Thema:

Die Behinderung der Jugendlichen, ihre spezifischen subkulturellen Bedürfnisse ausleben zu können und statt dieser "Freiheit" permanent an von den Eltern gesetzte willkürlich erscheinende Grenzen zu stoßen. Dies wird

a) bei Aktivitäten im Elternhaus selbst erlebt und

b) in der Frage des abendlichen Ausgehens (in der jugendlichen Terminologie "fortgehen") und Nachhausekommens.

a) Jugendliche erleben ihre eigenen Zimmer oft als zu

klein und zum Musikhören (wegen zu starken Lärms für die anderen Familienmitglieder) und Empfang von Freunden ungeeignet. Auch in neugebauten Häusern wurden vielfach die Kinderzimmer im Vergleich zum oft riesigen Wohnzimmer zu klein konzipiert. Dazu tritt, daß (vorwiegend durch die Mutter) das Umstellen der Möbel oder das Anmalen nicht erlaubt wird. Unaufgeräumte Zimmer (die meisten Jugendlichen fühlen sich in "steril" geputzten und ordentlichen Räumen unwohl) führen zu heftigen Konflikten mit der Mutter, die sich oft auch für die Ordnung in den Zimmern der Jugendlichen verantwortlich fühlt.

b) "Fortgehen" bedeutet für die Jugendlichen, sich an für die Eltern relativ unkontrollierbaren Orten und in Gruppen (etwa) Gleichaltriger, also in der Jugendsubkultur, (vgl. Kapitel 8.3.) aufhalten zu wollen. Am Beispiel des "Fortgehen"-Dürfens läßt sich darstellen, wie der Status, Jugendlicher zu sein, gegenüber den Eltern oft geradezu erkämpft werden muß. Die Freiheit, fern der elterlichen Aufsicht abends auf Partys, in die Wirtschaft, in Discos usw. zu gehen, wird schon von Kindern erträumt. Manche Eltern gestehen vor allem den männlichen Jugendlichen nach der Schulentlassung oder nach dem 16. Geburtstag in der Tradition, den Jugendlichen in gewissem Sinne einen eigenen Status zuzubilligen (vgl. die Lichtstuben), längeres Ausbleiben zu. Die meisten Jugendlichen, vor allem die Mädchen, müssen sich gegen die Widerstände der Eltern durchsetzen; sie ertrotzen, erkämpfen sich das Fortgehen oder schleichen sich ohne Erlaubnis aus dem Haus und nehmen die Prügel, die sie erwarten, in Kauf. Manche Eltern versuchen weniger mit körperlichen Sanktionen, ihre Kinder "unter Kontrolle" zu behalten als mit sensiblen Erpressungsversuchen: Die Eltern liegen beim Nachhausekommen noch wach und appellieren an das schlechte Gewissen der Jugendlichen, die oft die ehrliche Besorgnis der Eltern als lästige "Überbehütung" und Mißachtung ihres schon "fast-Erwachsenen" Status ansehen.
Nicht nur das eigentliche Fortgehen, sondern die Bedingungen dafür (Geld, Mode, Fahrzeug, die Freunde, usw.)

stellen ständige Reibungsflächen dar - vor allem in noch sehr autoritär strukturierten FAmilien. Jugendliche behaupten einen - nicht beweisbaren - Unterschied zwischen einheimischen und zugewanderten Familien: Jugendliche (auch Jungen) aus "traditionell geprägten" Familien dürfen nur unter der Kontrolle älterer Brüder oder Verwandter "fort" und müssen auf die Sekunde pünktlich zuhause sein. Töchter werden möglichst lange gar nicht aus dem Haus gelassen, erst wenn sie von einem vertrauenserweckenden Jüngling ausgeführt werden, und dann am besten mit der Schwester als "Anstandsperson". Es scheint, daß zumindest die noch sehr stark konservativ geprägten Familien die verloren gegangene kollektive Kontrolle innerhalb der Kameradschaften (vgl. Lichtstuben), also der Gleichaltrigen, tendenziell zu ersetzen versuchen.
Die zentrale Bedeutung der (am liebsten außerhalb des Elternhauses verbrachten) Freizeit für die Jugendlichen unterscheidet sich grundlegend von den zentralen Orientierungen der Eltern. Traditionelle Haltungen wie "das Wichtigste am Leben ist die Arbeit und es zu etwas bringen (Haus, Auto, Zukunft der Kinder)" prallen auf genau gegensätzliche Aussagen der Jugendlichen: "Leben tue ich nur in der Freizeit". Den Eltern fehlt vielfach das Verständnis für die gegenüber ihrer eigenen Jugend auftretende "Vergnügungssucht", die sich z.B. auch in den Konsumgewohnheiten und Anschaffungswünschen der Jugendlichen äußert. Den Eltern gelingt es vielfach nur durch Erpressung, die bevorzugt die "Schwachstelle" der Jugendlichen trifft - den Geldmangel angesichts ihrer Wünsche nach Vergnügungen und Anschaffungen - die Jugendlichen kontrollierbar zu halten. Besonders die Mädchen sind von diesen Maßnahmen betroffen. "Wenn du jeden Abend den Tisch gerichtet und abgespült hast, erlauben wir dir, am Wochenende fortzugehen." "Wenn du von deinen Geld 1 000,-- DM (durch Konsumverzicht) abgespart hast, kaufen wir dir ein Auto." In Redensarten wie z.B.: "Du brauchst überhaupt nicht so viel fort, du bist ja kein Kerle" drückt sich die unreflektierte Tradition der Geschlechtsrolle aus, wie sie durch die bäuerlich-patriarchalische Lebenswelt geformt wurde. Die Vor-

stellung, daß die Tochter (und ihre Jungfräulichkeit) eine Art Kapital für den Ruf und das zukünftige Ansehen der Familie darstellt, steuert heute noch - obwohl durch die ökonomischen Verhältnisse und auch gewandelten Moralvorstellungen obsolet geworden - das Überwachungsverhalten gegenüber den Töchtern. "Die Kontrolle wird als Schutz definiert - den Gesetzmäßigkeiten des Patriarchats folgend, werden die zu Opfern sozialisierten Mädchen der männlichen Bedrohung vorübergehend entzogen"[11]. In Ermahnungen wie "Paß ja auf, du wirst wissen, was tu tust!" drückt sich (neben einem mangelnden Zutrauen in die eigene Erziehungsleistung) die Angst vor der "Schande" eines unehelichen Kindes für die Familie aus.
Die Ängste der Eltern werden stark durch den "Normalitätsdruck" gespeist (vgl. Kapitel 7.2.), der abweichendes Verhalten eines Familienmitgliedes durch die "Stigmatisierung" der Familie durch die Dorfgemeinschaft sanktioniert. Die unkontrollierten und unkontrollierbaren Jugendlichen stellen in ihrem Verhalten an ihren Treffpunkten (z.B. in der Wirtschaft) und in ihrem Aussehen (Haare, Kleidung) eine ständige potentielle Gefährdung des Ansehens der Familie in der Öffentlichkeit dar.
Selbst viele Jugendliche spüren die Selbstzensur, die aus der Antizipation des Verhaltens der Dorfgemeinschaft resultiert: Ohne selbst die Erwartungshaltungen der Eltern zu akzeptieren, fühlen sie sich außerhalb des Elternhauses - sogar auswärts - ständig beobachtet. Die internalisierte Selbstkontrolle reproduziert sich trotz einer nur noch bruchstückhaft vorhandenen Dorfsitte in gewissem Maße[12].
Gerade aber die in gewissem Umfang mögliche Reproduzierbarkeit der Mechanismen des Normalitätsdrucks und der internalisierten Selbstzensur unter den Jugendlichen bestärken die Eltern in ihrem "Unveränderbarkeitsmythos", im Glauben an die Möglichkeit, daß traditionelle Lebenskonzepte nach wie vor uneingeschränkte Gültigkeit (auch für die nächste Generation) besitzen müßten. Daher rührt auch die Vorstellung vieler Eltern, ihren Kindern die materiell optimaler ausgestattete eigene Vergangenheit als Zukunfts-

orientierung vermitteln zu wollen,[13] beispielsweise durch das Anschaffen einer Aussteuer für die Mädchen, die Vermittlung des Arbeitsethos, die Erhaltung der Arbeitskraft (durch die Verhinderung von "Ausschweifungen" in der Freizeit), die Anleitung zum Geldverdienen (vgl. 8.1.), den Bausparvertrag, das Hausbauen, die Heirat und Integration in das Gemeindeleben.
Die Jugendlichen lehnen einerseits die angebotene Zukunft der Vergangenheit, die unreflektierte Übernahme starrer Lebensmodelle aus der Tradition, ab: sie haben die Kosten z.B. des Arbeitsethos und des Hausbauens am eigenen Leib (beispielsweise in mangelnder Zuwendung durch die Eltern) erlebt; sie identifizieren sich so stark mit den "Errungenschaften" der Industriekultur, daß ihnen viele Einstellungen der Eltern als unverständlich erscheinen. Sie beklagen die starre Vorplanung und Verplanung des Lebens, die mangelnde Offenheit für individuelle Wünsche im Lebenskonzept der Eltern, deren Lebenssinn sich weitgehend an Arbeit, Haus, Besitz und Familie festmacht. Viele Jugendliche lehnen eine (frühe) Heirat ab, ebenso wie das Einziehen mit einer neugegründeten Familie in das selbst von den Eltern gebaute Haus. Die öde Routine eines bis zum Lebensende zwar gesicherten, aber festgelegten Leben erscheint ihnen eher als Alptraum.
Andererseits - und diese Gegentendenz kann sich innerhalb des gleichen Individuums entfalten - "verführt" die materielle Sicherheit, die die Eltern bieten können, zu einem Leben ohne Konflikte und harte Auseinandersetzungen mit den Eltern und den Sitten(-Resten) der Dorfgemeinschaft. Eine frühe Heirat bietet oft gerade den Mädchen die Möglichkeit, der elterlichen Kontrolle zu entkommen. Eine Identifizierung mit den konventionellen Lebensperspektiven (Arbeit, Haus, Familie) bietet scheinbar eine solide Grundlage für Integration in die Gemeinschaft und Aufstieg in ihr. Eine Zukunft in der Land-Gemeinde erscheint nur dann denkbar, wenn (bei einer vorsichtigen Revision bestimmter überlebter Vorstellungen und Haltungen) eine Anpassung an die darin gelebten dominierenden Wertvorstellungen vollzogen wird.

Die Biographien der Jugendlichen in den Landgemeinden sind bestimmt durch eine mehr oder weniger starke Auseinandersetzung mit den beiden skizzierten Tendenzen.
Die zentrale Problematik des Lebens auf dem Lande sieht ein großer Teil der Jugendlichen darin, daß ihnen ein Ausleben ihrer bunten jugendlichen Wünsche und Hoffnungen in den Landgemeinden weitgehend unmöglich gemacht wird. Sie sprechen deshalb häufig fasziniert von den Städten mit ihren "unbegrenzten Möglichkeiten", ohne diese real einschätzen zu können. Die Entscheidung stellt sich ihnen auch angesichts der Verwirklichung ihrer Lebensvorstellungen - und nicht nur der Ausbildungs- und Arbeitsplatzsituation - als Abwandern oder Anpassen. Das Leben in den Landgemeinden scheint ihnen keine anderen Alternativen zu bieten. Als Beweis führen sie andere Gruppen junger Leute an[14]: Sie werfen jung Verheirateten - jetzt Erwachsenen vor, sich allzu schnell an die konventionellen Erwartungen der Eltern angepaßt zu haben und ihre jugendlichen Wünsche und Hoffnungen aufzugeben oder verraten zu haben, durch "das Setzen ins gemachte Nest" korrumpiert worden zu sein. Solche Beispiele vor Augen - und vielleicht ihre eigene Zukunft - formulierte eine Jugendliche: "Wenn du heiratest, bist du erwachsen, dann hört das Leben auf"[15].

8.2.2. Jugendliche in der Dorfgemeinschaft

Die Beziehung der Jugendlichen zur Dorfgemeinschaft soll am Verhältnis zu zwei traditionellen Kommunikationsformen dargestellt werden: 1. in der Beziehung zur Dorfsitte und 2. zum "Gerücht".
1. Wie schon dargestellt wurde[16], haben die heutigen Jugendlichen keine Erfahrungen mehr mit der weitgehend geschlossenen Dorfsitte. Da die Interaktionsrituale des Grüßens, der Austausch kurzer Floskeln auf der Straße, Nachfrage- und Antwortspiel beim Einkaufen in den Geschäften usw.[17] nicht mehr in ihrem ursprünglichen Kontext und in ihrem Stellenwert für das kleinbäuerlich geprägte Dorf er-

fahren werden, werden sie von den Jugendlichen anders beurteilt als von den Erwachsenen. Ein Beispiel: Es ist noch heute üblich, wenn man in einem kleinen Laden tritt und es herrscht nicht zuviel Betrieb, mit der Verkäuferin (meist der Inhaberin) über den reinen Kontakt hinaus einige persönliche Worte zu wechseln. Ist man nicht als ständiger Kunde bekannt, kann man Fragen erwarten, die die Einordnung des Kunden in die sozialen Beziehungen der Gemeinde ermöglichen oder ihn als Fremden identifizieren sollen. Die älteren Leute gehen dabei mit großem Geschick vor. Die Jugendlichen nun (und auch Ortsfremde) erleben dieses alltägliche Ritual vielfach als unerwünschten Einbruch in ihre Privatsphäre. Sie definieren das Residuum der Dorfsitte als lästige Neugierde um und lehnen es ab, da sie den Einordnungsversuch in den sozialen Organismus als Kontrolle empfinden. "Die Leute fragen einen direkt aus, man weiß gar nicht mehr, was man sagen soll", sagt ein Jugendlicher. Für die Jugendlichen besteht kein existenziell wichtiger Grund mehr, über die sozialen Verhältnisse des Dorfes einen genauen Überblick zu haben, wie dies etwa bis zum Zweiten Weltkrieg notwendig war. Damit wandeln sich die Interaktionsformen der Jugendlichen, der traditionelle - nicht mehr funktionale - "Ballast" wird zum großen Teil abgeworfen oder als unverstandenes, angelerntes, eher inhaltsleeres Ritual weiter reproduziert. Überdies nehmen die sozialen Kontakte in der Routine des Alltages (außerhalb der Arbeit und Freizeit) ständig ab. Im Supermarkt wird der Kontakt anonymisiert, und wer aus Zeitersparnis oder Bequemlichkeit mit dem Auto oder Mofa durch die Gemeinde fährt, reduziert die potentiellen Kontakte auf der Straße. Die Generation der heutigen Jugendlichen bricht mit dem zumindest unter den Alteingesessenen üblichen Brauch, jeden auf der Straße zu grüßen[18]. Mit diesem - von den Erwachsenen als Kommunikationsabbruch definierten - Verhalten setzt sich die Aufsplitterung der ehemals überschaubaren Dorföffentlichkeit in viele Untergruppierungen[19] mit jeweils unterschiedlichen Interaktionsritualen und Normensystemen (teils eher traditionell, teils eher "urban" geprägt) fort.

Wir werden im nächsten Kapitel untersuchen, wie die Jugendlichen generell als spezifische Subkultur(en) - zumindest innerhalb ihrer Freizeit - in den Landgemeinden auftreten. Damit erscheint die Jugend den älteren Generationen als undurchschaubar, nicht einzuordnen in das soziale System, damit unkontrollierbar und tendenziell bedrohlich. Die Erwachsenen vermuten bei den Jugendlichen (vielfach zu Recht) eine Nicht-Akzeptanz herkömmlicher (ökonomischer) Machtverteilung in der Gemeinde und ein Infragestellen von traditionellen Privilegien, die auf dem Rücken einer machtlosen schweigenden Mehrheit ausgetragen wurden. Viele Jugendliche ihrerseits streben ein "authentisches", ehrliches Verhalten in der Öffentlichkeit an. Sie wollen sich gern so geben, wie sie sind und als solche akzeptiert werden, sie wollen sich nicht "verstellen", wie es die Dorfsitte mit ihren vorgestanzten Rollenvorschriften von ihnen zu verlangen scheint. Der Widerspruch zur gleichzeitig zu solchen Wünschen in den Jugendlichen wirksamen internalisierten Selbstkontrolle und dem Anpassungsdruck durch die Welt der Erwachsenen verstärkt die Tendenz der Jugendlichen, sich in der Öffentlichkeit möglichst anonym zu halten, sich der Kommunikation mit den Erwachsenen zu entziehen.

2. Mag dies bei der direkten (face to face-)Kommunikation möglich sein, sind die Jugendlichen den Gerüchten oder dem "Tratsch" wehrlos ausgesetzt. Zwei Beispiele:
a) Ein Jugendlicher sitzt nachs in seinem Zimmer im Untergeschoß des Elternhauses und blinkt mit dem Licht im Rhythmus der Musik, die er gerade anhört. Nach einigen Tagen kommt seine Mutter heim und fragt ihn, was er denn nachts für Experimente betreibe, wie er denn "Gasentladungen" in seinem Zimmer produzieren könne. Es habe gefunkt wie Weihnachtskerzen usw. Die Rekonstruktion des Weges, den dieses Gerücht in seiner Entstehung nahm, ergab, daß eine Nachbarin ihre etwas dramatisierten Beobachtungen einer Arbeitskollegin in der Fabrik mitteilte, diese wiederum der Mutter des Jugendlichen.
b) Ein anderer Jugendlicher bekommt am Montag von seiner

Mutter einen lückenlosen Bericht über sein teilweise etwas problematisches Verhalten am Sonntagnachmittag und -abend in einer Wirtschaft. Die Informationsquelle: Die Wirtstochter ist die Nachbarin der Mutter am Arbeitsplatz in der Fabrik.

Gerücht und Tratsch sind uralte Kommunikationsformen des (bäuerlichen) Dorfes. Daß vor allem Frauen unterstellt wird, diesen Formen besonders zu huldigen, hängt mit der traditionellen Rollenverteilung in der Arbeit zusammen. "... Frauen können sich nur dort treffen, wo sie auch arbeiten. Einen öffentlichen Versammlungsort für Frauen, der nichts mit ihrer Arbeit zu tun hat, wie etwa das Café, gibt es einfach nicht"[20]. Diese Rollenverteilung scheint sich in die Zeit der Fabrikarbeit herübergerettet zu haben und dort einen Funktionswandel zum eher ohnmächtigen Abwehrmechanismus gegen die Eintönigkeit der repetitiven Arbeit erlangt zu haben.
Eine wesentliche Charakteristik des Gerüchts innerhalb der Gemeinde stellt die ihm innewohnende Tendenz zur Dramatisierung banaler Alltäglichkeiten dar. Angesichts der Routine und Öde des (Arbeits-) Alltags werden auch von Jugendlichen brachliegende kreative Fähigkeiten und eigene (unterdrückte) Sehnsüchte und Wünsche nach einem bunteren und abwechslungsreicheren Leben in die Dramatisierung des Gerüchts investiert. Ursprüngliche Kontrollmechanismen - aus der Logik des "Not- und Terrorzusammenhangs"[21] erklärbar - blieben in ihrer untergründig wirksamen Weise gegenüber den Mitbewohnern der Form nach als Relikt erhalten und wirksam. Gerüchte unterstützen in ihrer fatalen Mechanik den Normalitäts- und Anpassungsdruck an die "öffentliche Meinung". Ein Abweichen von dieser ist bekanntlich mit starker sozialer Angst verbunden und wird von der internalisierten Selbstkontrolle erschwert. In vielfach bornierter, ja brutaler Art und Weise (z.B. in der Form des "Rufmords") blockiert der Tratsch Entwicklungen zu einem potentiell möglich gewordenen humaneren Umgang in der Gemeinde. Erstaunlicherweise erweisen sich Jugendliche nicht nur als vielfache Opfer von Gerüchten, sondern viele von

ihnen - obwohl sie die Tratscherei wortreich ablehnen - als Meister(innen) dieser zweifelhaften Kunst.

> "Erwachsene, die ihre Nasen von außen ans Fenster drücken, begreifen nicht richtig, was sie sehen; und Jugendlichen kümmert das nicht." (E. Shorter, Die Geburt der modernen Familie, S. 311)

8.3. Die Freizeit in der Jugendsubkultur auf dem Land

8.3.1. Übersicht über die Freizeitangebote auf dem Land

Blickt man in Prospekte, die von den Gemeindeverwaltungen der länglichen Orte - meist "Retortengemeinden" mit vielen Ortsteilen und einer "Kerngemeinde" - herausgegeben wurden, werden darin vielfältige Freizeitmöglichkeiten angeboten, so z.B.:
"Ozon-Hallenbad mit Sauna - Turn- und Festhalle - ...Sport- und Freizeit-Center mit moderner Tennisanlage, 6 vollautomatische Kegelbahnen ... - Kleingolf - Schießen - Wintersport - Skischule - Ferien auf dem Bauernhof ... - mehrere Wanderparkplätze mit reizvollen Rundwanderwegen - Waldlehrpfad ... - Heimatmuseum ... -"[1]. Darüberhinaus gibt es noch Gaststätten, einige Discotheken und einige wenige Kinos.
Welche Relevanz besitzen nun diese Freizeitmöglichkeiten für die Jugendlichen?
Die Jugendlichen besuchen zwar gern das Hallen- oder Freibad und bei Tanzveranstaltungen beispielsweise die Festhalle, kegeln manchmal und fahren im Winter Ski. Die bedeutendsten Orte, an denen die Freizeit verbracht wird, sind aber das eigene Zimmer oder das Wohnzimmer zuhause[2], Treffpunkte (früher vielleicht idyllisch am Brunnen oder unter der Dorflinde, heute) meist an zentral liegenden Straßenkreuzungen oder Plätzen, meist "Latschare" (oder

ähnlich) genannt[3]. Diese Treffpunkte haben eine wichtige Funktion für die Jugendlichen: Man verabredet sich dort, schaut unverbindlich vorbei, plant weitere Unternehmungen oder steht einfach herum und vertreibt sich die Zeit. Weitere wichtige Orte, in denen (vor allem im Winter) Freizeit verbracht wird, sind bestimmte Gaststätten, "Kneipen" genannt[4], in denen sich nachmittags z.B. auch Kinder aufhalten. Es gibt meist im eigenen Ort oder außerhalb bestimmte Lieblingskneipen, die je nach Angebot (Gemütlichkeit, Musik, Besucherstamm, Aufgeschlossenheit des Wirts oder des Bedienungspersonals) bevorzugt werden und die man auch von Zeit zu Zeit wechselt. Besondere Bedeutung haben dabei einige Kneipen, in denen ansprechende Musik geboten wird oder auch Discos, in denen man darüberhinaus tanzen kann. Um an diese bevorzugten Orte zu gelangen, sind Fahrzeuge notwendig und Absprachen, wer mit wem wohin fährt. Oft wird dies am "Latschare" ausgehandelt.

Besonders im Sommer werden attraktive Orte unter freiem Himmel bevorzugt (Feuerstellen, Brunnen, Seen, u.a.m.).

Insgesamt gesehen stehen den Jugendlichen hauptsächlich einige Möglichkeiten an Orten offen, die auf Konsum und Kommerz orientiert sind. Wenn Jugendliche ihre Freizeit innerhalb einer Gruppe selbst aktiv gestalten wollen, sind sie immer wieder auf die aufgezählten wenigen Möglichkeiten verwiesen, an denen eigene Gestaltung aber gerade nur begrenzt möglich ist. Beklagen Jugendliche diese Zustände, werden sie vor allem von offizieller Seite auf die Angebote der Vereine verwiesen.

8.3.2. Das Angebot der Vereine für Jugendliche

Untersuchen wir das Angebot der Vereine exemplarisch an einer (Kern-)Gemeinde mit ca. 5 000 Einwohnern.

Zunächst die Zahlen der 1978 aktiven Kinder und Jugendlichen, sowie der wöchentliche zeitliche Aufwand[5].

Verein	Aktive		wöchentlicher Zeitaufwand
	Kinder bis 14 J.	Jugendliche	
TSV		50	2mal wöchentlich
Fußballclub		110	ca. 4 Stunden
Skiclub	103	119	vor allem Wochenenden, im Winter Ausfahrten
DLRG		30	1 Stunde
Schwäbischer Albverein	20-30		
Feuerwehr		15	1mal 3-4 Stunden
DRK		2	
Musikverein		27	
Liederkranz		1	
Schachclub		4	2 Stunden
Vogelzüchter-verein		3	
Kolping		8	1mal wöchentlich
KJG	ca. 40		dto
Jungschar	ca. 25		dto
Junge Union		30	14-tägig 3 Stunden
	ca. 190	ca. 400	

Auf ca. 1 400 Kinder und Jugendliche im Alter von 8 bis 21 Jahren kommen also ca. 600 Vereinsmitgliedschaften (wobei keinerlei Aussagen über häufige Mehrfachmitgliedschaften möglich sind), bei den Jugendlichen zwischen 15 und 21 (ca. 800) sind es 400 Vereinszugehörigkeiten. Rechnet man die Mehrfachmitgliedschaften mit ein, sind bestenfalls ca. 30 % aller Jugendlichen in Vereinen organisiert. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Vereine verglichen mit der relativ ausgedehnten Freizeit der Jugendlichen nur ein sehr begrenztes zeitliches Angebot leisten können.

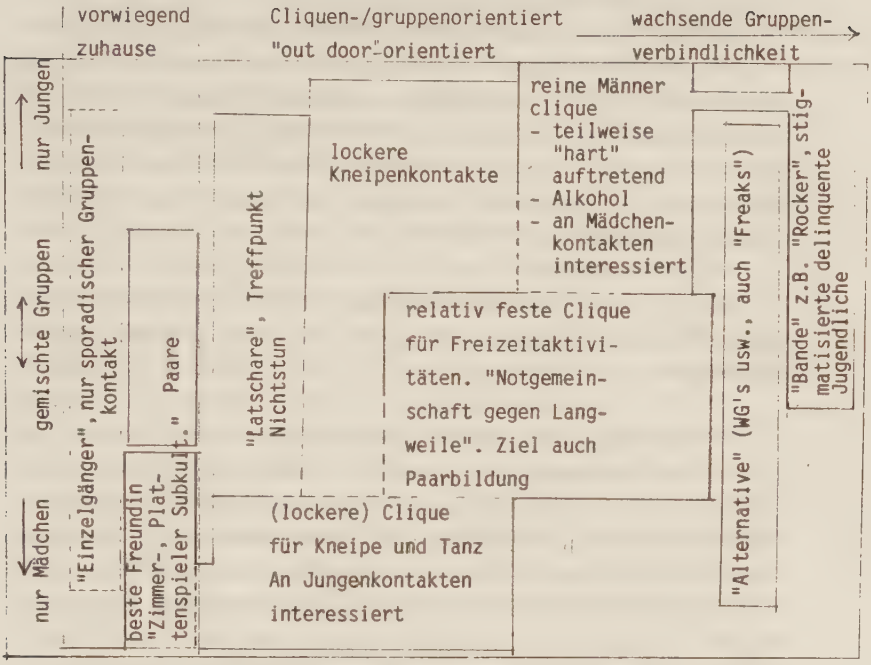
Die Jugendlichen schätzen in der Regel die Vereinsangebote - insofern sie nicht durch hohe Leistungsanforderungen (besonders im Sportverein) eher abgeschreckt oder durch autoritäre Führungsstile von Vereinsfunktionären vergrämt werden. Was beklagt wird, ist die Spzialisierung ausschließlich auf den Vereinszweck. Vereine sind in der Regel nicht dazu angelegt, das allseitige Spektrum jugendli-

cher Bedürfnisse abzudecken. Jugendliche Wünsche und Probleme werden in der Regel nicht umfassend thematisiert. So erleben z.B. Mädchen, daß sie von anderen Vereinsmitgliedern eher schief angeschaut werden, weil sie noch keinen Freund haben - wo sie doch vielleicht gerade mit der geheimen Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, in den Verein gegangen sind. Vereinsfunktionäre oder Jugendleiter fühlen sich überfordert, wenn Problemlagen aus Schule, Beruf oder Elternhaus auftauchen - falls Jugendliche es wagen, solche Themen überhaupt anzusprechen. Von dieser Einschätzung weichen am ehesten die kirchlichen Jugendverbände ab, die zumindest von ihren Ansprüchen und Programmen her die Lebenswelt der Jugendlichen thematisieren wollen. Problemjugendliche (z.B. aus randständischen "Außenseiterfamilien" stammend oder delinquente Jugendliche), für die eine Stütze der Gemeinschaft notwendig wäre, können äußerst selten in Vereinen integriert werden. Ausländische Jugendliche finden sich vereinzelt vor allem in Sportvereinen, wenn sie durch körperliche Fitness "konkurrenzwürdig" werden.

8.3.3. Exkurs: Die Jugendsubkultur auf dem Lande. Einige theoretische Überlegungen.

Im Vergleich zu der nur begrenzten Funktion offizieller Freizeitangebote besitzen Formen der Geselligkeit, die sich unter den Jugendlichen selbst entwickelt haben, eine weit größere Bedeutung.
Die Freizeit der Jugendlichen der ländlichen Region spielt sich vorwiegend in vielfältig strukturierten und unterschiedlich festen Gruppen ab. Von stark familienzentrierten "Einzelgängern" abgesehen, verbringen die meisten Jugendlichen ihre Freizeit schwerpunktmäßig in einer der im folgenden Schema grob skizzierten Gruppenformation, wobei Jugendliche auch zwischen mehreren Gruppen pendeln können[6].

Gruppenformation der Jugendsubkultur auf dem Lande



Die spezifische Gruppen- und Aktivitätsformen der jugendlichen Subkultur auf dem Lande - wie sie in der Skizze angedeutet wurden - müssen in ihrer Bedeutung für die Jugendlichen an hand einiger theoretischer Überlegungen[7] nun zunächst noch genauer analysiert werden, bevor sie in ihrer Vielfalt beschrieben werden können[8].

Eingebettet in den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsprozeß wandelten sich - wie gezeigt wurde[9] - auch die Formen der Jugendkultur. Nach dem Untergang der durchgängigen Bedeutung der Lichtstuben und Kameradschaften und bestimmten Übergangs- und Mischformen entwickelte sich auch auf dem Lande seit den 1950er und 60er Jahren nicht zuletzt unter dem Einfluß einer an Bedeutung gewinnenden Kulturindustrie eine weitgehend eigenständige, durch Eigengesetzlichkeiten und eine gewisse Abschottung[10] gegenüber der Kultur der Erwachsenen ("Stammkultur") gekennzeichnete Jugendsubkultur[11]. Diese Jugendsubkultur kämpft ständig

um ihre soziale Anerkennung gegenüber der von ihr als dominierend erfahrenen Erwachsenenkultur[12].
Genausowenig wie die Erwachsenenkultur auf dem Land eine in sich völlig homogene Struktur besitzt, kann man von einer einheitlichen ländlichen Jugendsubkultur sprechen; diese besteht vielmehr aus vielfältigen Strömungen und Ausdifferenzierungen in unterschiedliche Gruppen(vgl. Skizze) und Verhaltensweisen, die in diesem Kapitel teilweise beschrieben werden sollen.

Die Bedeutung der Jugendsubkultur auf dem Lande für ihre Mitglieder, die Jugendlichen, kann in fünf Punkten umrissen werden:

1. Jugendliches subkulturelles Verhalten tritt latent in allen Institutionen auf, mit denen Jugendliche zu tun haben (Schule[13], Arbeitsplatz, Elternhaus usw.). In besonderer Weise aber erhoffen sich Jugendliche in ihrer Freizeit als erlebtem, manchmal erkämpftem Freiraum[14] gegenüber den Erfahrungen in Schule und am Arbeitsplatz einen kollektiven wie individuellen Ausweg aus dem Druck der Institutionen, die die Jugendlichen mit divergierenden Ansprüchen verwirren und ihre spezifischen Bedürfnisse vielfach mißachten.

2. "Die latente Funktion der Subkultur besteht darin, die Widersprüche, die in der Stammkultur verborgen oder ungelöst bleiben, zum Ausdruck zu bringen und zu lösen"[15]. Als Reflex auf die sich in der ländlichen Umwelt abbildenden gesellschaftlichen Widersprüche und Brüche versuchen die Jugendlichen, sich in einer eigenen Teil- oder Gegenwelt einzurichten. In der Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten (ökonomische Strukturen, Traditionen, Industriekulturelementen) versuchen sie in den Formen der Jugendsubkultur eine Wirklichkeit zu konstruieren, in der sie wenigstens tendenziell ihre eigenen Bedürfnisse entwickeln und ausleben können. Die Jugendsubkultur kann so als Symptom der von den Jugendlichen erfahrenen gesellschaftlichen und regional spezifisch gebrochenen Defizite und Widersprüchlichkeiten begriffen werden.

3. In der Jugendsubkultur versuchen die Jugendlichen, aus einigermaßen konsistenten Wertvorstellungen, Verhaltensweisen und Bewußtseinsinhalten wenigstens eine Teil-Identität innerhalb ihrer Freizeit aufzubauen[16]. "Die Jugendkultur bietet einerseits eine kollektive Identität und stellt andererseits eine Bezugsgruppe dar, die den Rahmen für die Entwicklung einer individuellen Identität abgibt - einer Identität, die scheinbar (magically) frei ist von den Rollenzuweisungen des Zuhauses, der Schule und des Arbeitsplatzes"[17]. Auch Griese spricht von "Jugendgruppen und Teilkulturen" als "Identitätswerkstätten"[18].
Für die Jugendlichen auf dem Land beinhaltet das Anstreben einer (Teil-) Identität eine ständige Auseinandersetzung mit den Mechanismen des Normalitätsdrucks und der damit verbundenen Gefahr einer ständigen Selbstzensur[19] der eigenen Wünsche und Ziele. In der Jugendsubkultur versuchen Jugendliche, "sie selber zu sein", sich von den Ansprüchen der Erwachsenen und den ihnen unverständlichen Sittenresten abzukoppeln und demgegenüber eigene Wertsysteme zu entwickeln, zu leben und nach außen zu verteidigen[20].

4. In jugendlichen Subkulturen finden sich - oft unerkannt, oder als "privatistisch" oder "unpolitisch" verleumdet - utopische Elemente im Sinne Blochs. Die Jugendlichen "kleben nicht am Realen", sondern versuchen in Umdeutungen, in der Kreation alternativer Verhaltensstile, selbst im Konsum, die "Tatsachen" ihrer Umgebung zu "überfliegen"[21]. Dies geschieht allerdings meist in "magischen" Formen, d.h. daß Lösungen auf Ebenen (z.B. in kollektiven Freizeitunternehmungen) gesucht werden, die der Ebene der tatsächlichen Verursachung nicht entsprechen[22]. "Es gibt keine 'subkulturelle Lösung' für Arbeitslosigkeit der Arbeiterjugend, ihre Benachteiligung in der Bildung, die Fehlerziehung, die man ihr zwangsweise zukommen läßt, ihre aussichtslosen Jobs, die Routinisierung und Spezialisierung ihrer Arbeit, die geringe Bezahlung und den Verfall ihrer Fähigkeiten"[23]. Die Jugendlichen können zwar nicht in die Verursachungsbedingungen dieser Probleme eingrei-

fen, sie können aber in den verbliebenen Nischen des Vergesellschaftungsprozesses (vor allem in der Freizeit) Gegengewichte setzen. In den Aktivitäten und Formen der Subkultur sind vielfältige Wünsche, Fantasien, Antizipationen einer besseren Welt (primär für das Individuum selber, aber durchaus auch für Freunde oder gar die Menschheit) - Elemente von "Weltverbesserung"[24] - eingeschlossen und werden konkret realisiert und erfahren: z.B. in gelungenen Aktivitäten, Freundschaft, Solidarität usw. Insofern stellt die Jugendsubkultur ein kollektives Experimentierfeld für den Prozeß der Realisierung wenigstens von "kleinen" Utopien dar gegenüber der ansonsten oftmals erfahrenen Ohnmacht angesichts starrer, unwandelbar scheinender Strukturen in der Erwachsenenwelt (Stammkultur). Diese wesentliche Funktion jugendlicher Subkultur wird oft unterschätzt, wenn der Blick nur auf spektakuläre Verhinderungen in Form von (Selbst-)Zerstörung, Aggression und latentem Faschismus gerichtet bleibt.

5. Die Jugendlichen entwickeln innerhalb ihrer verschiedenen Subkulturströmungen eigene Stile. "Was den Stil ausmacht, ist die aktive Stilisierung, die aktive Organisation von Objekten mit Aktivitäten und Ansichten, welche eine organisierte Gruppen-Identität in Form einer kohärenten und eigenständigen Daseinsweise in der Welt produzieren"[25].
"Stil" bedeutet eine spezifische Aneignung der Umwelt durch die Jugendlichen. Elemente der Umgebung (Waren, Orte, Bewußtseinsformen, Wünsche usw.) werden in einer bestimmten Weise "zusammengebastelt" ("bricolage"[26]). Aus der "Matrix des Bestehenden" wählen die Jugendlichen Objekte und Bedeutungen aus, transformieren diese in andere Bedeutungsmuster und neue Kontexte, die ihren Bedürfnissen entgegenkommen[27]. Ein Beispiel: Motorräder (oder auch Mofas) haben zunächst einmal gerade auf dem Land einen Gebrauchswert als Fortbewegungsmittel. Neben der Faszination des technischen Objektes fungiert das Motorrad aber darüber hinaus als Träger von Träumen, Wünschen beispielsweise nach Geschwindigkeit, Ferne, aber auch Gruppenzusammenge-

hörigkeit, gemeinsam erlebten Abenteuern usw. So wie um das Motorrad bilden sich um viele Objekte (z.B. Kleidung, Musikanlage), Erscheinungsbilder (Frisur, Schmuck usw.), Haltungen (körperlicher Ausdruck, Körpersprache) und Jargons (spezielles Vokabular usw.)[28] "Bedeutungshalos", die in ihrer Gesamtheit nur von den Mitgliedern der Subkulturströmungen verstanden werden.
Wurden bisher in der Literatur vorwiegend Stilschöpfungen "origineller" Jugendsubkulturen (Rocker, neuerdings Punks), die aber gleichzeitig nur Minderheitencharakter innerhalb der Jugend besitzen, untersucht, soll hier im folgenden der Versuch gemacht werden, die weit weniger spektakulären Subkulturformen und Stile von Jugendlichen auf dem Land genauer zu beschreiben.
Als Besonderheit der Stilformen ländlicher Jugendlicher gilt, daß sie vielfach eher Kopien städtischer Vorbilder darstellen als originäre Schöpfungen. Aber schon in der "bricolage" städtischer Stilelemente (die auf Reisen aufgeschnappt werden oder über die Medien, teilweise als Elemente der kommerziellen Jugendkultur in ländliche Regionen vordringen), verbirgt sich ein wichtiger Aspekt ländlicher Jugendsubkultur: die Sehnsucht nach der Stadt - Stadt als Metapher für Freiheit und "unbegrenzte Möglichkeiten" gegenüber der dörflichen Enge und Begrenztheit.

8.3.4. Formen der Jugendsubkultur auf dem Land: Orte, Gruppe, Aktivitäten.

Die Freizeitgestaltung innerhalb der Jugendsubkultur spielt sich ab - wie schon kurz angedeutet - an bestimmten Orten und in unterschiedlichen Gruppenformationen.

Aktivität durch den Ort vorprogrammiert ↑ ↓ offene Gestaltungsmöglichkeit

Orte		Aktivitäten
Zuhause:	eigenes Zimmer Wohnzimmer	vorwiegend Zuhause: "Pärchen" "Freundinnnen"
Outdoor: "Offizielle Angebote"	Verein Kino Schwimmbad usw Festhalle (Tanz, Konzert) Kneipe Disco (Jugendhaus[30]) "Latschare" "Bude" im Freien	vorwiegend outdoor: offene "Latschare-Gruppe" lockere Kneipenclique (lockere) Mädchenclique Männerclique feste gemischte Clique "Alternative" "Bande"

Ein Rahmen für die Aktivitäten der Jugendlichen ist durch die Anwesenheit bestimmter Gruppen an bestimmten Orten vorgeprägt.
An einigen Beispielen sollen vor diesem Hintergrund einige wesentliche Aspekte der Jugendsubkultur auf dem Lande dargestellt werden[31].

1. Langeweile

"Immer ist alles gleich, jede Woche bleibt alles gleich". "Der Sonntagnachmittag ist lahm, man geht höchstens auf den Fußballplatz oder spielt eine Runde Billard". "Man macht eigentlich gar nichts, alles hängt einem zum Hals heraus." "Wir wissen nicht, was wir machen sollen. Uns fällt nichts ein. Man martert sich das Gehirn, was man tun könnte. Meistens sitzt man dann lasch herum." "Es kann sein, daß ich bloß nach Hechingen stoppe, dreimal ums Rathaus laufe und wieder heimstoppe."

Aus diesen Äußerungen Jugendlicher wird deutlich, daß die oft beklagte Öde und Gleichförmigkeit z.B. in Schule und Arbeit von den Jugendlichen auch in der Freizeit erfahren wird. Von Anforderungen frei zu sein, beinhaltet nicht automatisch die Fähigkeit, diese Freiheit gestalten zu können. Die Jugendlichen erfahren in der Langeweile eine

Diskrepanz zwischen eigenen Wünschen nach Abwechslung, interessanten Erlebnissen, Spannung, neuen Erfahrungen in der Gemeinschaft oder peers und den begrenzten Angeboten und Möglichkeiten zur Selbstgestaltung in ihrer ländlichen Umwelt. In dieser Diskrepanz werden die Jugendlichen mit ihren eigenen Bedürfnissen als Erfahrung eines meist nicht präzise formulierbaren Mangels konfrontiert. Um in eine als befriedigend erlebte Situation einzumünden, benötigen die Bedürfnisse "Kristallisationspunkte", konkrete Anknüpfungspunkte in der Umwelt. Die vielfältigen Elemente der Jugendsubkultur - von denen einige dargestellt werden - stellen ganz unterschiedlich ausgestaltete Versuche dar, die empfundene latente Mangelsituation auszufüllen.

2. "Latschare"[32]

Der offene, räumlich über längere Zeit konstante allgemeine Treffpunkt, den jede ländliche Gemeinde kennt, nimmt unterschiedliche Funktionen wahr: a) Treffpunkt für verabredete Aktivitäten zu sein, die dort ihren Ausgangspunkt nehmen und b) Versammlungsort für eine (oder mehrere) meist locker formierte Gruppen darzustellen. Hier soll uns die zweite Funktion beschäftigen.
Der "Latschare" ist ein Ort für das "Nichtstun"[33]. Man steht herum, redet miteinander, "macht sich an", blödelt, versucht, irgendeinen möglichst ansteckenden Unsinn zu reden oder anzustellen, z.B.: Man packt ein Mädchen, zieht ihm einen Schuh aus und wirft sich diesen unter allgemeinem Gelächter gegenseitig zu, während das "Opfer" auf einem Bein durch die Pfützen hüpft. Wenn es gelingt, irgendeinen "Flip" zu erfinden, auf den alle abfahren, ist wenigstens für eine kurze Zeit eine lustige "action" geboten - etwas, wonach sich alle sehnen, worauf alle warten: nämlich, daß irgendetwas passiert. Der "Latschare" ist im günstigsten Fall der Ort der spontanen Aktivitäten, öfter allerdings ein Ort, an dem mangels irgendwelcher anderer Alternativen auf meist nicht sehr attraktive Wei-

se die Zeit verbracht - "totgeschlagen" - wird. Auch am "Latschare" droht die Langeweile. Zielloses Kreises mit Mofas, Demontage von Bänken oder Blumenkästen: die aufgestaute Energie, die sich in Aktivität entladen will, verpufft.
Die Latscharegruppe nimmt noch weitere Aufgaben wahr. Dazu zählt die Darstellung des Individuums vor der Gruppe. Die eigene Persönlichkeit - witzig, gutaussehend usw. zu sein - und der Besitz - Mofa, Motorrad, das am 18. Geburtstag von den Eltern geschenkte nickelnagelneue Auto usw. - werden vor den anderen Jugendlichen insziniert.
Im Verhalten der anderen erwartet der einzelne Jugendliche eine Spiegelung seines Auftretens und So-Seins. Auch in der Vorführung der (neuesten) originellsten Stilkomponenten in Kleidung, Make-up, Redensarten, Witzen, Gag-Produktionen der Industriekultur (z.B. Mini-buttons) wird eine "bricolage" von Elementen vorgeführt, die in den gegenseitigen Reaktionen der Jugendlichen aufeinander den Charakter von Experimenten mit Bausteinen der zu entwickelnden Identität gewinnen.
Als letzte Funktion der "Latschare"-Gruppe soll die "Einweihungs"-Funktion kurz beschrieben werden. Die Jüngeren, oft schon 12-Jährige, geraten am "Latschare" zum ersten Mal in Kontakt mit Formen der Jugendsubkultur. Hier lernen sie den Stil in Verhalten und Aussehen kennen, der in der Region gerade "in" ist. Hier können sie in der eigentümlichen Zwischenphase nicht-mehr-Kind, noch-nicht-Jugendlicher Identifikationsmuster entwickeln. Die Latschare-Gruppe bietet wenigstens ab und zu das Gefühl, dazuzugehören, vielleicht auch Spaß zu haben, ohne in der Kneipe zuviel Taschengeld opfern zu müssen. Insbesondere für das Geschlechtsrollenverhalten der Subkultur werden dabei frühzeitig Verhaltenstendenzen eingeübt: Mädchen, meist begleitet von der besten Freundin, nähern sich schüchtern, bewundernd, den starken "Typen", warten, bis sie "angemacht", angesprochen werden, während die "starken Kerle" sie - in dazu komplementärem Verhalten - absichtsvoll übersehen, während sie die Wirkung ihres Imponiergehabens aus dem Augenwinkel beobachten.

3. Kneipen

Jugendliche bevorzugen Kneipen, die ihnen in ihrem Angebot entgegenkommen, z.B. dadurch, daß die "richtige" Musik läuft, möglichst Spiele (Flipper, Billard, Telespiele) vorhanden sind, andere Jugendliche die gleiche Kneipe "gut" finden, die Wirtsleute "in Ordnung" sind, kurz, daß die Atmosphäre "stimmt". Diese Ansprüche der Jugendlichen an die recht zahlreichen Wirtschaften in den Dörfern werden nur von einem kleinen Teil der "Kneipen" erfüllt. In der Regel wenden sich die Wirtschaften in Aufmachung und Stil primär an die Erwachsenen. Normalerweise wird quirliges, lautes jugendliches Verhalten in diesen "etablierten" Wirtschaften nur in Grenzen toleriert. Überdies wird jede Wirtschaft mit einem bestimmten Besucherstamm (z.B. von Vereinen) assoziiert, mit dem man sich in gewisser Weise identifiziert, wenn man das jeweilige Lokal besucht. So werden Kneipen genau ausgewählt. Oft liegen sie außerhalb des Heimatorts, wodurch die Fahrporbleme durch Absprachen, Trampen oder im besten Fall durch das eigene Fahrzeug bewältigt werden müssen.
Gewisse Aktivitäten in Kneipe und Latschare ähneln sich: In der Kneipe sitzt man zusammen, erzählt sich Neuigkeiten (aus den Erlebnissen des Tages von Schule und Arbeitsplatz, wer mit wem geht, neueste Gerüchte usw.), versucht Blödsinn zu machen, und - was eine Besonderheit der Kneipe darstellt - spielt dazwischen eine Runde Karten oder Billard, Flipper oder läßt sich von den sich allerorts verbreitenden Telespielen faszinieren.
Es ist möglich, als Einzelner in eine lockere Gruppe integriert zu werden oder als Paar oder Clique das Angebot der Kneipe wahrzunehmen.
In den Kneipen kann beobachtet werden, wie für viele Jugendliche Gemütlichkeit, Stimmung, Entspannung - kurz: angenehm verbrachte Freizeit mit Alkoholkonsum verbunden ist. Ohne sich vorschnell auf monokausale Zusammenhänge festzulegen, kann behauptet werden, daß neben den inkonsistenten Ansprüchen von Ausbildung und Elternhaus der

diffus erlebte Mangel an Erlebnisqualitäten in ihrer Freizeit Jugendliche verführt, auf irgendeine Art "angetörnt" zu sein, rauschhafte Zustände anzustreben, ob mit Hilfe von lauter Musik, Alkohol oder Drogen[34]. Die Kneipe stellt einen der wichtigsten Orte dar, an dem solche rauschnahen Zustände kollektiv erreicht und ausgelebt werden können. In dieses Bild paßt, daß hauptsächlich in Kneipen auch Drogengeschäfte getätigt werden. Werden Drogen aus Angst vor Razzien auch nicht direkt konsumiert oder seit langem nicht mehr direkt unter dem Tisch übergeben, spielen sich doch die dazu dienenden Absprachen über Nachschubmengen und Preise inmitten einer "harmlosen" Kneipenrunde ab. Nur Eingeweihte verstehen, daß im folgenden "unverfänglichen" Zwiegespräch neuerdings wieder gerade unter "jüngeren" Jugendlichen stark in Mode kommende LSD-Trips von beträchtlichem Wert gedealt werden: Ein Mädchen geht aus seiner Clique an den Nebentisch und spricht einen Jungen an: "Hast du was?" Antwort: "Ja, ich schmeiß dir's morgen in den Briefkasten. Den Rest machen wir nächste Woche wieder hier."[35]

4. Die gemischte Clique

"Clique" bedeutet laut Wörterbuch "Sippschaft", "Gelichter",[36] "Klüngel"[37], kennzeichnet also eine abwertende, sogar bedrohliche Tendenz. Die jugendlichen Cliquen, die sich durchgängig auch selbst so bezeichnen, meinen mit dem Begriff nicht (selbst-)stigmatisierende Aspekte, sondern eher "Verschworenheit", Zusammengehörigkeit, Eigenständigkeit gegenüber Außenstehenden, vor allem Erwachsenen. Damit ist ein wichtiges Merkmal von Cliquen angedeutet: die relativ verbindliche, auf Kontinuität angelegte Gruppenstruktur. Die geschlechtsgemischte Clique stellt für die meisten Jugendlichen auf dem Land die ideale, anstrebenswerteste Formation dar, in der die Freizeit verbracht werden kann. Sie wird im allgemeinen als das tauglichste selbstorganisierbare Mittel gegen Langeweile angesehen. Neben der potentiellen Gewährleistung einer im

Rahmen der gegebenen Möglichkeiten der ländlichen Umwelt einigermaßen befriedigend gelösten Freizeitsituation bietet die gemischte Clique die Möglichkeit, noch weitere wesentliche Bedürfnisse, die die peers aneinander richten, zu befriedigen. Dazu zählen eine nicht nur oberflächlich verbal geäußerte, sondern real praktizierte Solidarität (die bei der Organisation des leidigen Fahrproblems beginnt und bis zur moralischen oder finanziellen Unterstützung in Schwierigkeiten reicht) und die Bedürfnisse nach Freundschaft, Eros, Liebe, Sexualität. Vielfach bilden sich in und aus Cliquen Paare, die sich dann zeitweise aus der Gruppe zurückziehen können, die Clique aber meist gerne weiterhin als Medium verwenden, Abwechslung in die Freizeitgestaltung auch mit dem gefundenen Partner zu bringen.

In der sich stets neu stellenden Grundfrage der Clique: "wie verbringen wir heute auf möglichst interessante Weise unsere Freizeit?" und der tatsächlichen Lösung dieser Aufgabe entwickeln und manifestieren sich in der Gruppe sowohl Gruppenstile wie individuelle Fähigkeiten und Verhinderungen (Organisationstalent, Fähigkeit bei der Ideenproduktion, Sinn für Atmosphäre, aber auch Querulantentum, Überängstlichkeit usw.). Machtstrukturen werden erfahrbar - bleiben manchmal unwandelbar fixiert - , Entscheidungsprozesse bilden sich heraus (z.B. demokratisches Abstimmen über Vorschläge), Lösungen in Konfliktfällen müssen in der Regel so gewählt werden, daß die Clique nicht gesprengt wird, wodurch die Mitglieder die schützende Hülle der Gruppe verlieren würden. Vielfach findet diese Geborgenheit in der Clique auch Ausdruck in Symbolen (Name, Kleidungsstücken, eigenen Slangausdrücken, in die, symbolisch verkürzt, gemeinsame originelle Erlebnisse eingegossen sind, usw.).
Die Gruppenformation der gemischten Clique bildet eines der bedeutendsten sozialen Erfahrungsfelder für die Jugendlichen auf dem Lande, sowohl was die Hoffnung auf eine angenehme verlebte Freizeit anbetrifft, wie die Erfahrungen mit Gruppenstrukturen und mit sich selber. Die

gemischte Clique stellt für ländliche Jugendliche die "Identitätswerkstatt"[38] par excellence dar.

Nach dieser Skizze der Binnenstrukturen und der allgemeinen Bedeutung der Clique nun einige Beispiele, in denen Aktivitäten der Jugendlichen genauer beschrieben werden:

"Manchmal fahren wir raus, nehmen einen Kasten Bier und Teppiche mit und setzen uns auf eine Wiese." "Wir machen am See ein Feuer, baden, gurgeln uns einen rein und schlafen unter freiem Himmel." "Wir fahren irgendwo hin und schauen, was los ist, setzen uns vielleicht in die Kneipe. In B. gibt es eine Kneipe, die hat tatsächlich eine Schnapskarte...". "Einmal sind wir zum Skifahren übers Wochenende auf einer Hütte in O. gewesen. Das war toll, abends hat der B. an der Bar einen springen lassen, da waren mal kurz 150,-- DM weg. Einmal im Monat kann man sich das erlauben." "Manchmal planen wir auch länger voraus, z.B. wenn's aufs Cannstatter Volksfest gehen soll." "Einmal haben wir uns abends um 1/2 11 Uhr ins Auto gesetzt und sind einfach nach Tübingen (35 km) gefahren, bloß ein Eis essen und dann wieder heim." Eine andere Clique fährt regelmäßig mit Mofas auf Feldwegen entlang der neugebauten Autobahn bis zu einer tristen Autobahnraststätte.

An den Äußerungen von Jugendlichen fällt die ständige Mobilität auf, zu der sie durch die räumlich weit gestreuten Angebote oder vermuteten Attraktionen gezwungen sind. Diese Angebote werden oft zwar als unbefriedigend erlebt, man wird mangels Alternative aber doch meist auf sie zurückgeworfen. Bestimmte Orte, an die man Erwartungen knüpfte (z.B. Musikkneipe, Disco) werden immer wieder aufgesucht. "Nur selten aber hat es etwas gebracht. Dennoch bleibt die Sehnsucht, es so oft wie möglich zu versuchen, da man ohne die Gewißheit, dort gewesen zu sein, das in der Provinz typische Gefühl hat, etwas versäumt zu haben ..."[39].

Neben vielen zwiespältigen, oft unbefriedigenden Erfahrungen gelingt es Jugendlichen aber auch, interessante Gestaltungsmöglichkeiten zu entwickeln. Ein gutes Bei-

spiel dafür stellen die "Buden" dar.
"Im 3-stöckigen Haus der Eltern von P. haben wir uns im Keller eine Bude eingerichtet. Wir haben eine Bar gebaut. Wir können uns dort treffen, Musik hören, abends gemütlich beieinander sitzen, billig Bier trinken und unsere Fêten feiern..." "Aber mit der Zeit wird's wie in der Wirtschaft." In einer anderen Gemeinde in der Nähe von Haigerloch haben fast alle Cliquen ihre Buden, z.B. umgebaute Hühnerställe, die mit Matratzen usw. ausgelegt wurden. Die Räume sind meist sehr klein und eng, aber doch eigene Produkte der Jugendlichen. Der selbstgeschaffene, eigentümliche, oft originelle Charakter der Buden erzeugt eine starke Identifikation der Jugendlichen mit diesen Räumen. Die "Buden" als cliqueneigene, selbstgestaltete Rückzugsmöglichkeiten der Jugendlichen stehen in gewisser Weise in der Tradition der Lichtstuben (die gerade in der Gegend um Haigerloch bis in die 1950er Jahre bestanden), die bekanntlich ebenfalls wesentlich durch den autonomen, von den Erwachsenen abgeschotteten Erfahrungsraum gekennzeichnet werden.
Es scheint, daß die Jugendlichen, hauptsächlich in der Subkulturformation der Clique, wie sie skizziert wurde, zumindest in der Tradierung gewisser Elemente die Lichtstuben beerbt haben, wobei bestimmte Bedürfnisse - innerhalb der peers in gewisser Weise autonome Strukturen zu entwickeln - gleichzeitig den modernen Verhältnissen angepaßt und von der Industriekultur inhaltlich durchsättigt wurden.

5. Die Mädchen-Subkultur

M. Brake beschreibt die Subkultur der etwa 10 - 15-jährigen Mädchen: "Die Welt dieser Mädchen ist einfach zu charakterisieren; es bedarf nur eines eigenen Zimmers, eines Plattenspielers und einer Freundin[40] ... Die Kultur dieser Mädchen spielt sich innerhalb der vier Wände des eigenen Zimmer ab. Hier treffen sich die Mädchen, hören Musik

und zeigen sich gegenseitig, wie man sich schminkt. Sie üben Tanzstile ein und prüfen kritisch, wie sie sich sexuell entwickelt haben. Auch Kleidung wird begutachtet, und ohne Klatsch geht es sowieso nie ab."[41] In diesem Zitat sind treffend wesentliche Elemente auch der ländlichen Mädchen-Subkultur angesprochen[42]. Die Mädchen halten sich im Durchschnitt mehr als Jungen zuhause auf und treten dort wie an anderen Orten (Latschare, Kneipe usw.) sehr häufig mit der besten Freundin auf. Die jeweils besten Freundinnen stellen ein bedeutendes, typisches Element der kleinsten Gruppe jugendlicher Subkulturen dar. Die Freundin ist Vertrauensperson für (intime) Geheimnisse, sie spiegelt in der Interaktion mit ihr, wie man selber ist, sie bedeutet eine wichtige moralische Stütze, fungiert als Bündnispartnerin, Mitverschworene. Bei bestimmten Gelegenheiten scharen sich mehrere Freundinnenpaare zusammen zu einer relativ offenen Clique. Besonders bei Tanzveranstaltungen oder in Discos haben solche Cliquen die Funktion, Jungen aufmerksam zu machen, diesen aber gleichzeitig in der schützenden Gruppe nicht rückhaltslos ausgeliefert zu sein. Die Mädchenclique stellt in solchen Situationen eine Art abgefedertes, abgesichertes Sprungbrett in amouröse Abenteuer dar. Innerhalb der Gruppe werden Annäherungs-, Aufforderungsstrategien diskutiert und mit schelmischen oder verzweifelten Blicken nach Gelingen oder Mißlingen kommentiert. Sehr wortgewandte Mitglieder dieser Clique - der gängige Ausdruck dafür: "ein Maul wie ein Schwert" - wimmeln mit dieser weiblichen Waffe auch mißliebige Annäherungsversuche von Jungen ab.

In der Mädchenclique finden wir die letzten Überreste der wenigen traditionellen Frauenbünde. Die herkömmliche Fesselung ans Haus erschwerte gegenüber den weit mehr out-door-orientierten Männern eine kontinuierlich organisierte Solidargemeinschaft unter Frauen[43]. In den skizzierten Verhaltensweisen erhielten sich Reminiszenzen der kollektiven Partnerwahl, die sich zunehmend zu einer nicht öffentlichen, ausschließlich individuellen Angelegenheit wandelte.

An einigen Beispielen aus Gesprächsprotokollen sollen wichtige Inhalte der Freundinnen- und Mädchencliquen-Subkultur noch etwas plastischer werden:
"Am Sonntagnachmittag, wenn alle anderen fort sind, hocke ich mit der F. im Wohnzimmer oder in meiner Bude. Wir gucken Fernsehen oder spielen was oder schwätzen halt." Mädchen-Themen sind: "Kerle, Schule, Betrieb, Musik. Man schwätzt halt, was einem grad einfällt." "Zusammen sind wir früher (in der Mädchenclique) immer ins Kino oder ins Eiscafé. Dann hat es in der Clique Krach gegeben, weil zwei einfach nicht mit Kerlen umgehen konnten, die haben sie immer so blöd angequatscht. Dadurch waren sie dem Rest von uns im Weg. Die Clique hat sich dann gespalten. Heute gehen wir ins Konzerte, in den "Schwanen" (Musikkneipe) oder zum Tanzen." "Wenn's mal Krach mit den Eltern gibt, dann erzählt man's sich (der Freundin oder in der Clique). Und es ist ganz gut, wenn man dann sagen kann 'Bei mir wars auch so'." "Für mich ist's ganz wichtig, daß ich Kontakte hab, in denen ich meine eigenen Probleme an den Mann - oder halt genauer - an die Frau bringen kann."

6. Resumé (Orte, Gruppen, Aktivitäten)

Welche Bedeutung müssen nach Ansicht der Jugendlichen auf dem Land gegeben sein, damit sie eine befriedigende Freizeitsituation erleben können?
Folgende Bedinungen können angegeben werden:

1. Äußere Rahmenbedingungen

Die Jugendlichen wünschen sich sowohl bezüglich der Orte wie der Gruppen eine gewisse Variationsbreite. Unterschiedlich strukturierte Orte müssen vielfältige Anregungen, Anstöße, Attraktionen, Gestaltungsmöglichkeiten bieten. Ebenso muß der Personenkreis und die Gruppenstruktur innerhalb der peers differenzierte Möglichkeiten zu Kontak-

ten bieten, muß also etwa die Isolation in einer Zweierbeziehung oder Clique verhindern. Die Erwartungen der Jugendlichen orientieren sich zentral an der Vermeidung von Langeweile, Routine, ewig gleicher Abläufe.
In der Vorstellung der Jugendlichen auf dem Land sind solche Bedingungen in idealer Weise "in der Stadt" verwirklicht. In der Stadt, in der angeblich "immer was los ist", scheinen ihnen die Mängel der Freizeitbedingungen, wie sie sie in ihrer ländlichen Umwelt erfahren, aufgehoben.

2. Inhaltliche Rahmenbedingungen

In den Gruppen und an den aufgesuchten Orten müssen "Kristallisationspunkte" angelegt sein, die dem Bündel vielfältiger, teilweise auch divergierender Bedürfnisse der Jugendlichen Ansätze zu befriedigenden Aktivitäten ermöglichen und in denen gleichzeitig die Entwicklung neuer Bedürfnisse angelegt sind[44].
Diese noch allgemein formulierte Bedingung wird plastischer, wenn wir vier Felder von Aktivitätsstilen unterscheiden, in denen Jugendliche diese Bedingung zu realisieren versuchen.

2.1. Ungeplante, spontane, sich zufällig ergebende Aktivitäten. Dazu zählen Aktivitäten, deren Ziel und Zweck nicht von vorneherein exakt definiert sind, also dem "Zeitvertreib" dienen, wie z.B. geselliges Beisammensitzen in einer Kneipe, das "Nichtstun" am Latschare, Blödsinn machen und reden, gemeinsames "Abfahren" auf Flips usw.
2.2. Konsumieren eines vorgefertigten Angebots wie z.B. Musik, im Konzert usw. oder Kino ("passive Aktivität"[45]).

2.3. Ernsthafte Gespräche über wichtige Themen, insbesonders die Aufarbeitung von Erlebnissen, Konflikten, Problemen, aber auch Reflexion über drängende Zukunftsfragen und (philosophische) Fragen zur eigenen Existenz.
2.4. Geplante, (selbst oder von anderen) strukturierte Aktivitäten, bei der sich Gruppen von Jugendlichen auf

einen gemeinsam definierten Inhalt in einem kontinuierlichen Prozeß einlassen[46]. Zu dieser Kategorie zählen ganz unterschiedliche Aktivitäten wie gemeinsam spielen, tanzen, Sport treiben, filmen, Theater spielen, wandern, gemeinsam verreisen usw. Selbst beispielsweise im Eingehen einer Liebesbeziehung gewinnt diese Kategorie Bedeutung.

Inwieweit sind nun diese skizzierten Rahmenbedingungen für eine befriedigende Freizeitgestaltung auf dem Lande gegeben?
Insbesondere Bedingung 1 (bezüglich der Variationsbreite attraktiver Orte) ist angesichts der mangelhaften, regional weit gestreuten Freizeitangebote für Jugendliche nur begrenzt erfüllt. Es fehlen (trotz der teilweise verbreiteten "Buden") autonome, gestaltbare Räume. Dieser Mangel wird von den Jugendlichen unablässig beklagt. Die in den letzten Jahren entstandenen Jugendinitiativen in vielen Gemeinden sind der sichtbare Ausdruck dieses Versuchs, dieses Mangels Herr zu werden.
Wenn Jugendliche beispielsweise Jugendräume fordern, die nicht nur für einzelne isolierte Cliquen zugänglich sein sollen, sondern für eine breite Mehrheit aller Jugendlichen eines Ortes, drückt diese Forderung auch implizit Bedürfnisse aus, darin bestimmte Inhalte (2.) verwirklichen zu können. Aus der tagtäglich erlebten Freizeitsituation ist den Jugendlichen bekannt, daß die Beschränkung auf spontane, ungeplante Aktivitäten und auf das Konsumieren von Angeboten (2.1. und 2.2.) auf Dauer zu Überdruß und Unzufriedenheit führt. Viele Jugendliche wollen deshalb gern aktiv werden, "etwas machen". Sie suchen nach Anstößen, Anregungen, Aufgaben (vgl. 2.4.). Viele Versuche, die darauf hinzielen, bleiben allerdings schon in Ansätzen stecken, geäußerte diffuse Wünsche werden von Erwachsenen und anderen Jugendlichen vom Tisch gewischt. Zu viele Jugendliche haben noch nie die Erfahrung gemacht, daß ihre Ideen umsetzbar sind. Häufiges Scheitern an mangelnden Möglichkeiten und eigenem mangelnden "Know-how" und bewußte Verhinderungen von konkurrie-

renden Cliquen, Eltern oder Dorfpolitikern[47] führen zu dem vielverwendeten Satz: "Man kann ja doch nichts machen." Manche "jüngere" Jugendliche äußern nicht einmal Resignation, ihre Erwartungshorizonte sind so niedrig, daß sie dazu tendieren, sich in der gegebenen Misere unzulänglicher Freizeitbedingungen gemütlich einzurichten.

Die Existenz vielfältiger Strukturen jugendlicher Subkulturen auf dem Lande, wie sie in diesem Abschnitt beschrieben wurden, darf nicht vortäuschen, daß sich Jugendliche damit optimale Instrumente zur Bewältigung ihrer Lebenssituation geschaffen hätten. Die Problemkreise, die aus anderen Erfahrungssektoren (Schule, Arbeit, Elternhaus, Tradition usw.) in die subkulturellen Strukturen hereingetragen werden, rumoren unablässig und sind nur begrenzt bearbeitbar. Sie erzeugen jedoch Leidensdruck und projezieren wenigstens tendenziell Horizonte jenseits erfahrener unlösbarer Widersprüche auf Hoffnungen einer optimal gestalteten Freizeitsituation - in Strukturen jenseits von Entfremdung und Unterdrückung.
So versuchen Jugendliche (oft unbeholfen und sich selbst im Weg stehend), sich Klarheit über sich selbst zu verschaffen (2.3.) oder wenigstens in Ansatzpunkten (wenn auch dabei behindert und oft scheiternd) Kreativität und Fantasie, Gerechtigkeit und Anerkennung in Freizeitaktivitäten (2.4.) als Gegengewicht gegen die entfremdete Arbeit in Schule und Betrieb zu verankern. Trotz prinzipiell eingeschränkter Kapazität der Jugendsubkultur, die erfahrenen gesellschaftlichen Widersprüche zu lösen[48], müssen solche insgesamt noch zu unbedeutenden Ansätze von außen, d.h. durch Formen organisierter Jugendarbeit auf dem Land unterstützt und weiterentwickelt werden, indem diese autonome, gestaltbare Räume zur Verfügung stellt und ständig Kristallisationspunkte für neue Erfahrungshorizonte bietet[49].

8.3.5. Die Auseinandersetzung der Jugendsubkultur mit Gegebenheiten der ländlichen Umwelt: Tradition und Enge (Fünf Beispiele)

Elemente der Jugendsubkultur auf dem Land, wie sie bisher beschrieben wurden, mögen in Erscheinungsbildern den Formen städtischer Subkulturen durchaus gleichen. Daran wird deutlich, daß in gewisser Weise Stadt und Land - schon die Problematik der Abgrenzung beider Begriffe weist darauf hin[50] - ähnliche Kulturströmungen hervorbrachten, die besonders nach dem 2. Weltkrieg durch den Prozeß der beinahe allumfassenden Vergesellschaftung aller Lebensbereiche eine Nivellierungstendenz erkennen lassen.
Die folgenden Skizzen stellen Beispiele für Schattierungen der ländlichen Jugendsubkultur dar, die sich entweder aus dem Einbau ("bricolage") traditioneller Elemente ergeben, die als Reaktionen auf spezifische Erfahrungen dörflicher Enge begriffen werden können oder sich in (teilweise) abweichendem Verhalten Ventile für verschüttete Potenzen suchen und sich dabei ländlicher Sozialstrukturen bedienen.

1. Dorftanz

Im Dorftanz treffen zwei Grundelemente zusammen:
1. Formen traditioneller Feiern innerhalb der Dorfgemeinschaft, besonders auch der Jugendlichen und
2. Formen der modernen Jugendsubkultur, insbesondere aus der Pop- und Rockmusik.

Der Dorftanz führt viele der normalerweise zerstreuten Cliquen, Gruppen und auch Einzelgänger des Dorfes und der Umgebung zusammen. Er stellt einen Nach-Schein der traditionellen Tanzbelustigung des bäuerlichen Dorfes dar, als bei bestimmten Festen (Fastnacht, 1. Mai, Kirchweih), vor allem aber bei den öffentlichen Hochzeiten in der Regel auch Erwachsene[51] das Tanzbein schwingen. Der Herausbil-

dung einer von Erwachsenen weitgehend unverstandenen Subkultur nach dem 2. Weltkrieg im Prozeß der Desintegration der traditionellen Dorfgemeinschaft entsprechen bestimmte Entwicklungen zur Form des heute praktizierten Dorftanzes: die Jugend bleibt heute weitgehend unter sich und vergnügt sich längst nicht mehr bei der für Jugendliche wie Erwachsene gleichen Tanzmusik, die meist vom örtlichen Musikverein gespielt wurde.
Die Musik auch des Dorftanzes sind Pop und Rock, die in ihren vielfältigen Stilrichtungen in der Freizeit der Jugendlichen fast allgegenwärtig geworden sind. Die Bedeutung dieser Musik spannt sich im Freizeitalltag vom Konsum neben anderer Tätigkeiten her bis zum intensiven Zuhören und sich Hineinversenken. "In meinem Zimmer höre ich Musik fast immer allein ... Ich gehe so richtig in die Musik rein und vergesse alles um mich rum. Um diese Musik zu verstehen, muß man auch voll drin sein. Sie ist voller Spannung und Geheimnisse, die man nur versteht, wenn man von Anfang bis Schluß zuhört ..."[52]. Die Band beim Dorftanz wird nach ihrer Meisterschaft in der Beherrschung dieser Form der Musik beurteilt: ob sie "Stimmung" erzeugt, mitreißt, den Körper zu Schwingungen, Bewegungen reizt, ob sie Lieblingsstücke des Publikums gut "trifft".

"Meist sitzen wir herum, quatschen oder machen Blödsinn ... Manchmal geht dein Körper so leicht mit, du spürst die Bewegung, manchmal reißt es dich vom Stuhl, du tanzst, wild oder ruhig, manchmal allein, manchmal zu zweit oder mit mehreren. Aber du tanzst nicht mit einem Typ, um ihm zu zeigen, wie du das bringst, sondern weils Spaß macht, dich so zu bewegen. Wenn der oder die anderen da mitmachen, ist das dufte ... Es kann sehr schön sein, beim Tanzen aufeinander einzugehen, du brauchst den anderen dazu gar nicht zu kennen, das ist dabei unwichtig[53]. Über Musik und Bewegung hinaus bietet der Dorftanz eine Vielfalt sozialer Kontakte: "alle sind da", man trifft sich, redet, versucht Beziehungen zu knüpfen, betrinkt sich, handelt vielleicht auch Drogen, zettelt zu späterer Stunde Schlägereien an. In keiner anderen Form jugendlicher Subkultur tritt die ganze Vielfalt an Sitten, Gruppen

(auch Altersgruppen), Umgangsformen, Geschmacksnuancen der ländlichen Jugendsubkultur an einem Ort gleichzeitig auf den Plan. Keiner anderen Subkulturform gelingt es, für eine ähnlich große Anzahl von Jugendlichen in gleicher Weise attraktiv zu sein. So stellt der Dorftanz in seiner heutigen Gestalt eine gelungene Transformation kollektiver Feier-Bräuche (als Orte der Selbst-Darstellung des dörflichen sozialen Organismus) in eine kollektive Zelebration der modernen Subkultur der Jugendlichen auf dem Land dar. Formen der bäuerlichen Welt werden beerbt und so mit neuem Leben ausgefüllt, daß eine befriedigende Synthese für die Jugendlichen erreicht werden konnte[54].

2. Freundschaft und Liebe

Eines der zentralen Probleme, das sich den Jugendlichen stellt, ist die Suche nach Freund oder Freundin. Die Versuche, Erfahrungen im Bereich von Eros und Liebe zu sammeln, bestimmen als geheime Antriebsfeder vielfältige Formen der Jugendsubkultur, z.B. die Bildung gemischter Cliquen, den Besuch bestimmter Orte wie die Disco oder den Dorftanz, aber auch die Gestaltung von Kleidung und Aussehen, von traditionellen Verhaltensweisen wie "männlichem" Imponiergehabe oder "weiblicher" passiver "Wartehaltung".

An einem sicherlich nicht repräsentativen Beispiel wird an Hand einer Gesprächsnotiz[55] eine problematische Endphase einer Liebesbeziehung dargestellt. Dabei soll deutlich werden, in welchen komplexen Rahmen unterschiedlicher Erwartungen, auch traditioneller, unreflektierter Ansprüche eine Freundschaft zwischen Jugendlichen auf dem Land eingespannt sein kann. "Thomas (19) kommt jeden Abend zu Susi (17) nach Hause. Susi sitzt meist kribblig in ihrem Zimmer, Thomas und Susis Mutter in der Küche. Susi soll weiter mit Thomas gehen, obwohl sie nicht mehr will, meinen die beiden übereinstimmend. Susi ist immer

schuld, wenn Thomas einen Scheiß baut: z.B. in R. beim Tanz wollte er sie gewaltsam in sein Auto ziehen, nachdem sie auch nicht mit ihm um die Festhalle herum spazierengegangen war. Dabei warteten Ulli und einige andere im Auto, um Susi heimzufahren. Ulli rief den Vater von Susi an, der Susi dann abholte. Susis Mutter hat sie schon mit dem Schuh verhauen, weil sie den Thomas dauernd plagt, indem sie sich ihm verweigert. Thomas hat schon einen Bauplatz und könnte jederzeit heiraten. Susi: 'Man kann nicht vernünftig mit ihm reden'. Thomas hat Susi schon mal gepackt und ihr den Kopf zu ihm hingedreht und geschrien: 'Schau mich an'. Er läßt sie nicht in Frieden. Es ist längst nicht mehr wie früher, als sie richtig ineinander verschossen waren und sie sich prima verstanden und aufeinander eingehen konnten. Ab und zu schwätzt sie wieder mit ihm (um des lieben Friedens willen), aber das ist auch keine Lösung. Thomas geht dauernd auf vermeintliche Nebenbuhler los, obwohl er sich bloß blamiert dabei. Die Mutter wird von ihrer Verwandtschaft unterstützt. Sie redet nicht mehr mit Susi. Der Vater sagt: 'Das ist deine Sache'. Sie wird immer zur Schuldigen gemacht, sie ist auch schuld an dem, was der Thomas 'erleidet', weil sie nichts mehr von ihm wissen will und daran, daß die Mutter sich furchtbare Sorgen macht und daß der Frieden im Haus beim Teufel ist.
Thomas will immer vor dem Fernseher hocken und läßt nur gelten, was er selber will. Er will Susi ganz für sich haben. Wenn er seinen Willen gehabt hat, ist er zufrieden, sonst läßt er nicht locker. Susi scheint ziemlich verunsichert, sie war nicht einmal hundertprozentig sicher, ob sie den Thomas total ablehnen soll, weil das für sie schwierige Folgen daheim hat. Wir[56] haben ihr den Rücken gestärkt. Ulli gibt ihr moralischen Rückhalt und hilft ihr, so gut es geht, über die Runden."

Analysiert man die Aussagen der Gesprächsnotiz, kann man mehrere Ebenen eines komplexen Geflechts unterscheiden, in dem sich das Mädchen zu verstricken drohte:

a) Susi auf der Suchè primär nach einer erfüllten Liebesbeziehung, sekundär auch nach einem Freund als Prestige-"Objekt", der auch als Fahrer zu Tanzvergnügungen usw. geeignet ist. (Ebene der Bedürfnisse der Jugendlichen, die in subkulturelle Bearbeitungsversuche einmünden).

b) Thomas braucht eine "Frau" als Prestige- und Sexualobjekt. In seiner Vorstellung gehört eine Frau dem Mann. Sie kann u.U. mit Gewalt zur Raison gebracht werden. (Ebene tradierter patriarchalischer Vorstellungen und Verhaltensweisen, auf die aus mangelnder Konfrontation mit anderen, "humaneren" Verhaltensmustern immer wieder zurückgegriffen wird).

c) Die Mutter will für ihre anfangs noch jungfräuliche Tochter eine "gute Partie" erreichen. Der erträumte Schwiegersohn erfüllt Bedingungen: er versteht sich mit der Mutter, besitzt im Bauplatz ein gutes Kapital auf eine Zukunft in der Gemeinde (Ebene der Versorgungs-Vorsorge für die nächste Generation in der Tradition bäuerlichen Denkens).

d) Das Kalkül von Mutter und erträumten Schwiegersohn mißachtet die Interessen und Wünsche der Tochter. Die Tochter stört in ihrer "Vermessenheit", einen eigenen Willen haben zu wollen, die über sie hinweg gesponnenen Pläne. Sie wird zum Störenfried definiert und ist in Gefahr, diese Rollenzuschreibung selbst zu übernehmen (Ebene der traditionellen weitgehenden Einpassung in Lebenspläne, vor allem für Frauen, die primär den Zielen der anderen dienen und die Tendenz, in der Identifikation mit den vorgegebenen Rollenausprägungen die eigene Identitätsbildung verkrüppeln zu lassen).

Das Beispiel zeigt, wie schwierig es sein kann, eine Beziehung über eine Zeit glückhafter Liebeserfahrungen zu einer stabilen Beständigkeit zu führen, in der neben der Tolerierung der persönlichen Eigenarten angesichts traditioneller Ansprüche eine Entwicklung der Persönlichkeit zu einer Ich-Identität noch möglich bleibt. Es zeigt den Zusammenstoß von Verhalten, das aus traditionellen Quel-

len gespeist wird (nach der das Verhalten der Menschen in weitgehend unwandelbar festgelegten Bahnen vorgeschrieben war) mit dem Versuch, einen individuellen, eigenständigen, nur aus den persönlichen Bedürfnissen heraus legitimierten Weg einzuschlagen.

3. Territorialverhalten. Reisen

Die Konkurrenz von Nachbargemeinden um die knappen ökonomischen Ressourcen prägte im Bauerndorf die Beziehungen zwischen den Menschen aus unterschiedlichen Orten. Reste dieser Rivalität bezüglich des Besitzes, also von Grund und Boden und auch der Frauen klingen in Formen jugendlichen Territorialverhaltens[57] bis heute nach. So werden bis heute die Nachbardörfer mit (meist unverstandenen) Spott- und Schimpfnamen belegt, die allerdings meist eher im Spaß, als "Anmache" verwendet werden und nur noch in extremen Situationen (z.B. unter Alkoholeinfluß) Anlaß zu Schlägereien zwischen Jugendlichen aus benachbarten Gemeinden geben.
Trotzdem kann es heute noch geschehen, daß beispielsweise das Interesse eines Jungen aus einer Industriegemeinde an einem Mädchen aus einem noch bäuerlich strukturierten Nachbarsort als "Wildern in fremdem Revier" ausgelegt wird. Es kann geschehen, daß er bei einem nächtlichen Besuch mit derben oder groben Späßen rechnen muß, so daß ihm von Mitgliedern der Clique des Mädchens das Fahrrad demontiert wird, um ihn zu einer mehrstündigen nächtlichen Fußwanderung zu zwingen.
Ein weiteres Beispiel, an dem deutlich wird, in welchen Aktivitäten und Identifikationsmustern sich früher durch reale materielle Gegebenheiten entstandene nachbarliche Rivalitäten widerspiegeln, sind die "Lokalderbys" der sportlichen Wettkämpfe, z.B. der Fußballspiele. Hierbei treten die jugendlichen Spieler als Identifikationsfiguren für das kollektive Bewußtsein, Einwohner eines bestimmten Dorfes zu sein, in Widerstreit mit denen des Nachbarortes. Neben der mehr oder minder guten Qualität des sportlichen Inhalts bieten solche Veranstaltungen

eines durch die Wettkämpfer stellvertretend ausgefochtenen Kampfes mit den Nachbarorten eine eigentümliche Faszination.
Diese letzten Überreste einer traditionellen Abgrenzung gegenüber den nachbarlichen Konkurrenten in der ländlichen Jugendsubkultur verlieren ihre Relevanz allmählich, nicht zuletzt durch die Organisation des Schulbesuches teilweise schon der Grundschüler, die in Mittelpunktschulen mit den Kindern der Nachbargemeinden in der gleichen Klasse sitzen. Im Bewußtsein der Jugendlichen löst sich die ehemals zentrale Bedeutung der örtlichen räumlichen Begrenzung auf die Heimatgemeinde auf - auch aufgrund der gewachsenen Mobilität - zugunsten eines vielfältigen sozialen Beziehungsgeflechts (Kontakte in Schule, am Arbeitsplatz, Freundschaften, Cliquen, wichtige Treffpunkte), das sich über eine ganze Region streut. Wird damit einerseits tendenziell die Enge des eigenen Dorfes und die Abgrenzung gegenüber den anderen gesprengt, finden die Jugendlichen andererseits tendenziell in der gesamten Region überall gleichartige - sich nivellierende - Strukturen vor, die ihnen vielfach als langweilig und öde erscheinen. Eine Alternative kann also weniger im Nachbarort der ländlichen Region gesucht werden als vielmehr in der Stadt. Da die Erfüllung aller offenen Wünsche aus dem Umfeld der ländlichen Jugendsubkultur in der Stadt gegeben erscheint, wird sie besucht, um Platten oder Kleidung kaufen zu können, um die "weltoffene" Atmosphäre genießen zu können usw. Die Stadt - z.B. Tübingen - besitzt für die Jugendlichen am Rand der Alb eine Funktion als Nachschubstation für Importe der neuesten Elemente der Jugendsubkultur, z.B. in Verhalten, Mode, Geschmack, Stil, sehr oft an Hand importierter Waren.
Andere wichtige Formen der Mobilität der Landjugendlichen stellt der Besuch von Konzerten - dafür werden oft Hunderte von Kilometern gefahren - und gemeinsame Urlaubsreisen dar. In den Urlaubsreisen von Cliquen - entweder z.B. komfortabel in eigenen Pkw's oder in einer fast Non-Stop-Fahrt mit Mopeds an den Gardasee - wird das Gemeinschaftsleben der Clique in eine neue, attraktive Umgebung

exportiert. Dabei fällt auf, wie unvermutet gerade bei großer räumlicher Distanz in der Freiheit von den Zwängen der Dorfgemeinschaft häufig Probleme von daheim erzählt, diskutiert, bearbeitet werden. Diese blickerweiternde Funktion einer gemeinsamen Urlaubsreise steht in ihrer Bedeutung vielfach gleichrangig neben der mehr oder weniger gestillten Sehnsucht nach Abenteuern in der Ferne.

4. Die "Fahrzeug-Kultur"

Da die Jugendlichen auf dem Lande in vielfältiger Weise auf Mobilität angewiesen sind, haben sie sich eine vielfältige Teilkultur der Fahrzeuge geschaffen. Das liebevoll ausgestattete Fahrrad - in den letzten Jahren vielfach das Rennrad - , Mofa oder Moped, schließlich der Traum zumindest der meisten Jungen, Motorrad oder Auto - sie alle besitzen weit über ihren eigentlichen Gebrauchswert hinaus eine Bedeutungsaura, in der mehrere Ebenen ineinander verschmolzen werden[58]:
a) realer Gebrauchswert, um wichtige Orte erreichen zu können,
b) Besitzdarstellung im Sinn des 'Habens'.
Fahrzeuge stellen neben der Kleidung eine der im Vergleich zu Erwachsenen weit selteneren Möglichkeiten dar, in Objekten etwas von der eigenen tatsächlichen oder erwünschten Subjektivität darzustellen.
c) Träger meist relativ unbestimmter "Entfernungssehnsüchte", vielfach bewußter - oder unterdrückter - Sehnsüchte, die erlebte reale, "kalte" Welt zu "überfliegen".[59]
Wurde insbesondere im Zusammenhang mit Literatur über das Motorrad, über "Motorradkultur" (Rocker) über diese Bedeutungsebene berichtet[60], ist ein weiterer Aspekt bei den Jugendlichen der untersuchten Region auffällig:
d) Objekt handwerklichen Geschicks und der Herausforderung der Macht des Gesetzes.

In der Albrandregion gibt es kaum Mofas, die nicht "frisiert", d.h. schneller gemacht sind. So staunten Polizi-

sten (in einem Zivilfahrzeug) nicht schlecht, als sie innerorts von einem Mofafahrer (ohne Sturzhelm!) mit ca. 80 km/h überholt wurden. Als es gelungen war, den Jugendlichen anzuhalten, stellt sich heraus, daß sie den "König der Mofafrisierer" vor sich hatten, den Jugendlichen mit dem schnellsten Mofa weit und breit.
Die Jugendlichen bauen mit großem Geschick ihre Mofas um, obowhl sie genau wissen, welche Folgen (neben der Lebensgefährlichkeit) dies haben kann: ein Jugendgerichtsprozeß mit all seinen negativen Folgen. Viele Jugendliche machen sich geradezu einen Spaß daraus, die Polizei zu provozieren und ihr dann elegant zu entkommen. Wer von solchen "Taten" erzählen kann, steigt im Ansehen der Freunde. Wenn also wohlmeinende Erwachsene mit Aufklärung und Verkehrserziehung auf das Problem der massenhaft frisierten Mofas reagieren wollen, übersehen sie wesentliche Motivationen der Jugendlichen. Es scheint, daß in diese Betätigung Jugendlicher ein Teil ihrer brachliegender Aktivität eingewandert ist, daß sie sich auf ihre Art Spannung, Nervenkitzel, Bewunderung in einer sonst eher öden und ablehnenden Umwelt verschaffen.

5. Banden

Die im folgenden beschriebenen Phänomene der Bandenbildung treten in mehreren Gemeinden in ähnlicher Weise auf. Im folgenden wird beispielhaft eine Gemeinde herausgegriffen.
In B., einer ländlichen Gemeinde mit ca. 6000 Einwohnern, gibt es eine Gruppe von Jugendlichen und Kindern, die durch verschiedene Straftaten - vor allem Sachbeschädigungen, Körperverletzungen, Diebstähle und Einbrüche - auf sich aufmerksam gemacht haben. Zur eigentlichen Gruppe gehören etwa 20 Jugendliche und Kinder, darunter auch einige Mädchen. Den harten Kern bilden 8 männliche Jugendliche im Alter zwischen 13 und 16 Jahren. Außerdem muß zu dieser Gruppe ein Umfeld von losen Anhängern, potentiellen Mitgliedern gerechnet werden. Diese Jugendlichen machen

bei der Gruppe mit, wenn es "lukrativ" und interessant zu werden verspricht, wenn keine unmittelbare Gefahr durch die Polizei etc. besteht.
Nach verschiedenen polizeilichen Ermittlungen und Einsätzen kam es für fünf Jugendliche aus der Kerngruppe zu Gerichtsprozessen für Straftaten in verschiedenen Besetzungen. Dabei wurden folgende Delikte behandelt: frisierte Mofas, Spielplatzverwüstungen, Schlägereien, Einbrüche. Die zwei Hauptbeteiligten wurden zu Haftstrafen auf Bewährung verurteilt. Die Bandenkriminalität in B. ist kein neues Problem. Mindestens in den letzten vier Jahren haben sich regelmäßig neue Gruppen gebildet, die insbesondere in den Sommermonaten durch kriminelle Aktivitäten in und außerhalb der Gemeinde von sich Reden machten. In besonderer Erinnerung geblieben ist die sogenannte "Glatzkopfbande", die vor einigen Jahren die Gegend "verunsicherte". Der Name rührt daher, daß sich jedes Mitglied eine Glatze rasieren mußte. Ehemalige Mitglieder der Gruppe gehören heute der Rockergrupper "Black Souls" an, die in einem naheliegenden Landstädtchen beheimatet ist. Diese Gruppe hat vor kurzem im Rahmen einer Vergeltungsaktion eine Kneipe kurz und klein geschlagen. Auffallend ist, daß sich das Alter der Bandenmitglieder in den letzten Jahren stetig gesenkt hat. Wenn sich die Gruppen früher hauptsächlich aus 17 bis 20jährigen zusammensetzten, so besteht heute ihr Hauptanteil aus 12 bis 16jährigen.

Die Hauptinitiatoren der bestehenden Gruppe in B. sind z.Z. fast ausnahmslos ungelernte Arbeiter. Die meisten haben die Schulausbildung vorzeitig abgebrochen. Sie arbeiten nur zeitweise, wenn sie einen "Job" bekommen und Geld brauchen. Einige haben mehrmals versucht, eine Lehre zu beginnen, sind jedoch wegen "Blaumachens" meistens bald entlassen worden. Sie stammen sämtlich aus randständigen Familien der Gemeinde, die z.T. sehr kinderreich sind, z.B. hat eine Familie sieben, eine andere acht Kinder. Besonders aus diesen von der Dorfgemeinde seit Jahrzehnten als asozial und kriminell stigmatisierten Familien rekrutiert sich seit Jahren der Nachwuchs für Banden.

Die Bande ist nicht motorisiert. Es gibt lediglich einige hochfrisierte Mofas. Als Treffpunkte dienen vor allem die privaten (familiären) Wohnräume von dreien der Gruppenmitglieder. Die Jugendlichen der Gruppe, zumindest deren Hauptfiguren, sind nicht in den örtlichen Vereinen organisiert. Dabei ist zu vermuten, daß sie in den meisten Vereinen auch nicht geduldet würden, weil man dort keine "Randalierer und Kriminelle" gebrauchen kann. Von der kirchlichen Jugend- und Kinderarbeit wird die Gruppe nicht erreicht. Ins Jugendhaus der Nachbargemeinde kommt sie nicht. Bei einer neugegründeten freien Jugendgruppe, die vor allem aus Lehrlingen besteht und ihre Freizeit in Eigenregie organisiert, macht sie nicht mit.
In der Gruppe wird viel Alkohol konsumiert, wodurch es öfters zu entsprechenden Ausschreitungen kommt. Der Alkoholkonsum ist ebenfalls ein großes Problem bei einigen Familien der betreffenden Jugendlichen. Zum Teil sind beide Elternteile bzw. ein Elternteil Alkoholiker. Drogen wurden in der Gruppe bisher noch keine konsumiert, obwohl in der Gegend Drogen gehandelt werden.
Faszinierend bei dieser Bande ist der Gruppenzusammenhalt des "harten Kerns". Nachdem der "Chef" der Gruppe verurteilt und in einem geschlossenen Heim untergebracht worden war, wurde er dort von den restlichen Bandenmitgliedern befreit. Genau das Gleiche spielte sich kurze Zeit später ab, als der "Bandenchef" zur Sicherheit bis nach Bremen verschickt wurde. Der Junge wurde von seinen Freunden verborgen gehalten und mit Lebensmitteln versorgt.
Auch in diesem Beispiel wird deutlich, wie vielfach Energien, Aktivitäten von Jugendlichen, die in ihrer Umwelt keine gesellschaftlich akzeptierten Ziele und Perspektiven finden, in "abweichende" Subkulturstrukturen einwandern[61].

8.3.6. Zusammenfassung

Die Jugendsubkultur auf dem Land in ihren vielfältigen Ausprägungen muß als Versuch der Bearbeitung der Lage der Jugendlichen betrachtet werden, angesichts
1. der Durchsetzung des kumulativen Prozesses
a) in der Gesamtgesellschaft und b) in der spezifisch regionalen Ausprägung,

2. einer Umwälzung des kulturellen Überbaus a) gesamtgesellschaftlich mit einer starken Tendenz der Vergesellschaftung in Richtung einer kumulativen Kultur, die sich b) auch auf dem Land immer weiter ausbreitet und vorkumulative Tendenzen umschließt, die aber weiterhin auch isoliert wirksam bleiben, indem sie Formen, Rahmen für Verhaltensweisen und Denkschemata anbieten.

Die Jugendlichen sind in ihrer Jugendsubkultur ständig mit Suchbewegungen beschäftigt, die ihnen Auswege aus einer ihnen ständig drohenden Einvernahme durch Institutionen und Anforderungen öffnen sollen. Auch indem Jugendliche sich auf ihre Umwelt einlassen, versuchen sie (beispielsweise in der Warenwelt) dieser ihren eigenen Stempel aufzudrücken, sie für das Ausleben ihrer eigenen Bedürfnisse nutzbar zu machen. In der Freizeit, die in der Subkultur verbracht wird, unternehmen Jugendliche ständig Versuche, autonome Räume und eigenständiges Verhalten zu entwerfen, wobei sie erstaunliche Kreativität entwickeln.
Eine Bearbeitung der Situation, in die die Jugendlichen sich hineingeworfen vorfinden, kann allerdings nur teilweise befriedigend gelingen, da pathogene Strukturen - Bestandteile der öffentlich definierten Normalität der Stammkultur der Erwachsenen und der ökonomischen Verhältnisse und Traditionen - ständig in die Alltagswelt auch der Freizeit hineinragen und dort nicht radikal, d.h. von der Wurzel ihrer Verursachung her, veränderbar sind[62]. Jugendliche integrieren (in der "bricolage") daher (ebenfalls mit viel Erfindungsreichtum) vorfindliche pathogene Strukturen ihrer Umwelt in Formen der Jugendsubkultur.

Aus dieser Situation ergeben sich Konsequenzen:
Neben der "großen" Utopie der Humanisierung der Gesellschaft (die im Augenblick leider recht fern scheint) müssen die "kleinen" Utopien innerhalb der Jugendsubkultur auf ihrem Weg zur Realisierung zunächst verstanden und dann unterstützt werden. Den "Selbsthilfekräften", dem Reservoir an Fantasie, Fähigkeiten und Potenzen muß angesichts ständiger Verschüttung zu größerer Wirksamkeit verholfen werden. Dazu wäre es notwendig, die innerhalb der Jugendsubkultur selbst vielfach festgefahrenen "Reiz-Reaktions"-Mechanismen durch neue Impulse, durch den Erwerb neuer Erfahrungen zu sprengen. Die Emanzipation aus der dörflichen Enge und eigener Unfähigkeit hat allerdings nur Chancen, wenn ökonomische Bedingungen Zukunftsperspektiven ermöglichen (z.B. Arbeitsplätze). In diesem Geflecht von angelegten Möglichkeiten in der ländlichen Umwelt der Jugendlichen und problematischer Verhältnisse gewinnt die Jugendarbeit eine gewichtige Funktion, die aber gleichzeitig in ihrer Reichweite begrenzt bleibt, da auch sie die grundlegenden Strukturen der Machtverteilung und Ökonomie zumindest kurzfristig nicht zu verändern vermag.

8.4. Träume und Wünsche Jugendlicher

In der Untersuchung[1], aus der Ergebnisse schon in Kapitel 8.1. vorgetragen wurden, sollten Jugendliche einer Hauptschulabschlußklasse im Berufspraktikum, einer Jungarbeiterinnenklasse und einer Berufsschulklasse Auskunft über ihre Wünsche und Träume geben. Die Antworten erfolgten offen (sie waren nicht vorstrukturiert), wobei die Kommentare der Jugendlichen nachträglich in 21 Gruppen gleichartiger Stichworte zusammengefaßt wurden, aus denen wiederum mehrere Übergruppen (a) bis (d) gebildet wurden.
Obwohl die Untersuchung in keiner Weise repräsentativ sein konnte, brachte sie überraschende Ergebnisse[2]:

"Hast du einen Traum oder Wunsch, den du dir irgendwann erfüllen möchtest?"
Von den jeweils n Befragten nannte x % Wünsche, die nachträglich in folgende Kategorien eingeteilt wurden. Mehrfachnennungen waren möglich.

Antworten	gesamt	Hauptschüler	Jungarbeiterinnen	Berufsschüler
	n=126 w= 88 N=209	n=27 w= 9 N=58	n=51 w=50 N=97	n=48 w=29 N=55
1. Ja (ohne nähere Spezifizierung)	25	15	25,5	29
2. Nein	4	0	8	2
3. läßt sich nicht erfüllen	4	0	10	0
4. keine Antowrt	17	26	10	19
a) Materielle Absicherung				
5. eigenes Haus	17,5	18,5	25,5	8
6. Geld/Lottogewinn	17	30	20	6
7. Motorrad/Auto	9,5	7	18	2
8. Kleider	0,8	4	0	0
b) Emotionale Geborgenheit (Liebe, Familie)				
9. Freundschaft/Liebe/Glück	8	0	18	2
10. schöne Frau	5	22	0	0
11. liebevoller Mann	2	0	6	0
12. Familie	10	18,5	14	2
13. Kinder	5	11	6	0
c) Andere "nicht-kumulative Werte"				
14. Reisen (Urlaub/Weltreisen)	14	11	10	21
15. Gesundheit	5	15	4	0
16. Ausflippen/auswandern/alternativ leben	3	0	2	6
17. Selbständigkeit	2	4	4	0
18. Welt verändern	1,5	0	0	4
19. Kein Krieg	0,8	0	2	2
20. weniger Arbeit	2	0	0	6
d) Arbeitswelt				
21. Schule/Beruf	13	30	12	4
$\frac{100\ N}{n}$	165	214	190	114

w = weiblich, N = Nennungen

Stellt man eine Prioritätenliste nach der Höhe der Prozentzahlen auf, ergibt sich folgendes Bild:

%	Hauptschüler	Jungarbeiterinnen	Berufsschüler
30	Schule/Beruf. Geld/Lottogewinn		"Ja"
	keine Antwort	"Ja", eigenes Haus	
25	schöne Frau		Reisen
20	Familie, eigenes Haus	Geld/Lottogewinn; Motorrad/Auto, Freundschaft/ Liebe	k.A.
15	"ja", Gesundheit	Familie; Schule/Beruf	
10	Motorrad/Auto	nicht erfüllbar, keine Antwort; "nein"; liebevoller Mann	Haus; Ausflippen, weniger Arbeit, Geld
5			
0 %			

Zählt man die Prozentzahlen der Antworten der Übergruppen a) bis d) zusammen, erhält man das folgende Ergebnis:

Auszählung nach Übergruppen (%)

a) Materielle Sicherheit

gesamt	Hauptschüler	Jungarbeiterinnen	Berufsschüler
44,8	59,5	63,5	16

b) Emotionale Geborgenheit (Liebe, Familie)

30	51,5	44	4

c) Andere "nicht-kumulative Werte"

28,3	30	22	39

1. Hauptschüler

Einige typische Antworten von Hauptschülern lauteten:
"Einmal selbst entscheiden können und selbst mit Freunden oder so in Urlaub gehen."
"Viel Geld, eine glückliche Familie, guten Beruf, schöne Frau."
"Ja, Meister in diesem Beruf zu lernen."[3]

Am Absprung in eine neuartige Zukunft suchen die Jugendlichen nach emotionaler Sicherheit und erträumen sich die endlich erreichbar scheinende materielle Absicherung (Geldverdienen im angestrebten Beruf, aber auch das eigene Haus). Insgesamt äußerten die Hauptschüler die meisten konkreten Wünsche. Dies erklärt sich damit, daß sie sich einer sehr offenen Situation gegenüber sehen, einer Zukunft voller noch unerfüllter, aber erfüllbar scheinender Wünsche. Die damit gleichzeitig verbundene Unsicherheit führte zu dem hohen Anteil von verweigerten Antworten (26 %).

2. Jungarbeiterinnen

Einige Antworten:
"Ja, eine große Weltreise oder einen Star besuchen, oder sechs Richtige im Lotto haben, aber mein größter Wunsch ist meine Gesundheit."
"Eine Villa, einen Porsche und Geld."
"Einen lieben Ehemann, mit dem man auskommt, Haus, gesunde

Kinder, Auto, finanziell gute Lage, eine gesunde, glückliche Familie."[4]

Bei den Jungarbeiterinnen fällt auf, daß der Wunsch nach dem eigenen Haus als Spitzenreiter der Wünsche rangiert, vor den Wünschen nach Geld und einer funktionierenden Familie. Diese Rangliste der Wünsche der Jungarbeiterinnen entspricht erstaunlicherweise ziemlich genau dem traditionellen Wertsystem der Eltern. Die Träume der Jungarbeiterinnen richten sich sehr konkret auf erreichbare Ziele (materieller-emotionaler Sicherheit), die ihnen aus den Lebensplänen der Eltern her vertraut sind. Eine grundlegende Veränderung ihres benachteiligten materiellen und sozialen Status erscheint den Jungarbeiterinnen aufgrund ihrer beruflichen Situation aus eigener Kraft nicht möglich (vgl. auch die hohen Anteile auf die Fragen 2. und 3.).

Die Anpassung an die Gegebenheiten der "schlechten Realität" läßt kaum Spielraum für einen Glauben an eine grundlegende Veränderung, Verbesserung ihrer weitgehend durch ökonomische Rahmenbedingungen determinierten Situation. Gestaltungsmöglichkeiten sehen sie nur außerhalb dieser für den Versuch, sich im Reich des Privaten mit traditionell Glück verheißenden Methoden (Familie, Liebe usw.) und den Glücksbringern der Industriegesellschaft (vielfach über das "Haben") einzurichten[5].

3. Berufsschüler

"Ja, viel reisen, wenig arbeiten."
"Ich will mit vielen Pferden auf einer Insel im Atlantischen Ozean leben und alles um mich herum vergessen können, zum Beispiel: Lernen und in der Fabrik sitzen und streben, ich will frei sein von der Zivilisation."
"Australien, Weltreise, Motorrad."[6]

Die grundsätzliche Orientierung der Berufsschüler unterscheidet sich in erstaunlichem Maße von der der Jungarbeiterinnen. Urlaub, Reisen, Weltreisen sind die mit Abstand häufigsten präzise geäußerten Wünsche. Der Wunsch nach ma-

terieller Absicherung erscheint den Berufsschülern gegenüber den Jungarbeiterinnen als weit weniger bedeutend - dies, obwohl Berufsschüler während ihrer Ausbildung weniger als Jungarbeiter(innen) verdienen. Die langfristige materielle Sicherheit allerdings erscheint ihnen gesichert. Ebenso scheinen sie die tagtäglich erlebte emotionale Sicherheit in Familie und Freundschaft als so selbstverständlich auch in der Verlängerung in ihre Zukunft zu empfinden, daß sie nicht erträumt werden muß. Die Wünsche der Berufsschüler sind nicht präzise am real erfahrbaren Leben orientiert, sondern eher an dem, was dieses gerade nicht bieten kann. Nicht der Versuch, Erreichbares zu erlangen, prägen die Wünsche, sondern Dimensionen jenseits der platten Alltäglichkeit. So erscheinen die Wünsche notgedrungen vielfach ungenau formuliert (z.B. als unspezifiziertes "Ja"). Die geäußerten Träume und Wünsche zielen mit starker Tendenz auf ein Leben außerhalb der gegebenen Realität ("Insel", "Reisen"), nicht auf eine Veränderung der vorgegebenen Wirklichkeit, sondern auf ein Überspringen Überfliegen des Vorfindlichen.
Scheint bei Jungarbeiterinnen eine Entwicklung von Horizonten für Ziele jenseits der gegebenen Realität verhindert, scheinen die Berufsschüler ihre Hoffnungen hauptsächlich gerade jenseits dieser anzusiedeln, ohne allerdings in ihrem Alltag konkrete Ansatzpunkte zu einer realistischen Vermittlung zu sehen. Ihre Träume beinhalten eher Fluchttendenzen als konkrete Utopien. Dieses Faktum ist aber weniger der Unfähigkeit der Jugendlichen anzulasten als der bedrohlich und unveränderbar erscheinenden Wirklichkeit der ländlichen Umwelt, die keine anderen Auswege als Anpassung oder unrealistisches Überspringen zuzulassen scheint[7].

Aus den Wünschen und Träumen der Jugendlichen spricht das Leiden an der Unmöglichkeit, innerhalb der gegebenen Umwelt existenziell wesentliche Bedürfnisse befriedigen zu können, sondern statt dessen auf "magische" Ersatzlösungen verwiesen zu werden: So greifen Jungarbeiterinnen auf den Archetyp des Glücks am eigenen Herd zurück, statt

realisierte Chancengleichheit in der Arbeitswelt erleben zu können. Die Karriere zukünftiger Jungarbeiterinnen in Familie und Schule beschneidet ihren Erwartungshorizont systematisch und lenkt ihre Bedürfnisse in die Richtung des traditionellen Frauenbildes. Sie wird damit funktional genau für die Tradierung der über ein Jahrhundert währenden mehrfachen Ausbeutung der Frauen, die ihnen ständig als ihre wahre Bestimmung angepriesen wurde und wird.

Viele Berufsschüler wünschen sich als eine Art "innere Aussteiger" aus der Routine und dem Überdruß ihres Alltags und der Umwelt weg in andere Erfahrungszusammenhänge. Diffuse Mangelerfahrungen treiben sie auf die Suche nach Werten jenseits der kumulativen Kultur. Allerdings bleiben auch sie allermeist durch die Eigendynamik der vorgegebenen Realität gefesselt, die ihnen von der Utopie, die gesellschaftlichen Verhältnisse in eine humanere Welt zu transzendieren, nur einen individualistischen, un-realistischen Abklatsch zu träumen gestattet und sie zur Verschiebung ihrer kreativen Energien auf gesamtgesellschaftlich relativ nutzlose Terrains zwingt.

8.5. Resumé Kapitel 8

Die Lebenssituation der heutigen Jugendlichen in der ländlich hochindustrialisierten Region kann zusammenfassend zunächst an der (stichwortartigen) Kontrastierung zum ökonomischen und sozialen Status früherer Generationen von Jugendlichen in der Region deutlich gemacht werden:

Der ökonomische und soziale (auf Familie und Dorfgemeinschaft bezogene) Status der Jugend im ländlichen Raum (Hohenzollern und angrenzende Gebiete)

1. In der Zeit der Landwirtschaft und Heimarbeit als dominierende Produktionsweisen (bis ca. 1920/30)

ökonomischer Status	sozialer Status
- Jugendliche sind Arbeitskräfte im Rahmen der familiären Subsistenzwirtschaft (vgl. Kapitel 1 und 2)	- Jugendliche sind der patriarchalischen Autorität in Familie und Dorf unterworfen. - Gewisse "jugendliche Freiheiten" werden zugestanden (vgl. Lichtstuben), um die Voraussetzungen für das Erwachsenenleben zu erlangen. - Status der Jugend ist "halb geachtet, halb geächtet" (vgl. Kapitel 3.)

2. Ab ca. 1840 (vereinzelt): Frühe Industrialisierung, Fabrikarbeit

- Jugendliche sind Arbeitskräfte im Rahmen der familiären Subsistenz - Der größte Teil der Industriearbeiter sind junge Leute (Kapitel 2.2)	wie oben

3. Arbeiterbauern (ab ca. 1920)

- Jugendliche Arbeitskräfte sind als spätere Stammarbeiter angesichts des Arbeitermangels gesucht. Ihre ökonomische Bedeutung nimmt gegenüber der sich bildenden erwachsenen Stammarbeiterschaft langsam ab. - Jugendliche tragen immer noch zum Gesamtfamilieneinkommen bei (Quasi-Subsistenzwirtschaft).	- Die Reklamation einer Gleichstellung des sozialen Status entsprechend der gestiegenen ökonomischen Bedeutung der Jugendlichen gegenüber den Erwachsenen in Familie und Dorf mißlingt angesichts der Beibehaltung traditioneller patriarchalischer, kleinbäuerlicher Einstellungen der Erwachsenen. - Allmähliche Überwindung der Formen der bäuerlichen Jugendkultur, insbesondere durch neue, vielfäl-

ökonomischer Status	sozialer Status
- Mithilfe in der Nebenerwerbslandwirtschaft (Vgl. Kapitel 4, speziell 4.3.)	tige Kontakte der peers am Arbeitsplatz. (Vgl. Kapitel 4.3.)

4. Nach Abschaffung der Nebenerwerbslandwirtschaft (ab 1950/60)

- Zunächst (ca. 1950 bis 1970) starke Nachfrage nach jugendlichen Arbeitskräften. Seit Ende der 1970er Jahre zunehmender Mangel an Ausbildungsplätzen (angesichts steigender Nachfrage nach Qualifikation) und in jüngster Zeit (ab ca. 1980) an Arbeitsplätzen. Die jugendliche Arbeitskraft wird tendenziell überflüssig. (s. Kapitel 8.1.) - Erschließung der Jugend als Absatzmarkt der Kultur- und Freizeitindustrie (s. Kapitel 8.3.)	- Zunahme der Qualifikationsangebots und dessen Wahrnahme - Beziehung zu den Eltern durch Übergang von "präfigurativen" zu "postfigurativen" Orientierungen (Mead) gekennzeichnet. - Herausbildung spezifischer Formen einer industrie-kulturell geprägten Jugendsubkultur (S. Kapitel 8.3.) in der Freizeit). - Angesichts der erstmalig-einmaligen Situation der Jugendlichen: Unsicherheit, Offenheit, Orientierungs-Identifikationsproblematik, "Wert-Vakuum".

Vergleicht man die Lebenssituation der heutigen Jugendlichen in der Untersuchungsregion mit der der Jugendgeneration vor dem Ersten Weltkrieg, als die traditionelle bäuerliche Jugendkultur noch ihre Funktion besaß, werden gewaltige Veränderung im letzten 3/4-Jahrhundert deutlich:
Für die damaligen Jugendlichen waren die Lebensperspektiven auf Grund der Domainz des zyklischen Prozesses durch relativ starre Lebenspläne klar vorgezeichnet; es gab die Vorstellung einer weitgehenden Konstanz der gesellschaftlichen, gemeinschaftlichen und familiären Verhältnisse; die Aufgaben und Funktionen, die Stellung der Jugendlichen in der Gemeinde als künftige Erwachsene waren durch den ungeschriebenen Normkodex der Sitte vorgezeichnet; die Identität als Erwachsener war weitgehend vorgeformt und mußte "nur" durch die hineinwachsende Persönlichkeit des Jugendlichen ausgefüllt werden.
Für die heutigen Jugendlichen wird demgegenüber nicht zuletzt angesichts der apokalytischen Bedrohungen und der allgemeinen gesellschaftlichen Krisen, die allmählich immer

stärker (auch) der ländlichen Bevölkerung bewußt werden, die Tradierbarkeit der herkömmlichen Verhältnisse und Werte immer zweifelhafter und besitzt nur noch für Teilbereiche Gültigkeit.
Gleichzeitig erleben die Jugendlichen auf dem Lande in ihrer Alltäglichkeit zunehmend den Verlust einer für sie tragfähigen Zukunftsperspektive. An die Stelle klar umrissener Ziele für ihr Leben tritt mehr und mehr Unsicherheit, Orientierungslosigkeit und Leere.

Bezüglich des ökonomischen Status der Jugend zeichnet sich seit 1980 eine bedrohliche Situation ab: Die Produktivkraft Jugend wird zunehmend überflüssig[2]. Vor allem die Mädchen erleben eine ständige Einengung der Palette qualifizierter Beschäftigungsmöglichkeiten.
Damit ist die heutige Jugend mit einer noch problematischeren Situation konfrontiert, als sie zur Jugendzeit der heutigen Elterngeneration herrschte. Wurden damals die jungen Leute meist ohne Ausbildung in die Fabriken geschickt, um Geld zu verdienen, und wurde hierdurch die berufliche, soziale und räumliche Mobilität oft lebenslang beschränkt, droht einer zunehmenden Anzahl der heutigen Jugendlichen eine erzwungene "Postadoleszenz"[3] der Arbeitslosigkeit. Für die zunehmend gut schulisch ausgebildeten Jugendlichen stehen immer weniger adäquate Arbeitsplätze zur Verfügung.
Diese Situation hat Rückwirkungen: Besonders bei den ohnehin wenig privilegierten Jugendlichen vor allem aus Arbeiterfamilien bricht die Motivation, durch Leistung in Schule und Betrieb zu materiellen und sozialen Gratifikationen zu gelangen, allmählich zusammen[4] (vgl. die Situation in den Hauptschulen). Die wachsende Perspektivlosigkeit der beruflichen Zukunft schlägt sich in Hoffnungslosigkeit, Depressivität, Lethargie nieder, in denen sich viele Jugendliche einzurichten beginnen.
Indem der Jugendgeneration ein Gutteil der Folgelasten des jahrelang propagierten gesellschaftlichen "Fortschritts" aufgeladen wird, zeichnet sich die Gefahr einer Verschleuderung gesellschaftlich nutzbarer Energien und Potentiale der nachwachsenden Jugendgeneration ab. Vor al-

lem die Bereitschaft der Jugend, sich produktiv in den ökonomischen Prozeß einzubringen, wird in noch nie dagewesenem Maß mißachtet.
Als Folge dieses Faktums ergeben sich komplexe Rückwirkungen auf die individuelle und soziale Lebenssituation der Jugendlichen insbesondere außerhalb des Qualifikations- und Produktionssektors.

Welche Möglichkeiten bestehen für Jugendliche, angesichts dieser problematischen Situation in Bereichen außerhalb von Schule und Betrieb Hilfen, Trost, Orientierung zu finden?
Eine mögliche Stütze für die Jugendlichen - ob nun in Leistungsdruck in Schule oder Beruf, in Unsicherheit angesichts der versperrten Zukunft oder Arbeitslosigkeit - stellt das soziale Netz Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, Bekanntenkreis innerhalb der Gemeinden dar. Hier ist wenigstens tendenziell "moralische" oder auch begrenzt materielle Unterstützung möglich[5].
Gleichzeitig repräsentieren aber Familie und Verwandtschaft in vielfältigen Formen traditionelle Normen und von der kleinbäuerlichen Vergangenheit inspirierte Lebenspläne, die scheinbar Sicherheit verheißen (z.B. Haus, Besitz, Ehe, traditionelle Geschlechtsrollenverteilung, Platz im sozialen Gefüge der Gemeinde).
Die Jugendlichen werden ständig mit Formen der Ungleichzeitigkeit konfrontiert: auf der einen Seite finden sie die fertigen Antworten und Rezepte der traditionellen Lebensentwürfe vor, auf der anderen Seite die Herausforderung einer total neuartigen, offenen, unklaren, neue Leitbilder verlangenden Zukunft, für die die traditionellen Vorstellungen nur noch begrenzt Tragfähigkeit besitzen.
Eine zentrale Bedeutung als Trostraum, Rückzugsort, Rückhalt besitzt die Jugendsubkultur innerhalb der peers. Hier, in den selbstgestalteten Strukturen und autonomen Räumen eröffnen sich Möglichkeiten für Erfolgserlebnisse, soziale Anerkennung, Konstituierung von Formen von Identität in den sozialen Beziehungen unter den peers, die

sonsten versagt bleiben (vgl. 8.3.). Gleichzeitig bleiben aber auch die Auffang- und Hilfsmöglichkeiten der Jugendsubkultur begrenzt. Die Selbsthilfekräfte der kollektiv geformten Strukturen unter den Jugendlichen können nur zum Teil die vorwiegend im ökonomischen Sektor verursachten Probleme auffangen (vgl. auch 8.3.6.). Sie können nur ansatzweise Gegenstrukturen entwickeln, die ein Abgleiten in Verzweiflung, Apathie, Destruktivität, Drogen und Alkohol und Kriminalität verhindern.

Das Verhalten der Jugendlichen ist in vielfältiger Weise geprägt durch Widersprüche und Divergenzen sowohl innerhalb der gesamtgesellschaftlichen Bereiche (z.B. Produktions- und Reproduktionssektor, kumulativer und nicht-kumulativer Prozeß) und der spezifisch regionalen Besonderheiten (Nachwirken von vor allem der im Reproduktionsbereich relevanten Bruchstücken des kleinbäuerlichen Wertsystems)[6]. Gleichzeitig besitzen alle Institutionen, die die Lebenswelt der Jugendlichen in irgendeiner Form bestimmen - vor allem Arbeits- und Ausbildungsort, Familie, Verwandtschaft, dörfliche Gemeinschaft und (trotz aller wichtiger Bedeutung) auch die Jugendsubkultur der peers - nur eine begrenzte Tragfähigkeit, um für die Suchtbewegungen der Jugendzeit Halt, Orientierung und Identifikationsmöglichkeiten zu bieten. In vielen Facetten erfahren die Jugendlichen demgegenüber ein Orientierungs- und Wertvakuum[7], das auf der Suche nach Identifikationsmöglichkeiten befriedigende Antworten erschwert.
Wie dargestellt wurde[8], verhinderte der moderne kumulative Prozeß auf Grund seiner spezifischen Gesetzmäßigkeiten in der Untersuchungsregion weitgehend die Entwicklung nicht-kumulativer Wertorientierungen, die den Horizont der traditionellen kleinbäuerlichen Werthaltungen transzendieren würden. Aus diesem Grund sind die Jugendlichen auf den Fundus der vorfindlichen, nach jeweiligen gesellschaftlichen Teilbereichen divergierenden widersprüchlichen Werthaltungen verwiesen, oder sie entwickeln in gewissen Umfang (vor allem unter den peers) "experimentell"

neue Werte, Umgangsformen und Verhaltensmaßstäbe (z.B. durch "bricolage"[9]).
Sowohl die wachsenden Widersprüche zwischen Werten und Normen innerhalb unterschiedlicher gesellschaftlicher Teilbereiche (für die Jugendlichen konkret erfahrbar in den unterschiedlichen Anforderungen von Elternhaus, Ausbildungsplatz, peers usw.) als auch das generelle Wertvakuum, das tragfähige Perspektiven und Lösungen für die Probleme in der Lebenswelt der Jugendlichen erschwert, wirken sich entscheidend auf den Prozeß der Identitätsbildung der Jugendlichen aus. Zum einen finden die Jugendlichen nur begrenzt "Identifikationswertes", also Ansätze für tragfähige Orientierungen und Perspektiven, vor. Zum anderen wird gleichzeitig ihre Synthetisierungsleistung, die hinter allen divergierenden Ansprüchen der gesellschaftlichen Teilbereiche eine konsistente Ich-Identität aufbauen soll[10], immer stärker gefordert[11].
Viele Jugendliche scheinen in ihrer Synthetisierungsleistung bereits überfordert; sie bilden zunehmend "Teil-Identitäten", vorwiegend innerhalb der Strukturen der Jugendsubkultur. Sie verzichten weitgehend darauf, in der Schule oder am Arbeitsplatz in den dortigen fremdbestimmt erfahrenen Verhältnissen sinn- oder orientierungsstiftende Ansätze zu suchen oder aufzugreifen[12] und stützen sich bei ihren Versuchen, Ansätze einer Ich-Identität zu konstituieren, weitgehend auf das (nur begrenzt tragfähige) soziale Geflecht unter den peers. Hierdurch werden an das autonome Selbstregulierungs- und "Experimentierpotential" der Jugendsubkultur oft sehr hohe Erwartungen gerichtet, die diese nur bedingt erfüllen kann[13].

Angesichts dieser Situation in der Lebenswelt der Jugendlichen und in der ländlichen Jugendsubkultur stellen sich folgende Fragen:
- Auf welche Weise können neue tragfähige Identifikationsansätze in der jugendlichen Lebenswelt entwickelt und vorhandene unterstützt werden?
- Wie müssen deren Inhalte im Sinne einer nicht-kumulativ orientierten Werthaltung aussehen?

- Wie kann also das gegenwärtige Wert- und Orientierungsvakuum wenigstens ansatzweise ausgefüllt werden?

Antworten auf diese Fragen erwartet man insbesondere von einer modernen Jugendarbeit auf dem Lande, die in einer Neubesinnung an Konzepten und ihrer praktischen Umsetzung arbeiten müßte, um Möglichkeiten zur Bearbeitung der problematischen Situation der Jugendlichen zu bieten.

Teil 3: Überlegungen zur Jugendarbeit auf dem Lande

9. Jugendarbeit auf dem Lande. Ein Beispiel und Anmerkungen. Ziele, Perspektiven, Hoffnungen.

9.0. Vorbemerkung

Wurden im 8. Kapitel Strukturen und Potenzen der ländlichen Jugendsubkultur, aber auch ihre begrenzte Reichweite im Zusammenhang und in Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Umfeld dargestellt, müssen nun im letzten Kapitel einige Antworten auf die gestellten Fragen (s. 8.5., Schluß) versucht werden. Dabei gerät die pädagogische Praxis der Jugendarbeit auf dem Lande ins Blickfeld. Es muß untersucht werden, welche Anforderungen an die Jugendarbeit auf dem Lande zu stellen sind, um in der beschriebenen Lebenswelt der Jugendlichen neue Orientierungen und Ansätze zu Identifikation und Identität für jugendliche Gruppen und Individuen zu ermöglichen.
Dabei ist es in diesem Kapitel unmöglich, selbst die nicht sehr umfangreiche Literatur über Jugendarbeit auf dem Lande[1] zu kommentieren. Es werden demgegenüber an einem Beispiel aus der Praxis der Jugendarbeit in einer ländlichen Gemeinde (9.1.) einige allgemeine Grundsätze für eine moderne Jugendarbeit auf dem Lande umrissen (9.2.). Die Verzahnung zwischen der historisch orientierten Lebensfeldanalyse der Jugendlichen (Teil 1 und 2) und der konkreten Praxis der Jugendarbeit kann in diesem letzten Teil nur knapp angedeutet werden.

9.1. Ein Beispiel: Offene Jugendarbeit auf dem Lande

a) Eine Motorradausstellung

1977 plante eine Gruppe von sechs Pädagogen, in einer Gemeinde mit ca. 5000 Einwohnern Kontakt mit Jugendlichen aufzunehmen und Formen offener Jugendarbeit zu entwickeln,

die der Lebenswelt der Jugendlichen in der ländlichen Industriegemeinde angemessen wären[2]. Nach einigen Vorgesprächen mit "Schlüsselpersonen" in der Gemeinde (Pfarrern, Lehrern usw.) suchte die Pädagogengruppe nach Möglichkeiten, die sie den Jugendlichen anbieten konnte, damit diese zu einer Zusammenarbeit motiviert wären. Eine zentrale Idee kristallisierte sich nach einer ersten noch sehr unvollständigen Analyse der ländlichen Lebenswelt der Jugendlichen um das Thema "Motorrad", das einerseits das mit dem höchsten Prestigewert beladene Zweiradfahrzeug unter Jugendlichen darstellt und andererseits wie die übrigen Fortbewegungsmittel (z.B. Mofa oder Auto) einen hohen Gebrauchswert besitzt. In Gesprächen mit fünf von den Schlüsselpersonen genannten Jugendlichen bot die Pädagogengruppe an, mit den Jugendlichen zusammen eine Motorradausstellung durchzuführen. Die angesprochenen Jugendlichen sollten ihrerseits für eine Multiplikation dieser Idee sorgen.

Der Erfolg dieses ersten Impulses zeigte sich in einer überraschend engagierten Reaktion von etwa ca. 50 Jugendlichen, die sofort beim ersten Treffen die Idee einer Motorradausstellung aufgriffen und vielfältigste Möglichkeiten einer Verwirklichung sehen[3]. Die motorradbegeisterten Jugendlichen sprachen Sammler und Liebhaber alter Motorräder an, organisierten eine komplette Honda-Kollektion, transportierten die teilweise sehr originellen Gefährte mit LKW's. Nachdem das Raumproblem unter Mithilfe der Jugendlichen - unter Zuhilfenahme von deren persönlichen Beziehungen innerhalb der Gemeinde - gelöst war, begann der Aufbau der Ausstellung von inzwischen über 50 Motorrädern. Weniger motorradbegeisterte Jugendliche hatten inzwischen die Einrichtung eines Kneipenbetriebs geplant, hatten eine Anregung der Pädagogen aufgegriffen und eine Bastel- und Spielecke auch für Kinder eingerichtet. Nicht zuletzt durch gute Werbung mit selbstgestalteten Plakaten wurden in den fünf Tagen der Ausstellung über 800 Besucher angesprochen, darunter viele Erwachsene, die sich sehr erstaunt und erfreut über das Engagement der Jugendlichen zeigten.

Während der Öffnungszeit der Ausstellung wurden ständig "Führungen" veranstaltet, und der Kneipenbetrieb mit Bewirtung, Spielen und Filmen bot einen gemütlichen Rahmen, der immer mehr Jugendliche anzog.
Aus der gemeinsamen Erfahrung der gelungenen Motorradausstellung bildete sich ein fester Kern von etwa 25 Jugendlichen, die sich gemeinsam mit den Pädagogen regelmäßig trafen und Möglichkeiten einer befriedigenden Freizeitgestaltung erprobten.

Der überraschend positive Verlauf der Vorbereitung und Durchführung der Motorradausstellung kann im wesentlichen auf drei erfüllte wesentliche Grundbedingungen zurückgeführt werden.
1. Das Anbieten eines Kristallisationspunktes (das Motorrad), eines gemeinsames Zieles (einer Austellung mit "Beiprogramm") bot den Jugendlichen vielfältige Identifikationsmöglichkeiten und eröffente in den selbstgestalteten Aktivitäten vielfältige Ansätze zu sinnvollen Betätigungen. Das aufbrechende Engagement, die Freisetzung von Fantasie in eine zielgerichtete Aktion hob die ansonsten erfahrene Zersplitterung in Cliquen teilweise auf. Die Jugendlichen konnten Erfahrungen mit den Randbedingungen machen, unter denen die allgemein beklagte Öde und Langeweile zu durchbrechen war: Durch eine gemeinsame Perspektive und durch das Ausschöpfen der vielfach verborgenen Fähigkeiten von Jugendlichen in der Zusammenarbeit über Cliquengrenzen hinweg.
2. Die Kenntnisse der Jugendlichen über die Verhältnisse in der Gemeinde und die sozialen Beziehungen der Jugendlichen (zu Bekannten oder Verwandten) schufen Grundvoraussetzungen, um organisatorische Probleme (z.B. Raum, Transportmöglichkeiten mit LKW's usw.) lösen zu können. Die Jugendlichen konnten Teile der sozialen Organismus Dorf für ihre eigenen Interessen gewinnen und ausnutzen.
3. Die Pädagogen hatten offene, von den Jugendlichen gestaltbare und ausfüllbare Angebote und Perspektiven geliefert, nicht ein fertiges Programm. Es wurde zwar eine attraktive Idee vorgegeben, mit denen sich die Jugendlichen

identifizieren konnten, die konkrete Ausgestaltung geschah aber in einem gemeinsamen Aushandlungs-, Experimentier- und Produktionsprozeß.

b) Eine Berlin-Fahrt

Im Sommer 1978 fuhren über 20 Jugendliche (ca. 16 - 19 Jahre alt) nach Berlin, um dort 10 Tage in einem Jugendhaus in Neukölln in unmittelbarem Kontakt mit dort verkehrenden Berliner (Arbeiter-)Jugendlichen zu leben.
Die Grundidee zu dieser Reise bildete die Vorstellung von einer Art Jugendaustausch Land - Großstadt. Bedürfnisse der Jugendlichen vom Land - Reiselust, Kontakt zu anderen Jugendlichen aufzunehmen, Erfahrungen in einer Großstadt machen zu können - bewirkten eine hohe Motivation der Jugendlichen, die schon die Gruppenarbeit in der Vorbereitungsphase der Reise prägte.
Eine längerfristig angelegte, etwa ein halbes Jahr dauernde Arbeitsphase zielte darauf hin, Produkte herzustellen, die den Berliner Jugendlichen beim Besuch im Sommer die Lebenssituation der eigenen Landgemeinde vermitteln könnten:
In drei Arbeitsgruppen (Foto, Video, Theater) versuchten die Jugendlichen, ihre eigene Lebenssituation darzustellen. Dazu mußten zunächst handwerkliche Voraussetzungen der Medien erlernt werden (z.B. Dunkelkammertechnik), bevor die Jugendlichen in einen Reflexionsprozeß über ihre eigene Umwelt eintraten. Die Auseinandersetzung mit den gewählten Medien und den mit ihrer Hilfe darzustellenden Inhalten stellten in den Arbeitsgruppen gegenüber dem Fernziel der Berlin-Reise einsichtige Nahperspektiven dar, die eine kontinuierliche Zusammenarbeit der Jugendlichen gewährleisteten. Zwar wurden von den zunächst anvisierten Produktion für die Berliner Jugendlichen nur die Fotoausstellung und ein Videofilm fertig, trotzdem wurde der Vorbereitungsprozeß für die Reise aber insgesamt als spannend und interessante Phase im Leben der Jugendgruppe erlebt.

Die Reise brachte über die vielen nahen Kontakten zu Berliner-Arbeiterjugendlichen die lebhafte Erfahrung einer völlig anderen Lebenswelt. Die unmittelbare Einsicht in

die Probleme Gleichaltriger und die sie verursachenden ökonomischen Probleme wirkte bei den Landjugendlichen so stark, daß sie beispielsweise einen Vertreter des Senats, der die offizielle Politik erläuterte, mit ihren Gegenargumenten in erhebliche Schwierigkeiten brachten.
1979 erfolgte ein Gegenbesuch der Berliner Jugendlichen in der Landgemeinde.

In dem längerfristigen Projekt der Vorbereitung und Durchführung der Berlinfahrt wurde versucht, zentrale Elemente der Situation Jugendlicher auf dem Land aufzugreifen und Möglichkeiten zu Ausformung und Entwicklung jugendlicher Bedürfnisse zu schaffen.
Einige Grundlinien des Projekts sind als wesentliche Rahmenbedingungen für eine produktive Zusammenarbeit mit Jugendlichen auf dem Land verallgemeinbar:
1. Für die Jugendlichen müssen kurz- und langfristige Perspektiven in der Jugendarbeit deutlich sein. Der Sinnzusammenhang, auf ein entferntes Ziel zuzuarbeiten, muß durch Kontinuität der Aktivitäten im mittelfristigen Zeitablauf unterstützt werden. Es müssen für Jugendliche reizvolle, bewältigbare, aber offen angelegte Aufgaben und Anforderungen gegeben sein, die auf das Ziel hinweisen. Demgegenüber zerstört unverbindliches Springen von einer Befriedigung verheißenden Aktivität zur nächsten inhaltlich unverbundenen eher die Bereitschaft zu Engagement.
2. Die Beschäftigung mit handwerklichen und technischen Aspekten, die für Jugendliche oft Anreiz zur Aktivität darstellt (z.B. bei den Medien Fotografie, Film, Video) führt zur Auseinandersetzung mit Inhalten. (Nachdem die Jugendlichen Fotografie und Dunkelkammertechnik beherrschten, mußten sie überlegen, welche Aspekte ihrer Gemeinde auf welche Weise darzustellen waren, um den Berlinern einen zutreffenden Eindruck zu vermitteln.)
3. Räumliche Distanzierung[4] vom Hier und Jetzt der dörflichen Umwelt schärft den Blick für den kaum bewußt wahrgenommenen Alltag in dieser Umwelt. Darüberhinaus werden die Jugendlichen mit neuen Erfahrungshorizonten konfrontiert: Sie machen Erfahrungen mit sich selber, mit Gesetz-

mäßigkeiten anderer sozialer Felder und werden mit Potezialitäten eines anderen Lebensstils konfrontiert. Dadurch können neue Fantasien, Tagträume, Perspektiven, Utopien für die eigene Lebensplanung angestoßen werden.
4. Im Kontakt der Berliner Jugendlichen mit den Landjugendlichen spielten sich vielfältige Lernprozesse ab, die sich von den üblichen (vor allem schulischen) Lernerfahrungen der Jugendlichen grundlegend unterschieden. Das Durchschauen sozialer und ökonomischer Zusammenhänge in einem Stadtviertel (Kreuzberg/Neukölln) erfolgte nicht beispielsweise durch Vorträge - also rein über Kognition -, sondern durch die im persönlichen Kontakt vermittelte Erfahrung der Jugendlichen aus diesem Lebensfeld und durch unmittelbare Anschauung. Lernformen dieser Art beinhalten intensive, nachhaltig wirksame Erlebnisqualitäten, wodurch die "Effizienz" der gewonnenen Erkenntnisse gegenüber herkömmlich organisierten Lernprozessen wesentlich erhöht ist.
5. Das Selbstvertrauen der Jugendlichen wurde durch das gelungene Projekt nachhaltig gestärkt: Ein Jugendlicher äußerte: "Vor Berlin hätte ich nie gedacht, daß wir hinkommen, heute liegt es fast vor der Haustür".
6. Die langfristige und recht "anspruchsvolle" pädagogische Konzeption des Projekts überforderte die Jugendlichen nicht, da sie ständig konkrete Perspektiven bot. Der konkrete Nutzen des Plans blieb für die Jugendlichen ständig erfahrbar und auch über Problemsituationen hinaus (z.B. technische Pannen beim Videofilmen, Stagnieren der Entwicklung des Theaterstücks) tragfähig. Konnten die Jugendlichen auch nicht alle Dimensionen des Konzepts verstehen - allermeist interessierten sie sich gar nicht dafür[5] - so machten sie doch Erfahrungen mit planvoll und zielgerichtet ablaufenden und für sie befriedigenden Aktivitäten.

c) Gruppenalltag

Während der folgenden Phasen, die die Jugendgruppen durchlief, wurden Projekte der geschilderten Art aus verschiedenen Gründen eher Ausnahmen.
Die intensive Betreuung durch Pädagogen wurde zugunsten der Eigeninitiative der Gruppe zu einer punktuellen Be-

ratung abgebaut. Dabei gelang es nur sehr unvollkommen, den Jugendlichen zu vermitteln, welchen Bedingungen gelingende Projekte der geschilderten Art unterworfen sind. Die natürliche Fluktuation unter den Mitgliedern der Jugendgruppe und der Mangel an geeigneten Räumen verhinderten langfristige Kontinuität.
Der Gruppenalltag war (und ist) durch ein wöchentlich einmaliges Treffen geprägt, an dem Unternehmungen geplant, oder seltener auch gespielt oder beispielsweise gekocht wurde und von dem weitere Kontakte und Absprachen für andere Unternehmdungen ausgingen (Konzertbesuche, Kneipenbesuche, gemeinsam verbrachte Wochenenden, gemeinsamer Urlaub usw.)[6].
Ein zentraler Inhalt der Gruppe, der Kontinuität bewahrte, in dem sogar eine neue Tradition begründet wurde, stellt bis heute die Veranstaltung mehrerer Konzerte und Tanzveranstaltungen im Jahr dar. Dabei organisiert die Jugendgruppe die Bands selber, handelt mit den Managern die finanziellen Bedingungen aus, wobei sie das volle finanzielle Risiko trägt, und übernimmt die Organisation der Veranstaltung mit Hallenbelegung, Bewirtung usw. Das erstaunliche ist, daß die Konzerte der Jugendgruppe (im Gegensatz z.B. zu offiziell vom Kreis veranstalteten Rockkonzerten) im Durchschnitt Gewinn abwarfen. Dabei konnten "hochkarätige" - und auch entsprechend teure - Gruppen der Musikscene verpflichtet werden (z.B. die "Puhdys"). Die Jugendlichen, vielfach Fachleute durch ihren alltäglichen Musikkonsum, entwickelten ein hochsensibles Gespür dafür, den Geschmack der potentiellen Besucher, die lokalen und regionalen Marktbedingungen (Konkurrenzveranstaltungen usw.) und die eigenen finanziellen Risiken mit einander perfekt auszubalancieren.
Mit diesen Musikveranstaltungen tritt die Jugendgruppe an die Öffentlichkeit und demonstriert ihre Bedeutung, indem sie den anderen Jugendlichen der gesamten Region die sonst seltene und nur schwierig erreichbare Möglichkeit bietet, Musik ihres Geschmacks zu hören.

Über die Funktion der Jugendgruppe als "Musikagentur" hin-

aus machen die Jugendlichen ständig Erfahrungen mit den folgenden Problemen:

1. Durch die Fluktuation in der Gruppe (z.B. durch Abwanderung wegen Ausbildung usw.) stellt sich ständig das Problem der Reproduktion: Wie können neue Jugendliche angesprochen werden und langfristig motiviert werden; Wie kann eine gewisse Ausgewogenheit zwischen Jungen und Mädchen erreicht werden?
2. In der Jugendgruppe verschmelzen einerseits (Teile von) Cliquen[7] und bilden sich andererseits neue Gruppenformationen (in die z.B. auch Einzelgänger oder kleine Mädchencliquen integriert werden), die in der Regel entweder auf die begehrte gemischte Clique oder auf eine reine Männerclique hinziehen. Dabei können auch Brüche oder Konflikte innerhalb der Gesamtgruppe entstehen.
3. Die Gruppe arbeitet ständig an ihrem Stil. Führten zeitweise "antiautoritäre Züge" - alle reden gleichzeitig und ohne sich zuzuhören - zu Frustration und Unproduktivität, können Gegenreaktionen in "Vereinsmeierei", Formalismus und Autoritätsrivalitäten ausarten und breit verankerte Verantwortlichkeit fast völlig verhindern.

Als selbstverständlich wurde in der Gruppe ein basisdemokratisches Element durchgehalten: Wer da ist, spricht mit und entscheidet bei Abstimmungen mit. So werden "einsame" Entscheidungen einer Führungsclique zu verhindern versucht. Amüsiert erzählen Gruppenmitglieder über die Verwirrung offizieller Stellen über die Tatsache, daß es bei der Jugendgruppe keinen "Chef" oder Alleinverantwortlichen gibt.

4. Auch die Jugendgruppe wird ständig mit dem Problem der Langeweile und der Tendenz, sich in Routine festzufahren, konfrontiert. Diese Gefahr wird besonders in Zeiten deutlich, wenn es nicht gelingt, eine längerfristige Perspektive für Aktivitäten zu entwickeln. In bestimmten Zeiten wurde so die Organisation von Konzerten der einzige Inhalt, an dem sich die Gruppe orientieren konnte. In solchen Situationen sucher die Jugendlichen nach (erwachsenen) Vertrauenspersonen, die ihnen neue Impulse vermitteln könnten.

d) Generationswechsel

Im März 1981 bestand die Jugendgruppe zu etwa drei Vierteln aus Jugendlichen, die die Motorradausstellung und Berlinfahrt nicht selbst miterlebt hatten. Auf einem Hüttenwochenende formulierten diese "Jüngeren" ihr von ihnen so erlebtes Ausgeschlossensein von bestimmten Informationen und Kontakten (z.B. zur Kreisjugendpflege oder zu einer Arbeitsgruppe aller Jugendzentren und -initiatoren des Kreises) und forderten, über die formale Gleichheit mitreden und mitbestimmen zu können, hinaus in ihren Wünschen, Anregungen und genauso ernst genommen zu werden wie die "Alten". In einem sehr ernsthaften Gespräch wurden offen persönliche Beziehungen angesprochen, Kritik klar geäußert, aber gleichzeitig von den "Jüngeren" die Bereitschaft zu stärkerem Engagement angeboten.
In diesem Gespräch wurde eine Ebene des gemeinsamen Umgangs erreicht, die den üblichen Gruppenalltag überschritt. Jenseits des berechtigten Interesses, miteinander Spaß zu haben und eine interessante Freizeitgestaltung zu erleben, fanden die Jugendlichen von sich aus eine Form des Umgangs untereinander, die die üblichen Regeln der Kommunikation in Familie und peer-group überschritt[8]. Es war gelungen, innerhalb der Jugendgruppe - wenigstens auf dieses Ereignis begrenzt - eine neue Art von Sozialverhalten zu praktizieren: Sympathien und Antipathien zu formulieren, Konflikte und Probleme offen und klar zu äußern und dabei ein konstruktives Gemeinschaftsgefühl nicht zu zerstören.

In der Erfahrung solcher Qualitäten bieten sich Ansatzpunkte, die tradierten Interaktionsstrukturen (z.B. gegenseitiges Belauern, "hinten-herum-Reden", sich minderwertig machen und fühlen, Autoritäten über sich bestimmen zu lassen, Angst voreinander zu haben) zu überschreiten und neue Möglichkeiten einer kommunikativen Kultur zu entwerfen. Während die meisten Jugendlichen in ihrer Sozialisation kaum gelernt haben, z.B. Gefühle (auch verbal) zu äußern oder belastende atmosphärische Situationen durch offenes Ansprechen zu bereinigen, könnten Erfahrungen, wie sie beschrieben wurden, mithelfen, einsozialisierte

"blinde Flecken" auszufüllen.
Das beschriebene Gespräch war ein erster Anfang, der viele Rückschläge nicht verhindern konnte. Es ist notwendig, daß eine erfahrene (erwachsene) Persönlichkeit, die das Vertrauen der Jugendlichen genießt, immer wieder Impulse und Ansätze vermittelt, um bei den Jugendlichen selbst die Fähigkeit zur Offenheit zu entwickeln, die sich nicht von alleine aus wenigen isolierten Erfahrungen bilden kann.

e) Die Situation nach 5 Jahren offener Jugendarbeit auf dem Land.

Im Winter 1982/83 waren 5 Jahre seit der Motorradausstellung vergangen, die zur Installierung der offenen Jugendarbeit führte. Ende 1982 stellte sich die Situation der Jugendlichen folgendermaßen dar:
1. Nach fast 5-jährigem Kampf mit der Gemeindeverwaltung wurde der offenen Jugendarbeit der Jugendgruppe Räume zur Verfügung gestellt, die von den Jugendlichen zum großen Teil selber ausgebaut werden. Verhielt sich der Gemeinderat jahrelang strikt ablehnend bis hinhaltend - man hoffte, die Jugendgruppe würde sich totlaufen wie zwei andere Versuche der Vergangenheit - konnte auf Druck einiger Erwachsener, die auch in einem Förderverein vertreten sind, aber vor allem der Jugendlichen selber die Problematik der offenen, nicht-vereinsgebundenen Jugendarbeit in der Gemeinde nicht länger ignoriert werden. Die Neuorientierung der offenen Jugendarbeit durch eigene Räumlichkeiten wird eine Bewährungsprobe für die ca. 20-30 engagierten Jugendlichen der bestehenden Jugendgruppe darstellen.
2. Kein Mitglied der heutigen Jugendgruppe hat das 1. Jahr miterlebt, in dem wesentliche Erfahrungen mit einer inhaltsreichen und kontinuierlichen Jugendarbeit gemacht wurden. Die Erfahrungen mit längerfristigen Zielen und tragfähigen Perspektiven sind bis auf die Kontinuität der Konzertplanungen und gemeinsamer Urlaubsreisen verloren gegangen.
3. Es ist sehr erstaunlich, daß trotz vielfach unbefriedigenden Leerlaufs in der Jugendgruppe ständig neue Jugendliche aus der Gemeinde - wenn auch vielfach nur für kür-

zere Zeit - angesprochen werden. Einige Erfahrungen mit Veranstaltungen. die schlecht oder gar nicht geplant waren. legen den Schluß nahe, daß selbst ein relativ schlechtes Angebot zu Selbstgestaltung oder auch Konsum vielen Dorfjugendlichen trotzdem noch attraktiver erscheint als ihre sonstige Freizeitgestaltung.
Ein Beispiel für dieses Phänomen stellt die Fünfjahrfeier der Jugendgruppe dar: Der Abend lief weitgehend ungeplant ab. Nur Musik, nicht-alkoholische Getränke (eine weitere Tradition der Gruppe) und Essen waren besorgt worden. In einem riesigen, ungemütlichen Raum verloren sich einige Gruppen von Jugendlichen. Es herrschte ständig hektisches Kommen und Gehen. Trotz dieser äußerst ungünstigen Rahmenbedingungen waren ständig über 50 Jugendliche anwesend. Dies legt den Schluß nahe, daß selbst diese ungeplante "Fête" auch etlichen Jugendlichen, die sonst in keinem oder nur losem Kontakt zur Jugendgruppe stehen, als bessere Alternative zu ihren sonstigen Möglichkeiten, diesen Abend zu verbringen, erschienen sein muß. Die allgemein unbefriedigende Freizeitsituation der Jugendlichen senkt das Bedürfnisniveau der Jugendlichen so weit, daß jede noch so schlechte Möglichkeit, bei der "etwas geboten ist", als attraktiver erscheint als die sonstige Öde und Routine des Freizeitalltags.

9.2. Jugendarbeit auf dem Lande: Ziele, Perspektiven, Hoffnungen.

Jugendarbeit auf dem Lande kann nur sehr begrenzt in die regionalen gesellschaftlichen Prozesse - d.h. in die Struktur der ökonomischen und soziokulturellen Verhältnisse - korrigierend oder verändernd eingreifen. Diesem Faktum entspricht auch die herkömmliche Orientierung von Jugendarbeit generell. Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist traditionell überwiegend auf den Bereich der Freizeit verwiesen und versucht von diesem Terrain ausgehend Angebote und Hilfen für die gesamte Lebenssituation der Kinder und Jugendlichen zu konzipieren.

Grundsätzlich werden auch künftig die Schwerpunkte ländlicher Jugendarbeit im Freizeitbereich liegen. Allerdings bleibt zu fragen, ob angesichts der sich ausbreitenden Jugendarbeitslosigkeit auf dem Lande nicht Konzepte entwickelt werden müssen, mit denen besonders benachteiligte Jugendlichen zu einer materiellen Existenz verholfen werden kann. Dabei wird weniger an selbstorganisierte "alternative Arbeitsprojekte" gedacht, die in der Regel nicht von Problem-Jugendlichen (die beispielsweise über keinen Hauptschulabschluß verfügen, längere Zeit arbeitslos sind und massive Schwierigkeiten bei der Bewältigung dieser Situation haben) aufgebaut werden können. Es geht um Projekte, die von Trägern der Jugendhilfe angeregt und begleitet werden[9], die Jugendlichen ohne Ausbildungs- und Arbeitsplatz auf unterschiedliche Weisen Hilfen anbieten können. So müssen zunächst beispielsweise Beratungsangebote und Vermittlungshilfen entwickelt werden, die Nischen im Arbeitsmarkt ausnutzen können. Weiterhin könnten in (zeitlich befristeten) Projekten Jugendlichen Grundqualifikationen in verschiedenen Berufszweigen vermittelt werden, wobei durch intensive sozialpädagogische Betreuung an den dabei entstehenden Probleme mit der Arbeitskontinuität und den persönlichen Schwierigkeiten der Jugendlichen gearbeitet werden muß. Durch solche Ansätze können die Chancen der Jugendlichen erhöht werden, auf dem regulären Arbeitsmarkt untergebracht zu werden. Darüberhinaus ist zu versuchen, durch Betriebsgründungen unter dem juristischen Dach von Jugendhilfeträgern reguläre Ausbildungsplätze zu schaffen, wobei ebenfalls eine sozialpädagogische Betreuung gewährleistet sein könnte.
Ist auch absehbar, daß sich solchen Ansätzen der Schaffung selbst zeitlich befristeter Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten für benachteiligte Jugendliche in der ländlichen Region erhebliche Schwierigkeiten konzeptioneller und vor allem finanzieller Art entgegenstellen werden, müssen solche Versuche doch gestartet werden. Sie bieten die Chance, eine zentrale Problemsituation der Jugendlichen, nämlich ohne Arbeits- und Ausbildungsplatz zu sein, samt den psycho-sozialen Folgewirkungen an der Wurzel an-

zupacken - eine Chance, die in der herkömmlichen Jugendarbeit kaum gegeben ist[10].

Nach Überlegungen zu Ansätzen in der Jugendarbeit auf dem Lande, die unmittelbar die Arbeitswelt und materielle Existenz der Jugendlichen tangieren, muß ebenso der konventionelle Freizeit-Ansatz der Jugendarbeit reflektiert werden und vor dem Hintergrund der Lebensweltanalyse vor allem in Teil 2 dieser Arbeit auf neue Ziele und Perspektiven untersucht werden.
Dazu lassen sich einige Grundsätze formulieren.
Jugendarbeit auf dem Lande soll innerhalb der Subkultur der Jugendlichen Lernprozesse einer Qualität ermöglichen, die-indem sie sich von den Lernerfahrungen der Jugendlichen vor allem in der Schule so total unterscheiden, daß sie subjektiv gar nicht als "Lernen" begriffen und damit abgelehnt werden - Jugendlichen Erfahrungen mit einer sich neu entwickelnden nicht-kumulativen Kultur ermöglichen.

Dies bedeutet, daß Prozesse organisiert werden, die Bedürfnisse von Jugendlichen nicht nur aufgreifen, sondern - was entscheidender ist - Bedürfnisse von Jugendlichen auf bestimmte Ziele hin entwickeln[11], im Sinne Lefèbvres: "Je mehr Bedürfnisse das menschliche Wesen hat, umso mehr existiert es. Je mehr Potenzen und Fähigkeiten es hat, desto freier ist es"[12].
Die Bedeutung dieser Aufgabe für die Jugendarbeit wird besonders deutlich, wenn man sich an die Umfrageergebnisse unter Jugendlichen (Kapitel 8.4.) oder an den Zwang, selbst schlechte Voraussetzungen von Jugendarbeit akzeptieren zu müssen (9.1.,e)), erinnert. Diese beiden Beispiele zeigen, wie gering die Ansprüche der Jugendlichen an qualitativ reiche Lebenshorizonte entwickelt sind, die durch die spezifischen Lebensverhältnisse der Region großenteils verbarrikadiert erscheinen.
Perspektiven und Ziele einer durch Jugendarbeit auf dem Lande neu zu entwickelnden nicht-kumulativen Kultur für Kinder und Jugendliche können in 4 Punkten stichwortartig umrissen werden:

1. Das Hauptinteresse der Jugendlichen an der Jugendarbeit auf dem Land liegt darin, in ihrer Freizeit mit anderen zusammen in möglichst interessanten Unternehmungen Freude und Spaß zu erleben. Diesen Grundimpuls muß die Jugendarbeit, will sie überhaupt Jugendliche ansprechen, ernst nehmen. Spiel, körperliche Aktivitäten, Reisen, Fantasie als anerkannter produktiver Faktor, gemeinsame Erlebnisse usw. erschließen ständig neue Erfahrungshorizonte, die über die Öde des Arbeitsalltags und häuslicher Probleme hinausweisen und situativ wie längerfristig Gegenbilder und Alternativen bieten.
In den Aktivitäten der Jugendarbeit müssen an die Jugendlichen Anforderungen gestellt werden, die sie reizen, ihre Energien in einen kontinuierlichen Prozeß der Bedürfnisbefriedigung (und damit - entwicklung) zu investieren, der sie ständig mit neuen Potenzen in ihnen selbst konfrontiert.

2. Jugendarbeit besitzt speziell auf dem Land eine zentrale Funktion als Entscheidungs- und Orientierungshilfe angesichts 1. der Orientierungsphase Jugend überhaupt und 2. der Situation der Jugendlichen in einer ländlichen, traditionsbeladenen Welt.
In der Praxis der Jugendarbeit müssen die Jugendlichen in der Auseinandersetzung mit Pädagogen und den peers eine Standortbestimmung ihrer Lebenssituation leisten. Dies bedeutet, daß die Jugendlichen die Bedingungen ihrer Existenz nicht einfach unreflektiert hinnehmen, sondern in einem Prozeß ständiger Bewußtwerdung ihre Berufs- und Arbeitssituation (die Eingebundenheit in die ökonomischen Verhältnisse), Lebenspläne ihrer Eltern (Eingebundenheit in Traditionen), Strukturen des Reproduktionssektors (Freizeit, Jugendkultur, kumulative Industriekultur) kritisch durchschauen und bewerten lernen. Erst auf Grund einer wenigstens tendenziell geleisteten Standortbestimmung und der Klarheit über die eigenen Wünsche eröffnet sich die Möglichkeit, Zukunftsperspektiven für ein möglichst selbstbestimmtes Leben aufzubauen und damit wenigstens Ansätze

einer Emanzipation von der Fremdbestimmung der traditionellen ländlichen Normalität zu leisten. Jugendarbeit auf dem Lande kann damit die Phase der potentiellen Offenheit, des Noch-Nicht-Festgelegtseins der Jugendphase entweder wenigstens verlängern helfen oder vielleicht sogar dazu beitragen, in die traditionelle Starre der Lebenspläne dynamische Aspekte allmählich als Element einer neuen Normalität zu verankern.

3. Jugendarbeit auf dem Land soll dazu beitragen, die Leerstellen und das Wertvakuum zu füllen, die die nur noch tendenziell brauchbaren traditionellen kleinbäuerlichen Werte hinterlassen haben. Neue Perspektiven könnten eröffnet werden
- im Aufsprengen der dörflichen Enge, der Vorstellung, die eigene Begrenztheit als Nabel der Welt zu betrachten, durch Horizonterweiterung im weitesten Sinne z.B. durch Reisen oder durch Konfrontation mit neuen Gedanken oder Lebensformen;
- in der Erprobung neuer Kommunikationsstile (zunächst unter den Jugendlichen), in denen z.B. traditionelle Formen des Übereinander-Redens durch Offenheit in persönlicher Interaktion, durch Einübung von Kritik- und Konfliktfähigkeit überwunden werden;
- in der Überwindung des Mißtrauens und Belauerns durch Erfahrungen der Gemeinsamkeit, Verantwortlichkeit für andere, Solidarität;
- in der Erfahrung, Gefühle gegenüber anderen ausdrücken zu lernen;
- in der Stärkung des Selbstvertrauens der Jugendlichen, eigene Wege (u.U. im Gegensatz zu traditionell vorgestanzten Dorfkarrieren) zu gehen.

4. Jugendarbeit auf dem Lande muß im Sinne einer neuen nicht-kumulativ orientierten Kultur den Jugendlichen Ansätze und Anstöße bieten, aktiv in die Traditionsbildung einzugreifen. Dies bedeutet a) einerseits mit bestimmten Traditionen bewußt zu brechen und sie durch neue Orientierungen zu ersetzen oder b) andererseits sich bewußt be-

stimmte Traditionen der bäuerlichen Vergangenheit anzueignen.
An einigen Beispielen konkretisiert, könnte dies bedeuten:
a) - Die fatalen Auswirkungen des rigiden Arbeitsethos auf das Zusammenleben der Menschen könnten zunehmend durchbrochen werden durch eine Orientierung an Lebensformen, wie sie in Spuren schon in der Freizeit innerhalb der Jugendsubkultur gelebt werden[13]. Erfahrungen mit befriedigenden Formen der Freizeitgestaltung könnten ein neues Fundament für die Lebensorientierung im späteren Erwachsenenleben darstellen.
- Die Vorstellung der "Gottgegebenheit" von Machtverhältnissen zwischen Mann und Frau, in Familie, Betrieb, Gemeinde könnte durch ständige Erfahrungen in der Jugendarbeit mit demokratischen Strukturen durch Reflexion von Autoritätsverhältnissen, und von Rollenverhalten und Kommunikationsstrukturen allmählich durchbrochen werden und durch selbstbewußteres, reflektiertes Auftreten in der Solidarität Gleichgesinnter ersetzt werden.
b) Jugendarbeit auf dem Land kann Hilfe leisten bei der Transformation "wert-voller", noch uneingelöster, unabgegoltener Inhalte der bäuerlichen Tradition in neue Leitbilder.
Ein solcher wichtiger Inhalt stellt der (bäuerliche) Konservativismus im Sinne der Erhaltung der existenziellen Lebensgrundlagen der Menschheit dar, ein Thema, das im Augenblick vor allem von der Ökologie- und Friedensbewegung aufgegriffen wird und erst langsam in seinen tiefen Dimensionen begriffen wird.
Die unmittelbare Verwandtschaft dieses modernen Anliegens zu Traditionen in der eigenen Region, die bei den Vorfahren nach der Abwehr feudaler Übergriffe im 18. Jahrhundert und 1848 allerdings ihren konservativ-revolutionären Biß verloren[14], könnte bei den Jugendlichen das Bewußtsein für die Aufgabe schärfen, in ihrer Lebensumwelt nicht-kumulativ-orientierte Nischen zu erhalten, zu verteidigen und zu erweitern. Dies bedeutet, daß Jugendliche sich bewußt bestimmte Traditionen aneignen, aber nicht nur volks-

tümelnd die äußeren Formen - inzwischen oft leere Hülsen - überstreifen, sondern selbst Inhalte und Qualitäten prägend in die Traditionsbildung eingreifen.
Ein weiterer wichtiger Inhalt könnte die Tradierung des Kommunikationsstils ländlicher Gemeinden darstellen. Würde es gelingen, durch die Aneignung neuer Kompetenzen und das Durchsetzen einer "neuen Normalität" wenigstens ansatzweise die Umgangsformen der Menschen untereinander von Zwängen einer überlebten Sitte und permanenter Ängste zu reinigen, wäre damit ein zentrales Leitbild humanen Zusammenlebens gegeben, das der Anonymität, Vereinzelung und Vereinsamung urbaner Räume entgegenstehen könnte. Neben allen gesellschaftlichen Aufgaben einer Humanisierung der Arbeitswelt und einer Kontrolle des sich quasianarchisch durchsetzenden kumulativen Prozesses wird immer drängender der Mangel einer kommunikativen Kultur bewußt, die in der Nähe zu anderen Menschen eine emotionale Heimat schaffen könnte. Ländliche Lebensformen bieten bisher nur mangelhaft ausgeschöpfte Anstöße zu einer solchen Utopie.

Diese in 4 Punkten noch recht allgemein formulierten Ziele und Perspektiven muß die Praxis der Jugendarbeit auf dem Land ständig in neu zu entwickelnde Formen und Methoden eingießen, die bedürfnisentwickelnd und damit für Jugendliche ansprechend wirken.
Die Jugendarbeit auf dem Lande muß bei dieser Aufgabe ständig die spezifischen Möglichkeiten, die in den Strukturen der ländlichen Umwelt und in der Jugendsubkultur schon angelegt sind, aufgreifen. Ansatzpunkte in diesem Sinne bilden die spezifischen ländlichen Kommunikationsstrukturen und die Gruppenstrukturen und -aktivitäten, die die peers autonom ausbilden.
Diese Ansätze muß die Jugendarbeit auf dem Land unterstützen und fördern, gleichzeitig muß sie aber neue Zielperspektiven und -horizonte - wie sie grob umrissen wurden - in der Lebenswelt der Jugendlichen verankern, damit die vielfach problematischen Lebensverhältnisse der Jugendlichen verändernd aufgegriffen und gleichzeitig in Richtung auf eine humanere Lebensqualität transzendiert werden

können. Bei dieser Aufgabe, den Jugendlichen Bausteine zu Identität und Heimat bieten zu können, steht die Jugendarbeit auf dem Lande noch ganz am Anfang.

Materialanhang

1. Zu Kapitel 1

Aus Heiratsurkunden aus Burladingen 1844/45[1]:

Codierung der Fälle	Wert des gesamten Besitzes incl. Haus, Wiesen, Vieh Aussteuer - in fl: Ehegatte	Ehegattin	"erheirateter Wert" Σ	Ehegatte: Größe der Äcker in J	Ehegatte: Wert pro J in fl	Ehegattin: Größe der Äcker in J	Ehegattin: Wert pro J in fl	gemeinsamer Besitz (Σ): Größe der Äcker in J	gemeinsamer Besitz (Σ): Wert pro J in fl (Durchschn.)	
- 2 -	2265	2288	4553	5 1/8	365	5 5/8	289	10 2/3	328	"Ober-
- f -	2650	1238[2]	3888	2 1/6	286	2	619	4 1/6	413	schicht"
- 4 -	2036	1408	3444	2,8	401	3 3/8	315	6,2	354	
- 8 -	943	1059	2002	2 1/8	350	3 1/3	189	5,5	261	
- 7 -	366	741	1107	0,83	396	1,5	291	2,3	329	"Mittel-
- 5 -	545	447	1092	0,875	480	1,25	294	2,1	336	schicht"
- 6 -	529	442	971	1 1/4	291,5	1 3/8	228	2 5/8	258	
- 11 -			737	1,5	193	0,83	289	2,3	227	
- 15 -	462	258	720	3/4	200	1	130	1 3/4	160	"Unter-
- 10 -	296	418	714	1	206	1,5	163	2,5	180	schicht"
- 13 -	(keine Wiesen)		700	1,875	266	1/2	376	2,375	258	
- 9 -	440	196	636	3/4	(366)[2]	-	-	3/4	(488)[3]	
- a -	2408	798	3206	Ein Witwer (Gastwirt) mit Kindern heiratet Ledige						
- g -	110	690	800	Die Frau hat ein nicht eheliches Kind						
- 12 -	1295	398	2490	Ein Witwer mit Kindern heiratet Ledige						
- 14 -	700	6368	7068	Eine Witwe aus Burladingen mit 5 Kindern heiratet Auswärtigen (der 300 fl Bürgergeld zahlen muß)						

1 J = 1 Jauchert = 0,34 ha

Die aufgeführten Beispiele sind ausgewählt aus den Heiratsurkunden der Jahre 1844/45 in Burladingen während des Zeitraums von etwa einem Jahr.
Die ausgewählten Fälle sind bezüglich der ersten 12 Beispiele typisch für die Heiraten lediger Bürger, die letzten vier Beispiele zeigen davon abweichende Besonderheiten. Die ersten drei Beispiele sind alle in den Akten tatsächlich vorfindbaren "reichen" Heiraten, von den "Armenheiraten" (unter 1000 fl) gäbe es etwa die doppelte Anzahl sehr ähnlicher Fälle darzustellen. Einige wenige ähnliche Fälle könnten aus dem "Mittelfeld" ergänzt werden.

2. Zu Kapitel 2

2.1.
1992 startete das Oberamt Hechingen eine Umfrage in allen Gemeinden, um die Verhältnisse der Hausindustrie im Oberamt zu erheben[4].
Es wurde gefragt u.a.
1. nach dem durchschnittlichem Wochenverdienst einer Familie mit mittlerem Umfang, die bei Nähen, Stricken oder Sticken beschäftigt ist,
2. ob der Viedienst regelmäßig sei oder unterbrochen,
3. welches Verhältnis zwischen Arbeitsverdienst und den Preisen für die Lebensbedürfnisse bestehe. Die Ergebnisse aus einigen Gemeinden sind im folgenden kurz zusammengestellt.

Gemeinde	durchschnittlicher Wochenverdienst der Familie durch Heimarbeit	durchschnittliche Arbeitszeit	regelmäßiges Verdienst?	Verhältnis Arbeitsverdienst/Preise
Jungingen	18 M bei gewerblichem Betrieb und Taglöhnern in Landwirtschaft 2 Arbeitskräfte	12 Std. tägl.	im Winter Hausierhandel	Wer kein Vermögen besitzt ist Einschränkungen unterworfen
Burladingen	9,60 M Oktober-März: 2 männl. Personen beim Holzmachen im Wald, 1 weibl. stickt, 1 weibl. im Haushalt 19 M restliche Zeit	männl.: 9 Std. weibl. (stikken): 14 Std. 14 Std. tägl.	unregelmäßig. Im Winter arbeitslose Zeit. Vor Heuernte und zwischen Heuernte und Ernte nur Landwirtschaft	Schlechtes Verhältnis. Wer keine Landwirtschaft hat, kann sich mit Verdienst nicht ernähren, besonders wenn unter 14-jährige Personen in der Familie sind, die nichts verdienen können.
Bisingen	18 M, 2 männl., 1 weibl. Personen	234 Std./Woche = 13 Std/Tag/ Person	1/6 des Jahres arbeitslos. Im Winter keine Beschäftigung.	Arbeitsverdienst balanciert mit den Lebensmittelpreisen
Grosselfingen	4 M, 2 Arbeitskräfte	10 Std. tägl.	3/4 Jahr	Arbeitsverdienst reicht nicht zum Lebensunterhalt.
Stetten u.H.	15 M, 3 Personen	10 Std. tägl.	regelmäßiger Verdienst, da immer Landwirtschaft. In den arbeitslosen 1 1/2 Monaten Tagelöhnern in der Landwirtschaft	Arbeitslohn: Lebensunterhalt = 4/10 : 4/10
Hechingen	25,80 M, 1 Manneskraft 2 Kinder	Zusammen 180 Std./Wo.	regelmäßiger Verdienst, regelmäßiger Verdienst, nicht freiwillig entzieht, um Felder zu bebauen	Familie kann sich vom Verdienst gerade nähren, ohne Ersparnisse machen zu können

2.2.
Zusammenstellung der Löhne und Zahlen der Arbeiter in der Weißzeugstickerei.

a) Hohenzollern

		durchschnittl. Löhne tägl.	Anzahl der Arbeiter	Quelle
Vor 1850	OA Hechingen	15 xr[5]		Ziegler, S.28
1871	OA Hechingen	30 - 36 xr		Cramer, S.234
1853	OA Gammertingen	6 - 15 xr[6], durchschnittl. 12 xr	712, darunter 187 Kinder unter 14 J.	Ziegler,S.58
1853	Empfingen	6 - 8 xr	100	Ziegler, S.91
1853	Straßberg		300	dto.
1853	Reg.Bez. Sigmaringen	Jahreslohn: 35 fl 45 xr	1508 (= ca. 4 % der Bevölkerung)	dto.

Die Verdienste lagen im Ebinger Bezirk und in Hohenzollern äußerst niedrig. Während im Oberamt Balingen durchschnittlich 16 fl jährlich verdient wurden, wurden in Tettnang durchschnittlich 53 fl 34 xr, in Waldsee 25 fl 43 xr erreicht[8]. Darüberhinaus mußte an die "Förker", die Zwischenhändler zwischen Verleger und Heimarbeiter bis zu 20% des Lohnes abgetreten werden[9].

b) Bezirk Ebingen (OA Balingen), 1854

Gemeinde	seit wann Mousselin-stickerei?	Anzahl der Arbeiter (-innen)	darunter Männer	Einwohner 1855	Spalten 3:5 %	Welche Zeit 1853 durch-schnittl. beschäf-tigt? (Monate)	durchschnittl. Verdienst/Tag bei 10-12 Std. in xr eingeübte Stickerin Tam-bonnieren	Bunt-stikken	Fein-stikken	Anfän-gerin	Gesamtver-dienst pro Jahr und Gemeinde in fl	durchschnittl. Jahresverdienst pro Arbeiterin in fl 12 : 3
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Bitz	1822	300	30	905	33	6	24			10	6000	20
Onstmettingen	1849	700	100	1799	39	8		12	12	3	(4200 14200	6)[7] 20
Streichen	1833	109	40	317	34	6	12	10	12	2 1/2	1550	14
Tailfingen	1850	320	60	1647	19,5	8	13 1/2	15	16 1/2	4	8800	27,5
Winterlingen	1784	700	250	1916	36,5	6	15			6	15600	22
Zillhausen	1849	82	36	747	11	6	11	11	13 1/2	3	1500	18
OA Balingen (Durchschnitt)		5452		30268	18						84147 (Nach Wü 65/4, 1066) teilweise selbst berechnet	15,5
1891:												
Bitz		30				jährl. 3 Mon.	0,70-0,80 M					
Winterlingen		100 mit Maschine 150 von Hand					1,20 M				(Wü 65/4, 1069)	

2.3. Altersstruktur und Löhne der Arbeiter(innen) von L. Stölker & Deliste in Laucherthal 1857[10].

a) Altersverteilung (kumulierte Σ)

		Wieviele Arbeiter (absolut/ in %) waren unter 14		unter 16		unter 18		unter 21		unter 25 Jahren?		Gesamtanzahl der Arbeiter (innen)
			%		%		%		%		%	
Weberei	männl.	-	-	1	4,8	4	19	6	28,6	8	38	21
	weibl.	-	-	5	6,3	20	23,3	39	49,5	58	73,4	79
Spinnerei	männl.	2	3,6	12	21,4	25	44,6	36	64,3	41	73,2	56
	weibl.	-	-	9	12,9	20	28,6	33	47,1	47	67,1	70

In beiden Betrieben waren 12,8 % der Arbeiter(innen) unter 16 Jahre alt.

Die Durchschnittsalter der Arbeiter(innen) betrugen in Jahren:

Weberei	männlich	30,5
	weiblich	21
Spinnerei	männlich	19
	weiblich	21

b) Taglöhne der Arbeiterinnen und Arbeiter

Weberei

männlich	Kreuzer	Anzahl der Arbeiter
Meister	110	1
Schlichter	92,5	4
	85	1
	65	1
Blattmacher	54	1
	45	1
Weber	38(28-48)	8
	36	2
	34	1
	27	1
Σ	1166	21

$\bar{x}$ = 55,5
σ = 24,5
darunter 1 Jgdl. mit 27 xr

weiblich	in Kreuzer	Anzahl der Arbeiterinnen
	40	1
	39	3
Weber	38(28-48)	64
	30	1
	28,5	5
	26	1
Aushilfe	24	2
dto.	20	1
	18	1
Σ	2735,5	79

$\bar{x}$ = 34,6
σ = 3,5
darunter 5 Jugendliche
Σ = 83 xr, $\bar{x}$ = 16,5 xr

Spinnerei

männl.			weibl.		
"Mule Jenny Spinner"	79,5	9	Horglerinnen	33,5	11
Aufseher	60	2		33	7
	46,5	2		30	1
	42	2	"Throstle aufsetzen"	28	12
	32	1		26	1
	30	6		24	4
	28	4	"Mule Jenny Auf-	22	6
	26	3	setzer"		
	25	1	"Throstle aufsetzen"	21	7
	24	2		20	9
"Mule Jenny Auf-				19	5
setzer" (14-19J.)	22	10		18	6
	21	2		15	1
	20	5			
	19	4	Σ	1764,5	70
	18	1	$\bar{x}$ =	25,2	
	12	1	σ =	9,1	
Σ	1805,5				
$\bar{x}$ =	32,2		darunter 9 Jugendliche		
σ =	14,2		Σ 166 xr; $\bar{x}$ = 15,1		

darunter
11 Jugendl. Σ 241 xr
$\bar{x}$ = 21,9 xr

3. Zu Kapitel 4

Statistik 1

Rückgang der Landwirtschaft, Zunahme der Gewerbetätigkeit

		Einwohner	Erwerbstätige in Landwirtschaft u. Gewerbe	Anteil der landwirtschaftl. geprägten Bevölkerg. in %	Arbeiter in Industrie u. Handwerk ab 1950: Beschäftigte im produzierenden Gewerbe	Anteil der Arbeiter an Werwerbstätigen in % ab 1950: der Beschäftigten im produzierenden Gewerbe
Regierungsbezirk Hz	1882	67000		61,5		
	1907	68649		60,5	3997	
	1925	71840		53,7	8353	
	1929				8798	
	1933	72991		49	8373	
	1939	73169		41,6	12125	
OA Hch	1907				2781	
	1925	23038	14635	43,7	5565	38
Lkr. Hch	1933	37670	23561	46,4	7349	31,2
	1939	37700	25891	38,2	8262	31,9
Raum Hch	1950	37090	22129	27,4	11035	50
	1961	43534	25166	10,1	16014	64
	1970	50434	25864	3,8	18052	70
OA Balingen	1871	32954		26,3		
	1925	49685	31658	24,7	18489	58,4
Lkr. Balingen	1939	70234	47631	20,3	22038	46,3
Gebiet des	1950	124811	74246	16,3	43496	59
heutigen	1961	148144	86825	8,8	57125	66
ZAK	1970	170486	88379	3	61594	70

Hz = Hohenzollern
Hch = Hechingen
ZAK = Zollernalbkries

Statistik 2

Anteil der Erwerbspersonen in der Landwirtschaft/Bevölkerung[12] in %

	1950	1961	1970
Hechingen	3,4	1,7	1,1
Burladingen	14,9	4,9	1,2
Bisingen	16,2	6,6	0,1
Gauselfingen			
Salmendingen	47,3	35,7	18,9
heutiger ZAK	16,3	8,8	3,0

Statistik 3

Produzierendes Gewerbe/Erwerbstätige

Von 100 Erwerbstätigen arbeiten im produzierenden Gewerbe/Erwerbstätige[12]

	1950	1961	1970
Hechingen	57	62	58
Burladingen	65	78	81
Bisingen	61	74	78
Ebingen	70	67	65
Tailfingen	82	80	79
Gauselfingen	69	81	85
Salmendingen	28	37	56
ZAK	59	66	70

Statstistik 4

Bedeutung der Textilinstrie[13].

	OA Hechingen ab 1933 Lkr. Hch. ab 1950 Raum Hch.		OA Balingen ab 1933 Lkr. Balingen		Stadt Hechingen		Burladingen		Bisingen		ZAK	
	1 Arbeiter in der Textilindustrie	2 Anteil an der Bevölkerung in %	1	2	1	2	1	2	1	2	1	2
1925	2311	10	8760	17,6			600	29,3				
1934	3873	10,3			1561	29,2	1160	46,6	817	43,7		
1939	4000	10,6	13000	18,5			1360	49,2				
1970	7496	14,9			1196	11,4	2235	40,7	876	16,9	26284	15,5

4. Zu Kapitel 6

Statistik 1

Anteil der gesamten Erwerbstätigen an der Wohnbevölkerung 1970 (in %)[14]:

		Rang in Baden-Württemberg
Baden-Württemberg	46,9	
Stadtkreis Stuttgart	52,1	1.
Lkr. Balingen	52,0	2.
Lkr. Hechingen	50,4	3.
Lkr. Tübingen	44,9	
Lkr. Reutlingen	47,5	
in Gemeinden des heutigen Zollernalbkreises:		
Burladingen	53,6	
Bisingen	52,2	
Ebingen	50,2	
Tailfingen	55	
Ringingen	59,9	
Hausen i.K.	55,6	

Statistik 2

Von 100 15-65-Jährigen (den Personen im erwerbsfähigen Alter) sind tatsächlich erwerbstätig[15]

in	1961	1970
Hechingen		74,5
Burladingen	91,6	85
Bisingen	89,7	82,5
Gauselfingen	89,6	85,6
Salmendingen	105,7	>100
im Gebiet des heutigen Zollernalb-kreises (ZAK)	88,8	83

Die hohe Anzahl der Erwerbstätigen in den noch landwirtschaftlich geprägten Gemeinden z.B. Ringingen, Hausen i.K. und Salmendingen ergibt sich aus Doppelzählungen von landwirtschaftlicher Tätigkeit bei gleichzeitiger Industriearbeit.

Statistik 3

Von 100 Erwerbstätigen sind der Stellung im Beruf nach Arbeiter (1970)[16]

in		Rang in Baden-Württemberg
Baden-Württemberg	48,1	
Süd-Württemberg-Hohenzollern	50,2	
Lkr. Tübingen	47,2	
Lkr. Reutlingen	53,2	
Lkr. Balingen	58,7	2.
Lkr. Hechingen	61,1	1.
in Gemeinden des heutigen Zollernalbkreises		
Burladingen	66,9	
Bisingen	68,3	
Ebingen	52,8	
Tailfingen	62,9	
Ringingen	62,7	
Hausen i.K.	74,1	

Statistik 4

Von 100 Erwerbstätigen sind im produzierenden Gewerbe beschäftigt (1970)[17]

in		Rang in Baden-Württemberg
Baden-Württemberg	54,7	
Regierungsbezirk Tübingen	54	
Region Neckar-Alb (Kreise Tübingen, Reutlingen, Zolleralb)	61,2	
ZAK	69,6	1.
Enzkreis	68,8	2.
Heidenheim	67,6	3.

Statistik 5

Von 100 Erwerbstätigen sind in der Textilindustrie beschäftigt (1970)[18]

im ZAK	29,7	20	Metallindustrie
Hechingen	24,3	20,8	Verwaltung u.ä.
Burladingen	76,2		
Gauselfingen	66,7		
Salmendingen	17,7	32,9	Landwirtschaft
Bisingen	32,6		
Ebingen	28,7	35	Metallindustrie
Tailfingen	53		

Statistik 6

1980 verdienten die Beschäftigten im verarbeitenden Gewerbe durchschnittlich monatlich[19]:

in Baden-Württemberg	DM 2829
in Stuttgart	3474
im Lkr. Böblingen	3346
in relativ ländlich strukturierten, teilweise strukturschwachen Gebieten:	
Lkr. Schwäbisch-Hall	2385
Neckar-Odenwald-Kreis	2336
in Nachbarkreisen des Zollernalbkreises:	
Tübingen	2414
Sigmaringen	2380
Alb-Donau-Kreis	2370
im Zollernalbkreis	2323

Statistik 7

Bruttolöhne pro Jahr (1974)[20] in Lohngruppen aufgeschlüsselt

		unter 7.200 DM	7.200 -9.600	9.600 -12.000	12.000 -16.000	16.000 -20.000	20.000 -25.000	25.000 -36.000	36.000 -50.000	...
1	Anteil der Steuerpflichtigen in %	21,2	6,8	7,2	14,0	15,2	18,0	13,8	3,0	
2	Rang des ZAK unter den 44 Stadt- und Landkreisen in Baden-Württemberg	16.	1.	1.	1.	16.	13.	41.	44.	
		ZAK stark überrepräsentiert						stark unterpräsentiert		
3	Anteil an der Gesamtlohnsumme	4,5	3,4	4,7	11,9	16,2	24,2	24,0	7,4	
4	Rang		1.	1.	1.				44.	
Baden-Württemberg	1	20,5	5,5	5,8	11,2	14,5	17,7	18,0	5,1	
	3	3,6	2,5	3,4	8,6	14,1	21,6	28,5	11,3	

Statistik 8

Anteil der weiblichen Erwerbstätigen an der weiblichen Wohnbevölkerung 1970 in Prozent[21]

In Baden-Württemberg	34,2 %
in den Landkreisen	
Tübingen	35,1 %
Hechingen	42,6 %
Balingen	43,2 %

Die Landkreise Balingen und Hechingen belegen damit Rang 1 und 2 in Baden-Württemberg unter allen übrigen Stadt- und Landkreisen.

Statistik 9

Dabei waren 1970 von den erwerbstätigen Frauen Arbeiterinnen[22]

In Baden-Württemberg	40,6 %
in den Landkreisen	
Balingen	61,5 %
Hechingen	61,8 %
in den Gemeinden	
Burladingen	71,6 %
Bisingen	72,8 %

Statistik 10

Im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises waren von 100 Erwerbspersonen Frauen[23]

	1961	1970
im Zollernalbkreis	34,9	36,5
Hechingen (Kerngemeinde)	41,4	44,6
Burladingen (dto.)	52,4	49,2
Gauselfingen	44,4	51,1
Salmendingen	16	15,8
Bisingen (dto.)	34,3	35,4
Ebingen	45,2	48,6
Tailfingen	45,5	43,3

Statistik 11

Von allen Frauen im erwerbsfähigen Altern zwischen 15 und 65 Jahren waren in nicht-landwirtschaftlichen Arbeitsstätten beschäftigt (in %)[24]

in	1961	1970
Hechingen (Kerngemeinde)	60	64
Burladingen (dto.)	92	80
Bisingen (dto.)	59	56
Gauselfingen	77	84
Salmendingen		31
Ebingen		72
Tailfingen		70
ZAK	57,7	58,1

	Bevölkerungs.-wachstum 1950 = 100 1970 = x	Eigentümer-anteile an wohnungen 1970 in %	Bestand an Wohngebäuden 1948 = 100 1968 = x	Anteile in % an allen Wohngebäuden 1970			
				1 Wohnung pro Gebäude	2 Wohnungen		landwirt-schaftliche Gebäude
Baden-Württemberg	138	(44)	181	42	27	69	14
Landkreise:							
Hechingen	134	66	160	57	19	76	20
Balingen	137	60	174	58	23	81	11
Münsingen	115	72	149	53	14	67	
Horb	124	68	149	52	18	70	
Gemeinden:							
Hechingen	146	(46)	210	57	28	85	
Burladingen	167	67	201	73	19	92	4
Bisingen	174	61	204	61	25	86	10
Hausen i.K.	134	63	129	60	26	86	8
Ringingen	137	82	119	33	5	38	60

Statistik 13

Arbeitslosigkeit im Zollernalbkreis

a) Durchschnittliche Arbeitslosenquote (Anteil der Arbeitslosen an den abhängig Beschäftigten)[26]

	ZAK	Bd-Wü
1975	2,6	3,6
1976	2,0	2,8
1977	2,0	2,6
1978	1,9	2,2
1979	1,2	1,9
1980	1,3	2,9
1981	2,9	3,4
1982	4,8	4,9

b) Arbeitslosenquoten nach Dienststellen des Arbeitsamts Balingen in %

	Durchschnitt 1981[27]	30. Sept. 1982[28]	30. Sept. 1983[29]
Balingen	3,2	5,8	6,5
Albstadt	2,4	4,7	5,3
Hechingen	2,7	4,4	5,2

c) Arbeitslos Gemeldete

	30. Sept. 1982[28]	30. Sept. 1983[29]	Veränderung in %
Balingen	1240	1358	+ 9,5
Albstadt	1524	1726	+ 13,3
Hechingen	984	1139	+ 15,8
ZAK	3748	4223	+ 12,7

ANMERKUNGEN

Anmerkungen zur Vorbemerkung

1 Zur Einordnung in die gegenwärtige historische wie sozialwissenschaftliche Diskussion vergleiche 1. Steinbach S. 225-305 (in diesem Aufsatz wird in einem Literaturbericht ein Überblick über den Diskussionsstand in Sozial- und Wirtschaftsgeschichte bezüglich des Problemfeldes "Regionalgeschichte des Alltagslebens" gegeben) und ebenso 2. Gestrich, der aber darüberhinaus in seiner Arbeit über die Jugend in Ohmenhausen 1800 - 1918 spezifisch die Diskussion über die Geschichte der Jugend einschätzt. Er stellt fest, daß zum Spezialgebiet "Geschichte der Jugend auf dem Lande" bisher keine Literatur vorliegt (Gestrich S. 9 , vgl. auch S. 13ff.).

Anmerkungen zu Kap. 0

1 Der Begriff "Region" wird in dieser Arbeit synonym für "Bezirk", "Gebiet" verwendet. Gemeint ist immer speziell das umrissene Untersuchungsgebiet Altkreis Hechingen und einige angrenzende Gebiete.

2 Erste Ergebnisse dieser Forschungsergebnisse mündeten in Forschungsberichte (vgl. Gorjup u.a.), Diplomarbeiten (vgl. Link/ Löffler/Stein und Merkel u.a.) und in eine erste noch großenteils skizzenhafte Veröffentlichung (vgl. Link, Löffler, Ortmann, Stein).

3 Vgl. insbesondere Planck 1950, 1972 und 1982, der allerdings mit einem sehr engen Verständnis von "Land" untersuchte (Land = Dörfer unter 2000 Einwohner).

4 Details vgl. Kapitel 8.1.

5 Vgl. z.B. Planck, Die Landfamilie in Deutschland, insbesondere S. 197ff. und Planck, Lebenslage der Landjugend 1980 (Kurzfassung) S. 2ff.

6 Zur exakten Herleitung dieser vier "Auffälligkeiten" vgl. Kap. 6.

7 Vgl. Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, Vorwort, MEW 13, S. 8f.

8 Der Begriff "Kultur" umfaßt in diesem Sinne also in spezifisch regionaler Ausprägung "die besondere und distinkte Lebensweise ... als Klasse, die Bedeutungen, Werte und Ideen, wie sie in den Institutionen, in den gesellschaftlichen Beziehungen, in Glaubenssystemen, in Sitten und Bräuchen, in Gebrauch der Objekte und im materiellen Leben verkörpert sind. Kultur ist die besondere Gestalt, in der dieses Material und diese gesellschaftliche Organisation des Lebens Ausdruck findet. Eine Kultur enthält die 'Landkarten der Bedeutung', welche die Dinge für ihre Mitglieder verstehbar machen." (Clarke, S. 41)

9 Helge Gerndt, S. 37

10 Zusammenfassung bei Martwich, vgl. insbesondere Lefèbvre, Die Revolution der Städte.

11 Vgl. zur Kategorisierung der Theorien K. Brake, S. 141f.

12 Läpple, S. 36, Bellmann u.a., S. 108ff.

Anmerkungen zu Kap. 0

13 Vgl. Grauhan S. 12. Zur Kritik vgl. Läpple, S. 27, K. Brake, S. 142f., Brede, S. 145ff und Bellmann u.a., S. 119f.

14 Vgl. Funk, S. 172

15 Marx, Kapital I, MEW 23: "Die Grundlage aller entwickelten und durch Warentausch vermittelten Teilung der Arbeit ist die Scheidung von Stadt und Land.", S. 373

16 Vgl. Buttler, S. 12
17 Vgl. Kriedtke u.a.
18 Poppingar, S. 174
19 Vgl. Planck, (1980), S. 9
20 dto, S. 100 bzw. S. 15
21 Kötter/Emge, S. 424

22 Vgl. zu diesem Problem: Dammann, S. 193ff. In der BRD gab es 1967 24.357 Gemeinden, 1978 noch 8.518 (Dammann, S. 201)

23 Vgl. z.B. Kramer, S. 96f.
24 z.B. v. Deenen
25 Ilien/Jeggle (1978), S. 178f.
26 Ilien/Jeggle (1978), S. 29
27 Ilien/Jeggle (1978), S. 29
28 Ilien/Jeggle (1978), S. 175ff. und Kroner, S. 78ff.
29 Ilien/Jeggle (1978), S. 173ff.
30 Vgl. Siegert, S. 44

31 Bloch 1976, S. 267: "Aktive Möglichkeiten das ist ... Vermögen, Potenz, ..., äußere partielle Bedingung als Möglichkeit im passiven Sinn (entspricht) Potentialität." Vgl. dto S. 237

32 Thiersch, S. 56. Zur "sekundären Offenheit" der Jugend vgl. Griese S. 170.

33 Vgl. z.B. Ziehe (in Wasmund), S. 21

34 Vgl. v. Onna, S. 144ff., Döbert/Nunner-Winkler, S. 18, Eisenstadt, dazu Griese, S. 106ff. Zum Begriff "rite de passage" vgl. van Gennep

35 Vgl. Döbert/Nunner-Winkler, S. 18

36 Vgl. z.B. Ziehe (in Wasmund), S. 14 und Ziehe/Stubenrauch 1982, S. 27ff.

37 Vgl. Claußen (in Wasmund): "Weil aber Adoleszenz etwas politisch-gesellschaftlich Bestimmtes ist, drückt sich in ihrem - die Identität tangierenden - Krisencharakter die Krisenhaftigkeit des gesellschaftlich-politischen Gesamtsystems ... aus" (S. 34). Vgl. Brückner: Über Krisen von Identität und Theorie (in Konkursbuch 1978, H 1) S. 39-60. Im falschen Umkehrschluß wird Jugend oft generell abweichend definiert (vgl. dazu: Thiersch, S. 53, Novicki, S. 329, Zinnecker, S. 425ff.).

38 Vgl. Eisenstadt, S. 334

39 Inglehart, siehe dazu Wasmund, S. 104ff., insbesondere S. 110ff. und Thiersch, S. 55: "Jugend als Repräsentant einer postmateriellen Wertorientierung".

40 Vgl. die Umfrageergebnisse über Jugend, z.B. Jugend '81 (Shell-Studie) und Infas-Umfrage in Nordrheinwestfalen (1982), (z.B. bissig kommentiert in Titanic 8 '82, S. 18f.) und auch Wasmund,

Anmerkungen zu Kap. 0.

S. 110ff. und 116ff.
Wasmund skizziert die "neuen Werte" der Jugend folgendermaßen:
"1. Abbau der Leistungs- und Arbeitsorientierung...
2. Die Aufwertung des Ideals unbehinderter Persönlichkeitsentwicklung ...
3. Die Infragestellung von Autorität und Herrschaft ...
4. Die Bedeutungssteigerung des Wertes Gleichheit ...
5. Der Wandel der Erziehungswerte und -ziele ...
6. Die Abkehr von traditionellen religiösen Institutionen und Glaubensvorstellungen ...
7. Die Bedeutungserhöhung des Umweltbewußtseins ...
8. ... Veränderung der Werthaltung gegenüber Natur und Technik
9. Wandel der Moralvorstellungen (in den letzten 20 Jahren)
10. Veränderung der Haltung gegenüber dem Wert Frieden."
(Wasmund, S. 107ff.)

41 Bisher existiert kein jugendsoziologischer oder sozialisationstheoretischer Ansatz, der eine dialektische Vermittlung zwischen makrogesellschaftlichen Strukturen (Klassenlagen, ökonomischen Verhältnissen) und deren Bearbeitung und Steuerung durch das jugendliche Individuum leisten würde. Die psychoanalytischen Theoretiker (z.B. Erikson, Blos, vgl. Anm. 43) versuchen die Veränderung der Jugendphase in psychodynamischen Reifungsstadien zu fassen (z.B. auch Döbert/Nunner-Winkler - zur Kritik an diesen vgl. z.B. Schurian/ter Horst, S. 50) und vernachlässigen dabei der Verflechtung mit den "äußeren" gesellschaftlichen Bedingungen. Lessing/Liebel, sowie van Onna gehen umgekehrt vor: Die ökonomistische Bestimmung von Jugend (ja die "Abschaffung" der Kategorie Jugend - vgl. Lessing/Liebel, S. 27ff.; Kritik vgl. z.B. Griese, S. 140ff.) verstellt den Blick für die Individuelle, auch psychische Verarbeitung der "äußeren" Verhältnisse.
Bei Schelsky, Eisenstadt, Tenbruck, den "klassischen" Jugendsoziologen, wird "die Jugend" trotz vieler wichtiger Detailerkenntnisse als einheitlicher "monolithischer Block" (Schurian/ter Horst, S. 52) behandelt. Im Zentrum einer befriedigenden Theorie einer dialektisch-materialistisch vermittelten sekundären Sozialisation müßte ein weiterentwickeltes Identitätskonzept stehen, wie es beispielsweise - allerdings nicht auf Jugendliche spezifiziert - von Ottomeyer (S. 174ff.) angedeutet wurde.

42 Habermas, S. 29f. Vgl. auch Döbert/Nunner-Winkler, S. 42: "Transformationen der vorausgegangenen Periode in eine stärker individualisierte, relativ rollenunabhängige Form der Integration des Persönlichkeitssystems."

43 Psychoanalytisch orientierte Literatur befaßt sich intensiv mit der "Lösungs- und Identitätskrise" (Siegert, S. 35): z.B. Blos, S. 194ff., Erikson 1971, S. 56ff.

44 Zu diesem schillernden Begriff gibt es eine Flut von Literatur. z.B. Erikson 1971, S. 107: "Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität ... aufrecht zu erhalten". Vgl. Habermas, S. 26ff., Ottomeyer, S.178ff., Ziehe (in Wasmund), S. 22.

45 Vgl. Griese, S. 170, v. Onna, S. 147

46 Krovoza, S. 123
47 Ottomeyer, S. 180
48 Lefèbvre 3,S. 157ff.

49 Ottomeyer, S. 186
50 Vgl. Ottomeyer, S. 186
51 Erikson,1966
52 Vgl. Habermas, S. 3
53 Zum Zusammenhang von Konsistenz und Identität vgl. Habermas, S.27ff.
54 Vgl. Erikson, 1966
55 Habermas, S. 26f
56 Griese, S. 64
57 Vgl. Ziehe, Pubertät und Narzißmus und Häsing u.a., Narziß
58 Ottomeyer, S. 191
59 Bohleber/Lenzinger, S. 132
60 Döbert, Habermas, Nunner-Winkler, S. 9
61 Vgl. Habermas, S. 26f.
62 Ortmann 1982, S. 14
63 Ziehe, Pubertät und Narzißmus, S. 161ff und Ziehe in Wasmund, S.23ff.
64 dto, S. 24
65 dto
66 Vgl. Ziehe, Pubertät und Narzißmus, S. 164

67 In dieser Arbeit werden für die meisten angegebenen Institutionen Formen der Gewinnung von Identität (bzw. ihre Verhinderung) konkret auf die ländliche Region bezogen untersucht werden. Vgl. Kapitel 8.

68 Eisenstadt, S. 187
69 dto.
70 dto., S. 186
71 dto.
72 dto., S. 186
73 Griese, S.
74 Es werden hier nur die wichtigsten Aspekte aufgezählt. Vgl. Eisenstadt, S. 109f.

75 Eisenstadt, S. 110

76 Vgl. dto., S. 334. "Eine der wichtigsten Aufgaben, denen sich jede Gesellschaft und jedes Sozialsystem gegenübergestellt sehen, ist es, die Fortdauer der eigenen Struktur, Normen, Werte usw. zu sichern, eine Fortdauer trotz der sich ständig durch Todesfälle und Geburten ändernden Zusammensetzung." (S. 17)

77 entfällt

78 Sie wird in der Fragestellung 2 im Anschluß ausführlicher aufgenommen.

79 Der Untersuchungszeitraum wird auf die Zeit ab etwa 1840 eingegrenzt.

80 Liebel

81 Die Institution Arbeitsplatz gehört zu Fragestellung 2a., die peers werden schwerpunktmäßig unter 3') betrachtet. Die zitierten Institutionen stellen eine in gewisser Weise willkürliche Auswahl dar. So werden z.B. Schule ausgespart, Ansprüche des Staates (z.B. Militärdienst, gefördertes Untertanenverhalten) vernachlässigt, Anforderungen der Institution Kirche nur unter einem ausgewählten Aspekt betrachtet werden.

82 Damit ist auch die Überlegung Eisenstadts einbezogen, der in der Aneignung des sozialen Erbes eine Bedingung für gesellschaftliche Kontinuität sieht (vgl. Eisenstadt, S. 334f.).

Anmerkungen zu Kap. 0

83 Vgl. Eisenstadt, S. 52ff.

84 Die entwickelte Fragestellung besitzt Anklänge zu Überlegungen Bernfelds, der in den 1920er Jahren in Wien ein "Archiv für Jugendkultur"zu gründen versuchte. Zur Analyse der Jugend formulierte Bernfeld folgende Aufgabenbereiche
(1) "die 'Stellung der Jugend in der Gesellschaft'; dies erfordert die Untersuchung von ... 'Sitten und Gebräuchen', 'wirtschaftlicher Tätigkeit' und außerwirtschaftlicher Funktion' der Jugend ... (2) das 'Naturleben der Jugend'; darunter versteht Bernfeld 'das ganze Leben der Jugend, soweit es keinen Zusammenhang hat mit dem der Erwachsenen' ...: Spiele, Jugendgemeinschaften und jugendliches Liebesleben ... (3) das 'Naturleben des Jugendlichen'; hier muß nach 'der Jugend als persönlicher psychologischer Erscheinung gefragt werden, nach ihren spezifischen Bedürfnissen und Eigenarten" (Bernfeld, 1917/1962, S. 109ff., S. 117ff., hier zitiert nach Gestrich, S. 15, der auf diese Ähnlichkeit aufmerksam machte.)

85 Die Gliederung der Lebensfeldanalyse in Teil 1 und 2 orientiert sich an drei Analyse-Dimensionen:
1. Geschichte/Gegenwart: Chronologische Darstellung der Genese der gegenwärtigen Verhältnisse - gegliedert in Teil 1 und 2.
2. Untersuchung allgemeiner gesellschaftlicher Rahmenbedinungen/ Spezifizierung auf Jugend: halbiert etwa jeweils die Teile 1 und 2.
3. Die Analyse des Verhältnisses ökonomische Basis/soziokultureller Überbau untergliedert die Kapitel.

Anmerkungen zu Kap. 1

1 Das 1. Kapitel verdankt viele seiner Überlegungen der Arbeit von Utz Jeggle, "Kiebingen".

2 Vgl. "Der Kreis Hechingen", S. 119

3 In Anerbengebieten wurde das väterliche Erbe auf einen (meist den ältesten) Sohn vererbt, im Realteilungsgebiet unter alle Kinder aufgeteilt. In dieser Arbeit soll hauptsächlich das Realteilungsgebiet untersucht werden. Zur Verteilung der unterschiedlicher Erbsitten vgl. Hoffmann.

4 Hirsch zit. bei Nadler, S. 47f.

5 Beschreibung des Oberamts Balingen, S. 71 (betr. 1873). Vgl. auch Seufert, S. 7f.

6 Für 1890 nach Keßler, S. 18/19 und 21 im Durchschnitt für Hohenzollern berechnet.

7 Ho 13, FOA Hch Nr. 89
8 dto.
9 Nadler, S. 34
10 Heinzler, S. 6

11 dto. S. 6-20, vgl. Johler, S. 87. Die Durchsetzung neuer Anbaumethoden wurde gebremst durch das bis 1860 ungebrochen herrschende Feudalsystem mit seinen vielfältigen Abgaben. Da die

Anmerkungen zu Kap. 1

Brache logischerweise abgabenfrei war, jetzt aber vom angebauten Brachland von der Herrschaft (Fürst und Kirche) Abgaben gefordert wurden, hatten die Bauern nur ein begrenztes Interesse, die Erträge zu steigern. (Vgl. Gönner, S. 15 und Hohenzollerische Heimat 1961, S. 4f.)

12 Heinzler, S. 30
13 Vgl. Dietz, S. 47
14 Dietz, S. 40

15 Keßler, S. 14: für Hohenzollern - Hechingen

Jahr	1790	1806	1828	1830	1843	1848	1849
Einwohner	12.751	15.734	18.050	19.275	20.143	20.433	20.471

16 Abel, Agrarkrisen, S. 220ff.

17 Sachße, Tennstedt, S. 180

18 Das Brachland, mit dem im 18. Jahrhundert noch durchschnittlich fast 1/3 der Nutzfläche eines Betriebes ungenutzt blieb, wurde nach und nach bebaut. Die daraufangebauten Hackfrüchte forderten pro vergleichbare Flächeneinheit mehr Arbeitszeit. Wurden für 1 ha Dinkel oder Weizen 16 Männertage Arbeitszeit gerechnet, waren es für 1 ha Kartoffeln 37 Männertage (Heinzler, S. 33). Die Folge dieser Entwicklung war, daß die durchschnittliche Arbeitszeit stieg. Die durchschnittliche Arbeitszeit beispielsweise im Schwarzwaldkreis Württembergs (der Hz fast umschloß) war im Sommer 1892 12,9, 1913 13,1 Std., im Winter 1892 8,75 Std., 1913 9,1 Std. (Keim, S. 47). Allerdings erklärt sich hier die höhere Arbeitszeit auch durch die Abwanderung von Arbeitskräften aus der Landwirtschaft in die Industrie.

19 Vgl. Dietz, S. 41
20 Bidlingmaier, S. 18f.
21 Vgl. dto., S. 19f.

22 M. Bidlingmaier(S. 209) gibt für die durchschnittliche Dauer der Feldarbeit im Sommer 14,2 Std. an bei insgesamt durchschnittlicher Arbeitszeit von 17,5 Std. (betr. Lauffen a.N. vor dem 1. Weltkrieg)

23 Speidel, S. 102f.
24 Dietz, S. 44f.
25 Seufert, S. 91
26 Sabeau, S. 151
27 dto, S. 149, Bidlingmaier, S. 105f.
28 Sabeau, S. 150
29 dto, S. 151
30 Jeggle, S. 226
31 dto, S. 230
32 dto, S. 134
33 Ilien/Jeggle, S. 53

34 Diese Tendenz zeigt sich deutlich in der Form (am Brauch) der Hochzeitsfeier. Die Hochzeit war kein privates oder nur auf die Familie begrenztes Ereignis, sondern eine öffentliche Demonstration der Besitzverhältnisse und sozialen Beziehungen der neu in die Bürgerschaft Aufgenommenen. Zur Hochzeitsfeier war das ganze Dorf eingeladen. In Form von Geldgeschenken, deren Betrag sehr genau notiert und im Laufe des Lebens bei späteren Hochzeitsfeiern, zu denen man geladen war, wieder zurückgegeben wur-

Anmerkungen zu Kap. 1

de, gewährte die Dorfgemeinschaft dem jungen Ehepaar eine Art Kredit. Vgl. zu Hochzeiten: Hohenzollerische Jahreshefte 22. Bd. S. 152, Hohenzollerische Heimat Jg 1960, S. 8, Beschreibung des Oberamts Balingen, S. 122f., Frommer, S. 319ff., Link/Löffler/Stein, S. 192ff., Y. Verdier, S. 283ff., die u.a. an den Veränderungen des Hochzeitsessens den sozialen Wandel eines französischen Dorfes beschreibt.

35 Vgl. Materialanhang 1. (Heiratsurkunden aus Burladingen 1844/5) Vgl. auch ausführlich Jeggle (1977), S. 183ff und 198ff, Kaschuba, S. 87ff., Lipp, S. 450ff., Gestrich (bezogen auf Ohmenhausen bei Reutlingen), S. 243ff.

36 Alle Dorfbewohner waren arm. Arm bedeutet hier: Angehöriger der dörflichen Unterschicht in der Unterscheidung zu der "weniger armen" Oberschicht zu sein.

37 Die Abdichtung der Schichten hatte nicht nur den quantitativen Aspekt, möglichst viel Besitz in den eigenen Reihen zu halten, sondern zusätzlich noch einen qualitativen. Die Reichen versuchten nicht nur möglichst viel Grund und Boden in ihren Reihen zu halten, sondern auch den wertvollen. Vgl. Materialanhang 1.

38 Vgl. dazu auch Lipp, S. 572ff.

39 Bis 1868 herrschten in Hohenzollern Ehebeschränkungen. Nur wenn mehr als 700 fl Besitz nachgewiesen werden konnte, wurde die Heirat genehmigt. Diese Ehebeschränkungen erwiesen sich als untaugliches Mittel, der Überbevölkerung und allgemeinen Verarmung Herr zu werden, da Kinder gerade aus den untersten Volksschichten als Uneheliche geboren wurden. Mütter mit unehelichen Kindern mußten von der Verwandtschaft oder - da diese oft ebenfalls arm war - vom Armenfonds der Gemeinde unterstützt werden, in den die Vermögenderen einzahlen mußten. Uneheliche Kinder und ihre Mütter wurden aus diesem Grund als eine Art Gemeinschaftsschmarotzer angesehen und bekämpft (Vgl. Ho 13 POA Hch, 1050, "Ehesachen"). In einigen Fällen konnte ein fast besitzloser Mann, der ansonsten keinerlei Chance auf einen Heiratspartner hatte eine Armenehe mit einer Frau mit unehelichem Kind eingehen. Vgl. Materialanhang zu Kapitel 1, Beispiel - g -.

40 entfällt

41 Vgl. Jeggle (1977), S. 155ff. und in literarischer Form Holzwarth, S. 212ff.: "Denk auch ans Sterben, Josef".

42 Da zwischen den Feldern keine Wege angelegt waren, mußte der Nachbar erst abgeerntet haben, wenn man selber auf die eigene Wiese fahren wollte. Vgl. auch Heinzler, S. 14.

43 Statistisches Hof-, Hand- und Adreßbuch 1876, S. 271-275.

44 Dieser Sachverhalt steckt hinter später ins Rührselig-Heimatduselige gewendeten Sprüchen wie: "Vergesse nie dein Heimatland, wo deine Wiege stand" usw. Die ganze Heimatideologie muß vor diesem ökonomisch längst irrelevant gewordenen Hintergrund betrachtet werden.

45 Nadler, S. 64

46 Zum Armenwesen in Hohenzollern vgl. Statistisches Hof-, Hand- und Adreßbuch 1881, S. 242ff.

47 Vgl. Rudolph, S. 27
48 Frahm u.a., S. 255

Anmerkungen zu Kap. 1

49 Lefèbvre 1, S. 206

50 Aus der vielfältigen Literatur zu Bräuchen seien nur herausgegriffen: "Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg" und Y. Verdier, "Drei Frauen", die versucht, die Bedeutung von Bräuchen und Sitte aus der Sicht der Bauern zu interpretieren.

51 Vgl. Jeggle, (1977), S. 66ff.

52 Frommer, S. 324. Max Frommer erzählt sehr aufschlußreich aus seiner Kindheit um 1900 in Isingen bei Rosenfeld.

53 dto.

54 Frommer, S. 325

55 Vgl. 2.1. und Wiest, S. 132, sowie Wü 65/4, 1066: Heimarbeit als Nebenerwerbsmöglichkeit neben der Landwirtschaft wurde auch als Erziehungsmittel gegen Müßiggang ("nutzloses Spiel") und Betteln von Kindern verstanden.

56 Einige Beispiele von Kinderspielen aus Ringingen vor dem 1. Weltkrieg (Hohenzollerische Jahreshefte 22. Jg., 1962, S. 151)

57 Als das Jugendamt 1924 Erziehungskurse vor allem für Kleinkinder einrichtete, weckte dies "Hohn und Entrüstung" bei den älteren Leuten: "solche Dinge lerne man von selbst, wenn man sie brauche." (Wü 65/4, 1303)

58 Viele Kinder überlebten z.B. auf Grund unzureichender Nahrung (Mehl oder Getreidebrei - so Frommer S. 327, Burkarth, S. 35, Bidlingmaier, S. 180 - oder manchmals nur Magermilch statt Voll- oder Muttermilch - vgl. Ho 193, Sigm. I/211) oder mangelnder Hygiene das erste Lebensjahr nicht (vgl. auch Jugendamtsberichte Ebingen 1924, Wü 65/4, 1303).
Prozentanteile der im 1. Lebensjahr gestorbenen Lebendgeborenen.

Württemberg OA Balingen

1812-66	33,9	32,46
1871-78	31,9	31,86
1871-78	Ebingen	38,22
	Tailfingen	32,55
	Winterlingen	44,34

(Beschreibung des Oberamts Balingen, S. 94 und 96f.)

Hohenzollern

	insges.	Knaben	Mädchen
1880	30,7	33,2	28,1
1885	28,5	30,5	26,3
1890	26,3	27,9	24,8

(Keßler, S. 59)

1924	Bezirk Ebingen	12,7
1922-29	Bezirk Ebingen	8,8

(Wü 65/4, 1303)

59 Vgl. Hardach, S. 160, Ilien/Jeggle, S. 97

60 Frommer, S. 325

61 Vgl. Kopp, S. 78f.

62 Übergriffe in die Rechte der Gemeinden von Seiten des Fürsten hatten im 17. und 18. Jahrhundert zu einer Kette von teilweise blutigen Aufständen der Gemeinden geführt. Im 18. Jahrhundert wurde fast 100 Jahre lang, von 16 Aufständen unterstützt, gegen den Fürsten prozessiert, um dessen Usurpation der Nutzungsrechte des Waldes - insbesondere der Jagd - zu bekämpfen (vgl. Cramer, S. ff.). Am 11. März 1848 marschierten 3000 Bauern aus den Gemeinden nach Hechingen, bedrohten den Fürsten mit Mistgabeln und Dreschflegeln und erpreßten von ihm Zugeständnisse (Gönner, ins-

Anmerkungen zu Kap. 1

besondere S. 52ff.). Ihre Forderungen betrafen letztlich nicht politische Freiheiten wie Pressefreiheit, volkstümliche Verfassung und ähnliche zwar ebenfalls formulierte Forderungen, sondern die Verbesserung der materiellen Situation: "Abschaffung der Feudallasten, gleichmäßige Besteuerung, Gleichstellung des Landes mit der Stadt (Hechingen), ... gleiches Hohlmaß mit Württemberg, Aufhebung des Brauerei- und Mühlenmonopols." (Gönner, S. 50). Wie bei den Aufständen des 18. Jahrhunderts steckte im Kern dieser Volksaufstände keine revolutionäre Bewegung, die neue politische Rechte oder eine bessere Gesellschaftsordnung erkämpfen wollte - nicht einmal republikanisch gesinnt war man: eine Inschrift lautete: "Es lebe die Freiheit und unser Fürst." (dto., S. 49). Einige Tage nach dem 11. März 1848 sandten Gemeinden Ergebenheitsadressen an den Fürsten und fragten an, was sie nun eigentlich tun sollten (Gönner, S. 63, 64). Der Bevölkerung ging es letztlich um die Erhaltung der bäuerlichen Lebensgrundlagen, um eine Verbesserung der materiellen Verhältnisse, also um die Erhaltung einer gefährdeten Lebensform (vgl. dto., S. 12).

63 Medick (1977), S. 97ff.

64 Marx, Kapital I, S. 591ff. Marx beschreibt dort die einfache Reproduktion allerdings "schon" im Verhältnis zur erweiterten, kapitalistisch geprägten. Vgl. auch dto., Kapital II, S. 393f. und Lefèbvre, Bd. 3, S. 151f.

65 Die Ausnahme war nur die Vermarktung von überschüssigen Produkten. Nur in diesem Sinn waren Bauern Warenproduzenten. Ein anderer Teil des produzierten Werts wurde von den Feudalherren angeeignet, teils konsumiert und teils als Waren in den gesellschaftlichen Zirkulationsprozeß eingeführt (vgl. Jánossy, S. 20ff.)

66 Zit. bei Nadler, S. 51

67 Vgl. 1.6. und auch Muchembled, S. 50ff., sowie Lefèbvre, Bd. 3, S. 154

68 M. Mead spricht von post-figurativen Kulturen: "In einer postfigurativen Kultur geht Wandel so langsam und unmerklich vonstatten, daß Großeltern sich für ihre neugeborenen Enkel keine andere Zukunft vorstellen können als ihre eigene Vergangenheit. Die Vergangenheit der Erwachsenen ist die Zukunft einer jeden neuen Generation ... Die Zukunft der Kinder wird so gestaltet, daß sie nach dem Abschluß ihrer Kindheit das erleben werden, was die Vorfahren nach Abschluß ihrer Kindheit erlebt haben." (S.27)

69 Vgl. Lefèbvre, Bd. 3, S. 151ff. "Die gesellschaftlichen Verhältnisse bleiben (relativ) stabil, während die Mitglieder der Gesellschaft unablässig wechseln; sie werden geboren und sterben, gehen von einer Gruppe zur anderen über (vor allem durch Heirat), während ihre Verhältnisse fortbestehen." (dto. S. 152).
Y. Verdier gelingt in ihrem Buch "Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf" eine faszinierende Analyse zyklischer Prozesse und ihrer Bedeutung für das Lebensumfeld der Dorfbewohner. An Beispielen wie dem weiblichen Zyklus (S. 241), am Wäsche waschen (S. 114ff.), am Hausputz (S. 126ff.), an Erfahrungen mit dem Lebenszyklus (S. 181ff.) (Geburt und Tod, Pubertät usw.) stellt Y. Verdier die eminente kulturelle Bedeutung von Zyklen vor.

Anmerkungen zu Kap. 1

70 Lefèbvre, Bd. 3, S. 157ff. und (1972), S. 89ff.
71 Vgl. Marx, Kapital I, S. 741ff.

Anmerkungen zu Kap. 2.1.

1 Liebel (1976)

2 Der Begriff Jugend wird in diesem Kapitel (noch) nicht genau definiert. Die Kategorie "Produktivkraft Jugend" umfaßt Kinder von ca. 12 Jahren bis zu "jungen Erwachsenen" bis ca. 25 Jahren, die insgesamt als "junge Leute" bezeichnet werden. Genaueres zur Kategorie "Jugend" vgl. in Kapitel 3.

3 Kriedte, S. 49

4 dto., S. 41

5 Der Themenkreis der wechselseitigen Verflechtung von Protoindustrie und Bevölkerungswachstum kann hier nur gestreift werden. Vgl. Medick (1977), S. 150-193

6 Kriedte, S. 41
7 Medick (1979), S. 134
8 Vgl. Kriedte, S. 44f.
9 dto., S. 82
10 dto., S. 57f.

11 Zünfte achteten streng auf die Verhinderung von schädlicher Konkurrenz. Deshalb beschränkten sie die Zulassung zu den Zünften auf Männer und eine genau geregelte Anzahl von Lehrlingen. Auf die Anzahl der Stadtbevölkerung gab es so einen relativ kleinen gleichbleibenden Anteil Gewerbetreibender.

12 Marx, Kapital I, S. 417: "Der Ankauf der in 4 Arbeitskräfte z.B. parzellierten Familie kostet vielleicht mehr als früher der Ankauf der Arbeitskraft des Familienoberhaupts, aber dafür treten 4 Arbeitstage an die Stelle von einem, und ihr Preis fällt im Verhältnis zum Überschuß der Mehrarbeit der vier über die Mehrarbeit des einen. Vier müssen nun nicht nur Arbeit, sondern Mehrarbeit für das Kapital leisten, damit die Familie lebe." Die Folge war die in diesem und im nächsten Kapitel beschriebene allmähliche Integration aller Familienmitglieder (Frauen, Jugendliche, Kinder) in die kapitalistischen Prdoduktionsverhältnisse.

13 Vgl. Kriedte, S. 58
14 Medick, (1979), S. 134
15 Marx, Kapital III, MEW 25, S. 814f.
16 Zit. Büchner bei Medick (1977), S. 117
17 Gemeint ist: die Produktion im Auftrag der von den Feudalabgaben lebenden Feudalschichten.
18 städtisch - zünftiges Handwerk
19 Landwirtschaft
20 Jánossy, S. 84
21 Marx, Grundrisse, S. 410f.
22 Medick (1977), S. 116

23 Die Konfrontation des bäuerlichen Produktionssystems und agrarischer Werthorizonte (vgl. Kapitel 1), orientiert an gleichgewichtserhaltenden Kreisläufen mit dem an Anhäufung (Kumulation)

Anmerkungen zu Kap. 2.1.

von Quantitäten orientierten Prinzip kapitalistischer Produktionsweise im Verlagssystem und in der Fabrikarbeit, wird in Kapitel 5 theoretisch genauer fundiert.

24 Henning, in Kellenbenz, S. 157
25 dto., S. 159
26 Furger, S. 9
27 dto.
28 dto.

29 Zur Literatur über die Protoindustrie in Württemberg s. Kahn, Karr, Troeltsch, Woll, Borscheid, Medick (1983). Zu Verhältnissen in der Schweiz, die wegen der geographischen Nähe zum Untersuchungsgebiet Vergleiche nahelegen, s. insbesondere Braun 1 (besonders S. 36ff., S. 41f. etc.), Furger und Ruesch (besonders, bezüglich Außerrhoden, S. 125, Bedeutung des protoindustriellen Textilgewerbes, S. 128ff. etc.)

30 Borscheid, S. 121, Volz, S. 165
31 Volz, S. 165
32 Volz, S. 159

33 Kahn, S. 16. Zur Uracher"Leinwandhandlung Compagnie"vgl. ausführlich Karr und den Aufsatz von Medick (1983), der sich ausführlich mit der württembergischen Protoindustrie auch in Laichingen befaßt.

34 Borscheid, S. 122
35 Stettner, Nr. 5
36 Der Zollernalbkreis, S. 129 und 41, 23f.
37 Reinhard, S. 31
38 dto., S. 36-38
39 dto., S. 37
40 dto., S. 25
41 Reinhard, S. 26, Woll, S. 153, Helm, S. 14ff., Lang, S. 4-9, Borscheid S. 91-106
42 Borscheid, S. 129-136
43 Loser, S. 9
44 Ziegler, S. 57
45 Furger, S. 104 und 110f. und Ziegler, S. 28. Zu den Beziehungen schweizerischer Verleger zu Schwaben vgl. auch Ruesch, S. 147 und 151

46 Wiest, S. 131
47 dto., S. 132
48 Wü 65/4, 1066. Zum Mousselin vgl. Ruesch, S. 151f.
49 Wü 65/4, 1066

50 Wü 65/4, 1066. Manche Ausführungen dieses schütternden Berichtes erinnert an die Aufzeichnungen von Ulrich Bräker, Der arme Mann im Tockenburg (Reclam 2601).

51 In diesem Zusammenhang soll auf die Arbeit von Frieda Glaß, Die Handspitzenindustrie in Württemberg, Diss. Tübingen 1923, verwiesen werden. Die Autorin hat in einer für ihre Zeit sehr modernen Untersuchungsmethode, nämlich der direkten Befragung von betroffenen Spitzenklöpplerinnen vorwiegend auf der Schwäbischen Alb, deren Lebenssituation erforscht. Sie berichtet Ähnliches wie der Streichener Lehrer: Kindern wurde, wo sie gingen und standen, ein Klöppelkissen hingeschoben, Nachtarbeit war häufig, in der Schule waren die Kinder "überhaupt nicht mehr Mensch" usw. (Glaß, S. 159f.)

Anmerkungen zu Kap. 2.1

52 Vgl. 1.1.
53 Dieser Mechanismus wurde in 2.1.1. allgemein beschrieben.
54 Wü 65/4, 1066 und 1069. Vgl. Materialanhang 2.2.b)
55 dto. und 2.2.a)
56 Ho 13, POA Hch, 167. Vgl. Materialanhang 2.1.
57 Z.B. Reichenheim spricht von Lohnkürzungen in Hohenzollern (Reichenheim, S. 196)

58 Steigerung der Lebensmittelpreise in Württemberg von 1831 bis 1881: "bei den Brotfrüchten um 51-79 %, bei dem Fleisch um 124-152 % ..." (Glaß, S. 148)

59 Auch die Aussage in 2.1.3., daß in Notzeiten Kinder erstmals zur Erreichung des Existenzminimums notwendig gewesen seien, jetzt aber in besseren Zeiten immer noch verwendet werden müssen, deutet auf ähnliche Entwicklungen hin.

60 Dieses Überangebot an Arbeitskräften konnte der Verleger zum Drücken der Löhne ausnutzen. Vgl. dazu "Blätter für das Armenwesen" Nr. 8, 1854 (Wü 65/4, 1066): "Früher suchten die Fabrikanten Arbeiter, jetzt ists umgekehrt und zwar so, daß die sog. Förger (einheimische Zwischenhändler des Verlegers) gleichsam hausieren und einer dem anderen die Arbeit wegzuschnappen sucht, indem er selbst dem Fabrikanten geringeren Verdienst anbietet und dadurch den bisherigen Arbeiter verdrängt. Früher hatten die Arbeiter an ihrem Lohn die Hälfte der Fracht zu leiden und die Hälfte übernahm der Fabrikant, jetzt fällt die ganze Last auf jene und zwar weil sie dieß großentheils selbst angeboten haben, nur um anderen den Verdienst abzuringen."

61 Vgl. 2.1.3.

62 Eine detaillierte Analyse der Protoindustrie würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Vgl. dazu ausführlich Kriedte, Medick, Schlumbohn, insbesondere Medick (1977), S. 90-137 und Kriedte, S. 309-322 (Pauperismus). Zusammenfassend vgl. auch Link u.a. (1983), S. 20-32.

63 Vgl. Materialanhang 1.

64 Vgl. Ho 202, 1772 und Braun 1, S. 104-115 und 117ff., der über Heimarbeiter des Züricher Oberlandes berichtet.

65 Vgl. Wü 65/4, 1066. Lehrer Dreyel (2.1.3.) berichtete von "besseren Zeiten". Vgl. auch ausführlicher: Medick (1977), S. 140ff.

66 Reichenheim, S. 196
67 dto.
68 dto., S. 205, vgl. Gestrich für Ohmenhausen, S. 104.

69 Vgl. den Abschnitt "Plebejische Kultur und proto-industrielle Familienökonomie ..." bei Medick (1977), S. 138-154.

Anmerkungen zu Kap. 2.2.

1 Vgl. z.B. Motteck, Kuczynski, Henning (1973), Wittfogel, S. 213ff. Böhme

2 Vgl. z.B. Kuczynski, Studien zur Geschichte der Lage des arbeitenden Kindes in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart; Franzen-Hellersberg, Die jugendliche Arbeiterin, ihre Arbeitsweise und Lebensform; Quandt, Kinderarbeit und Kinderschutz in Deutsch-

Anmerkungen zu 2.2.

land 1783-1976 (Quellenmaterial); Kauffeldt, Elend und Auswege im 19. Jahrhundert S. 77-85. Zusammenfassend zur einschlägigen Literatur vgl. Herrmann/Renftle/Roth, Bibliographie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie, Kapitel 5.3.4 "Kinderarbeit, Arbeiterkinder", S. 39f., 5.5.3. "Arbeiterjugend", S. 118ff., 5.5.4. "Lehrlinge und Gesellen", S. 120ff.

3 Vgl. Gestrich, S. 23ff. (bezüglich Landjugend und sozialgeschichtlicher landbezogener Untersuchungen)

4 Zit. nach Ziegler, S. 59. Zur Geschichte von Karlstal vgl. Kempf, S. 54ff. Aus einer Kontroverse im 1. Landtag in Hohenzollern-Hechingen (1835/6) läßt sich schließen, daß im Killertal, das von der Natur gegenüber dem Haigerlocher Unterland benachteiligt war - im Killertal hätten sie nur Berge und keine Güter (Speidel, S. 101) - früher der Zwang zu Nebenerwerb die Menschen zur Aufgabe der "reinen" Subsistenzwirtschaft zwang. Dadurch kam zumindest in die Gemeindekasse mehr Geld, um die Steuern zu bezahlen als in den Unterlandgemeinden, die sich weiterhin fast ausschließlich von der Landwirtschaft ernährten.

5 Ho 202, 853, § 2. Zur Rechtlosigkeit der Arbeiter, zu Zwang und Disziplinierung im Ausbeutungsverhältnis der Fabrikarbeit vgl. auch Braun 2, z.B. S. 91. Braun berichtet aus den Anfängen der Fabrikarbeit im Züricher Oberland. Aus der Gegend von Neuchâtel berichtet Caspard Ähnliches (S. 105-138)

6 dto. § 12, 10
7 dto. Genehmigung
8 Ho 235 P, I-VI, P, 881
9 Die Kinder waren alle bis auf 2 13jährige 14 und 15 Jahre alt, 15 Mädchen waren darunter..

10 Ho 235 P, I-VI, P, 881

11 "Wegen den theuren Lebensmitteln und des dadurch ergebenden Nothstandes (wurde 3 noch schulpflichtigen Kindern aus Haigerloch) gestattet, in die Fabrik zu gehen, um ihre bedrängten Eltern mit ihrem Verdienste einigermaßen unterstützen zu können." (Ho 235 P, I-VI, P, 882) Es handelt sich um ein Drechslerkind, ein uneheliches Kind und ein Taglöhnerkind.
Anderes Beispiel: "Bei allen diesen hört die Noth nicht einmal an der Ernte auf; Sie dürften umsomehr noch in der Fabrik belassen werden bis zum Anfang der Winterschule ..." (dto.)
Marx charakterisiert solche Verhältnisse: "Der Arbeiter verkaufte früher seine eigene Arbeitskraft, worüber er als formell freie Person verfügte. Er verkauft jetzt Weib und Kind. Er wird Sklavenhändler." (Kapital I, S. 418)

12 Reichenheim - preußischer Kommerzienrat, der 1852 Hohenzollern bereiste - formulierte die disziplinierende Kraft der Arbeit in der Fabrik so: Für die Bevölkerung sei Arbeit ein erfolgreiches Disziplinierungsmittel dadurch, daß "Andere, die freiwillig eine Beschäftigung ergriffen haben, besser und mehr zu essen haben. Auf das besser und mehr Zuessenhaben, und dies sehen können, alle Tage ... muß ich, in Folge der mir aus eigener Anschauung gewordener Kenntnis sehr großen Gewicht legen." (Reichenheim, S. 223) Aus dieser Aussage wird noch einmal schlaglichtartig die allgemeine Not der Bevölkerung deutlich, die schon mit der Befriedigung elementarer Bedürfnisse wie dem, den Hunger stillen zu können, "geködert" werden konnte.

Anmerkungen zu Kap. 2.2.

13 Ho 235, P, I-VI, P, 881
14 Vgl. Gruner, S. 133, wo gleiches festgestellt wird.
15 Ho 235 P, I-VI, P, 881
16 Die Fabrikanten stammten übrigens wie viele Verleger aus St. Gallen bzw. Konstanz (Ziegler, S. 59).

17 Ho 235 P, I-VI p 881. Siehe Materialanhang 2.3.
18 Vgl. Materialanhang 3.2.a)

19 dto. Es begegnet uns schon bei den frühen Manufakturen eine Eigentümlichkeit der späteren Trikotagenfabriken, die etwa zu 2/3 Frauen beschäftigten.

20 Vgl. Materialanhang 2.3.b)
Die Lohnunterschiede entsprachen den Unterschieden in der Hierarchie der Arbeiter. Für die Schweiz stellte Braun, 2, S. 232 gleiches fest.

21 Vgl. auch Braun u.a., Gesellschaft in der industriellen Revolution, E. Gruner, Die Stellung des Schweizer Arbeiters .., S. 129. Der Eintritt in die Fabrik bedeutete sozialen Abstieg, und oft stellten sich nur qualitativ Minderwertige für solche Plätze zur Verfügung.

22 Reichenheim, S. 198. Reichenheim berichtet, man schäme sich jeder anderen Arbeit als der "Allmantarbeit" (der Bauernarbeit) und wolle nicht gern bei anderen Arbeiten gesehen werden: "Man verbirgt sie unter Schürzen und Tücher." Reichenheim, S. 202. Gemeint ist offensichtlich nicht nur Fabrik-, sondern auch Heimarbeit.

23 Zur sozialen Situation der Arbeiterschaft von Karlstal bis 1863 vgl. ausführlicher auch Kempf, S. 64ff. Zur Kinderarbeit in Deutschland in Manufaktur und Protoindustrie 1750-1850 s. auch Herzig, S. 311-375.

24 Vgl. Helm, S. 26f. und Reinhard S. 25f.
25 Helm, S. 17

26 Jeggle (1977), S. 140 und Bischoff-Luithlen, S. 142 (Stichwort "Stehbrunzhosen") und S. 145 ("Unterhosen") und S. 158ff (Inventarverzeichnisse).

27 Schnabel, S. 12, Lang, S. 9
28 Woll, S. 154, Lang, S. 29, Reinhard, S. 25f.
29 Reinhard, S. 39
30 Helm, S. 15f.
31 dto., S. 16

32 In allen Killertalgemeinden (Jungingen, Killer, Starzeln, Hausen) und Burladingen lebten seit dem 18. Jahrhundert (ev. schon früher) große Bevölkerungsanteile vom Hausieren von Holzwaren (aber auch z.B. Enzianwurzeln, vgl. Nadler, S. 50) und - immer bedeutender werdend - Textilien. Die Hausierer des Killertals besaßen bis ins 20. Jahrhundert eine wichtige Funktion darin, die protoindustriell oder industriell erzeugten Waren in ganz Deutschland, Schweiz, Österreich und Elsaß abzusetzen. Auf die sehr interessanten Details der Hausiererkultur im Killertal kann diesem Zusammenhang nicht mehr eingegangen werden. Vgl. dazu Bumiller, Hohenzollerische Heimat 1953, S. 41ff., Heimatbuch Jungingen und als gute Zusammenfassung aller wichtigen Aspekte Nadler.

Anmerkungen zu Kap. 2.2.

33 vgl. Helm, S. 27
34 dto., S. 26
35 dto., S. 27

36 Teilweise betrieben die kleinen neugegründeten Firmen ihren Absatz noch selber über Hausierhandel - also auf eigenes Risiko - nachdem der Absatz über Hechingen Juden wegen zu geringen Verdienstes unrentabel geworden war. Helm, S. 28 und Lang, S.17

37 Speidel, S. 167
38 Helm, S. 29
39 Reinhard, S. 39
40 dto., S. 45f.

41 Die im Bezirk Balingen oft hergestellte geringe Qualität von Trikotware, gewöhnlich Unterhosen und Hemden gröbster Sorte (vgl. Reinhard, S. 49)

42 dto.
43 dto.

44 Die Heimarbeit im Verlagssystem wird hier im Sinne der "Hausindustrie" von Marx verstanden (vgl. Kapital I, S. 485f.): "Neben den Fabrikarbeitern, Manufakturarbeitern ..., die es in großen Massen räumlich konzentriert und direkt kommandiert, bewegt das Kapital durch unsichtbare Fäden eine andre Armee ... über das flache Land zerstreuter Hausarbeiter."

45 Reinhard, S. 46
46 dto., S. 47
47 dto., S. 48
48 dto., S. 47. Die Fabrikanten bauten also genauso wie die Verleger auf das Weiterbestehen der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft.

49 Reinhard, S. 47f. Reinhard berichtet, daß der Arbeitgeberanteil, den die Fabrikanten für die Sozialversicherung zu entrichten gehabt hätten, den Arbeitern (auch in den Fabriken) vom Lohn abgezogen wurde (!) (dto., S. 60)

50

männliche			weibliche		
Erwachsene	Jugendliche	Kinder	Erwachsene	Jugendliche	Kinder
446	16	200	1812	27	550

"In Ebingen 547 Arbeiterinnen, in Tailfingen 815 Frauen, Mädchen und Kinder, in Onstmettingen 350 Frauen und Kinder"(Wü 65/4, 1073). Über die Zahl der in Heimarbeit beschäftigten Kinder gibt eine zuverlässigere Untersuchung durch Lehrer von 1898 detailliertere Auskunft:
"Heimarbeit im OA Balingen. Kinder unter 14 J." Tätigkeiten der Kinder: "Arbeit an Trikotstoffen: Zusammennähen der Teile an Hemden sowie Hosen, Annähen von Knöpfen, Ausnähen von Knopflöchern, Abschneiden der Fäden, Spulen. Daneben: Endschuhflechten, Winterschuhe stopfen, Handschuhe nähen, Kittel stricken und Häckeln. Nadeln lesen und bei Knaben Feigenwurzeln hoben und feilen. (In Ebingen Steinklopfen 2 Kinder):"

Anmerkungen zu Kap. 2.2.

Heimarbeit 1898

Kinder unter 14 J.

	m	w	Σ
Bitz	47	88	135
Ebingen	66	112	192
Onstmettingen	150	150	300
Streichen	-	25	25
Tailfingen	160	240	400
Winterlingen	43	42	85
OA Balingen			Σ 1937

24 untersuchte
Oberämter in Württemberg Σ 7800

Der Oberamtsbezirk Balingen stand damit weit an der Spitze der 24 untersuchten Oberämter in Württemberg (z.B. Reutlingen 1226 Kinder, Stadt Stuttgart 404, Urach 144, Ulm 65, Münsingen 50, etc.). Von den in Württemberg 1118 beschäftigten Kindern in der Schuhmacherei und den 2116 in der Strickerei arbeiten 945 bzw. 950, also 85 % bzw. 53 % im OA Balingen. (Wü 65/4, 1170)

51 Ho 235 P, I-VI, Nr. 931 Bd. 1
52 Vgl. Wü 65/4, 1073 und 1170
53 Reinhard, S. 60
54 Vgl. Anmerkung 50
55 dto.
56 Vgl. Details der Statistiken aus Anm. 50 in Wü 65/4, 1073
57 Reinhard, S. 54
58 Reinhard, S. 55

59 76 % aller Haushaltungen wiesen im OA Balingen Viehbesitz auf. Im Schwarzwald, einer weit mehr landwirtschaftlich geprägten Gegend, waren es nur 63 %. (Reinhard, S.16)

60 Lauchertzeitung 1937. HHB K 552
61 "Der Nestor der Burladinger Industrie" (HHB K 552)
62 dto.
63 Reinhard, S. 56
64 dto.
65 Reinhard, S. 57
66 dto., S. 57f.
67 Reinhard, S. 58-61
68 Göckel, S. 14
69 dto., S. 17
70 dto., S. 12
71 Ho 235 P, I-VI 931 Bd. 1, vgl. Reinhard, S. 51
72 Schnabel, S. 22

73 Für die Werte von 1913 und 1930 wurde das statistische Rohmaterial aus Ho 235 P, I-VI, P, 931 erhoben, für die anderen Jahre aus Statistik des Deutschen Reiches Bände 204 und 205 (1907), 405 (1925), 456 und 463 (1933) und 557, H. 26 und 568, H. 14 (1939) jeweils unter "Hohenzollern"

74 Statistisches Rohmaterial s. Maute, S. 29 und 35

Anmerkungen zu Kap. 2.2.

75 1876 wurde dieser Sachverhalt in einer Untersuchung (Ergebnisse der über Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken ... angestellten Erhebung, S. 53) unverblümt formuliert: "Das Verbot oder auch nur eine irgendwie erhebliche Beschränkung der Frauenarbeit würde gleichbedeutend sein mit dem Verzichte auf die Konkurrenz und viele Etablissements geradezu zum Stillstande bringen. Es ist berechnet, daß bei einem gänzlichen Verbote der weiblichen Fabrikarbeit und bei Besetzung sämtlicher zur Zeit durch Arbeiterinnen ausgefüllten Plätze durch Arbeiter in einer Baumwollspinnerei, welche 270 und zwar 62 männliche, 130 weibliche und 78 jugendliche Arbeiter beschäftigt, der seither in einem Monat gezahlte Lohnbetrag von 8.535 Mark auf 10.225 Mark oder um etwa 19 % sich steigern würde ..."

76 Frauen wurde "Aufmerksamkeit statt Kraft" zugeschrieben (Ho 235 P, I-VI, p. 881). In den "Ergebnissen ..." heißt es: "Endlich bildet ... die Übertragung der Frauenarbeiten an Männer eine wirtschaftlich nicht zu rechtfertigende Kraftverschwendung; irgend leistungsfähige Männer würden zu jenen Geschäften selbst gegen gute Bezahlung sich nicht hergeben." (Ergebnisse ... S. 53). Vgl. dazu auch Merkel u.a. S. 47ff.

77 Helm, S. 67
78 Lang, S. 157, Reinhard, S. 67

79 Es ist interessant, daß die in Ebingen-Balingen-Hohenzollern übliche Verdrängung der Frauen auf die niedrig bezahlten Nebenarbeiten im ganzen Deutschen Reich einmalig war. (vgl. Maute, S.34 und Lang, S. 61). Nach Reinhard war es z.B. in Stuttgart selbstverständlich, Wirkerinnen zu beschäftigen, also Frauen im Zentrum der Textilproduktion arbeiten zu lassen. Schon dieses regionale Spezifikum des Zollernalbgebietes wiederlegt die These vom angeblichen "natürlichen" mangelnden Sachverstand der Frauen (vgl. Reinhard, S. 51).

80 Das Handwerk muß in dieser Arbeit, die sich auf die Bedeutung der Textilindustrie konzentriert, weitgehend vernachlässigt werden. Es ist unbestritten, daß rein qualitativ das Handwerk für Jugendliche bis ca. 16 Jahre, besonders bei den Jungen, zumindest bis zum 1. Weltkrieg eine weit größere Bedeutung als Beschäftigungs- und Ausbildungsinstanz hatte als die Fabrik. Wegen der teilweise fließenden Übergänge in die Industrie (man denke an die Kleinbetriebe der Textilindustrie) ist allerdings das Handwerk sehr schwer zahlenmäßig zu erfassen.
In Württemberg waren 1895 für Kinder unter 14 Jahren wichtigste handwerkliche Berufe: Schlosser, Bäcker, Fleischer, Maurer (vgl. Wü 65/4, 1170). Noch 1925 waren in Hohenzollern etwa die gleichen handwerklichen Berufe die qualitativ bedeutendsten:

	Anzahl	
	14 - 16 J.	16 - 18 J.
Schlosser	30	31
Tischler	59	89
Bäcker	22	10
Fleischer	20	14
Maurer	35	64
demgegenüber		
Näherinnen in der Textilindustrie	136	190

(Statistik des Deutschen Reiches Bd. 405, 1925)

Anmerkungen zu Kap. 2.2.

Für Mädchen gab es keinen bedeutenden Handwerksberuf. Sie arbeiteten fast ausschließlich in der Indstrie. "Näherin" wurde übrigens nach dem 1. Weltkrieg die weitaus häufigste Berufsbezeichnung überhaupt. Vgl. auch Gestrich, S. 161 für Ohmenhausen.

81 Alle Zahlen außer 1925 und 1933 (für diese vgl. Anm. 73) berechnet nach Zahlenmaterial aus Ho 235 P, I-VI, P, 931.

82 Die starke Nachfrage nach Arbeitskräften scheint die Löhne in der Anfangszeit der Fabrik 1870 - 1880 besonders in Hohenzollern ziemlich hoch gedrückt zu haben.

Wochenlöhne in M	Jugendl. m	unter 16 w	Arbeiterinnen 16 - 18 J.
Carlsthal 1874	4,80	4,80	6,66
Spinnerei und Weberei Hechingen 1874	9,43	10,29	7,71-9 (Ho 235 P,I-VI, P 921/I)
Durchschnittswochenlöhne	12-14J.	14-16J.	Arbeiterinnen
1876 RgBez. Sigmaringen	6,30	7,60	6,30-6,70
Schwankungen zw.	(5-7,50)	(6,25-9)	(3,50-13)
1876 Schwarzwaldkreis	2,60	5,20	6,40 (3,45-12)

(Ergebnisse der über Frauenarbeit ... S. 9)

1 Kilo Brot kostete 1879 0,24 M, 1 Kilo Butter 2 M, 1 Ztr. Kartoffeln 2,40 M.

(Vgl. Christmann, S. 40ff., insbes. S. 55). Weitere Löhne in den hohenzollerischen Spinnereien für 1874 bei Kempf, S. 93 und für 1888 dto., S. 88

83 Arbeiten, die von Kindern übernommen wurden, wären für Erwachsene "Zeitverschwendung" gewesen - so argumentierte man in einer Untersuchung von 1876 (Ergebnisse der über Frauenarbeit ...)

84 Wü 65/4, 1170
85 dto.
86 dto.
87 Ho 235 P, I-VI, 931, 931/III
88 Hohenzollerische Heimat 1965, S. 55ff.
89 Hohenzollersche Blätter, 16. April 1867 (vgl. auch Kempf, S. 88)
90 Ho 202, POA Hai 1555. Vgl. Kempf, S. 89.
91 Vgl. Kempf, S. 89ff.
92 Beschreibung des Oberamtes Balingen, S. 114
93 Ho 235 P, I-VI, P, 921/I
94 Ho 235 P, I-VI, P, 881
95 Bajohr, S. 190
96 dto.
97 Zit. nach dto.
98 Berechnet nach Kempf, S. 106
99 1933: Kreis Sigmaringen: 51,9 %, Kreis Hechingen 46,4 % (Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 456, 1933)
100 Vgl. Göckel, S. 10

Anmerkungen zu Kap. 2.2.

101 Keim, S. 50. Ab den 1890er Jahren machte sich akuter Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft bemerkbar. Es waren keine Aushilfskräfte (z.B. Taglöhner oder gar Knechte und Mägde) mehr zu bekommen, da in der Industrie leichter und schneller Geld zu verdienen war (Heinzler, S. 106, Seufert, S. 95). Es blieb letztlich kein Ausweg, als daß die verbliebenen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte ihre Arbeitszeit ausdehnen mußten. Im württembergischen Schwarzwaldkreis erhöhten sich die Arbeitszeiten in der Landwirtschaft folgendermaßen:

	Sommer	Winter
1892	12,9 Std.	8,75 Std.
1913	13,1 Std.	9,1 Std. (Keim, S. 47)

102 Statistik des Deutschen Reiches, Band 405
103 Seufert, S. 43
104 Vgl. Medick (1977), S. 113ff.
105 Vgl. U. Hermann (1982), S. 221f.

Anmerkungen zu Kap. 3

1 Das Kapitel orientiert sich damit an der Fragestellung 2.b. (vgl. 0.6.2.)

2 Ho 202, 1772 und Ho 193, Ga I 258 ("Sittlichkeit im Oberamtsbezirk"). Genauere Erläuterungen zum Material s. Anm. 12 (Kapitel 3)

3 s. Fragestellung 1.b.(0.5.)

4 Die hypothetischen Ausführungen des Abschnitts 3.1. ergeben sich aus einer zusammenfassenden Interpretation des vorliegenden Quellenmaterials (Ho 202, 1772) und folgen in der Beurteilung der Funktion des dörflichen Organismus Utz Jeggle, Kiebingen. Die Ausführungen werden im Verlauf des Kapitels 3 an Material genauer belegt.

5 Das Wort Jugendliche(r) war im Dorf unbekannt. Man gehörte zur Gruppe der "Ledigen" oder "Jungen". Vgl. Hermann (1982), S. 221f. und Gestrich, S. 205.

6 Vgl. auch Gillis, S. 41f.
7 Vgl. Jeggle, S. 152ff.
8 Vgl. Jeggle, S. 181ff. und S. 225ff.
9 Vgl. Eisenstadt, S. 17 und S. 334
10 Vgl. Eisenstadt, S. 37
11 Vgl. Jeggle, S. 198ff. und S. 152ff.

12 Die Materiallage ist für Hohenzollern günstig. Im Jahre 1858 forderte die Königlich Preußische Regierung in Sigmaringen in allen Oberämtern Berichte über die Verhältnisse in den Lichtstuben an. Davon sind aus dem OA Haigerloch aus jeder Gemeinde ein Schreiben des Pfarrers und des Bürgermeisters (Ho 202, 1772) und aus dem OA Gammertingen mehrere Schreiben aus verschiedenen Gemeinden erhalten (Ho 193, Ga I 258). Von einer ähnlichen Umfrage aus dem Jahre 1894 sind aus den beiden Oberämtern ebenfalls noch mehrere Aufzeichnungen vorhanden (dto.). Leider sind die Aufzeichnungen aus dem am frühesten und stärksten industrialisierten Oberamt Hechingen verschollen. Damit sind keine exakten Schlüsse auf das Verhältnis zwischen Aussterben der Lichtstuben und Industrialisierung möglich.

Anmerkungen zu Kap. 3.

13 Medick (1980), S. 22, vgl. auch Nägele

14 Walther, S. 111, vgl. auch Braun 1, S. 68ff. und 120ff. Die Unterscheidungen von Braun (Spinnstuben = eher Arbeitstreffen, Lichtstuben = eher gesellige Treffen) und Gestrich (S. 183ff.) bezogen auf Ohmenhausen (Äbbehes = Treffpunkt der männlichen Jugend) und Lichtstuben (Versammlungsort der weiblichen Jugend) wird zugunsten einer genauen Funktionsbestimmung der Jugendkultur vernachlässigt - zumal die Lichtstuben in Hohenzollern Treffpunkt beider Geschlechter waren.

15 Ho 202, PrOA Haigerloch, 1772

16 "Dieser Besuch der sogenannten Kunkelstuben dauert gewöhnlich vom September bis im März jedes Jahres und findet Abends von 7 bis 10 Uhr und noch später statt."
"Besuchen dieselbe gewöhnlich ledige Weibspersonen von 15 bis 28 Jahren."
"... wo sich oft bis 6 oder 8 ledige Weibspersonen in einem Haus versammeln."
(Alle Zitate Ho 202, 1772)

17 "Nachtschwärmerei"

18 "Nicht nur erwachsene ledige Weibspersonen auch Sonntagsschülerinnen ja Werktagsschülerinnen besuchen solche Kunkelstuben in welchen Jünglinge, unter diesen auch Sonntagsschüler, Besuch machen, sich dort aufhalten, Bekanntschaften anknüpfen, die Weibspersonen nach Hause begleiten, unterwegs bisweilen einzeln in Ställen und Schupfen sich aufhalten, oder wenn sich die Eltern sicher zur Ruhe begeben haben mit den Weibspersonen zusammen im Hause bleiben sollen." (Wie alle weiteren Zitate ohne genauere Angaben: Ho 202, 1772). Vgl. hierzu auch Gestrich, S. 179ff. In Ohmenhausen scheint die Geschlechtertrennung viel rigoroser gewesen zu sein als in Hohenzollern.

19 Ho 193, Ga I 258
20 dto.
21 Ho 202, 1772
22 Ho 202, 1772

23 Ein anderer Pfarrer formuliert entrüstet: "Es sind die ärgerlichen Spaziergänge an den Sommerabenden und an Sonn- und Feiertagen Nachmittags und Abends. Kaum ist an den Tagen des Herrn der Nachmittagsgottesdienst beendigt, so sieht man die ledigen Weibsleute in äffigstem Aufputze scharenweise ins Freie und zu den Wäldern hinauswandeln ... Wären Mädchen allein dabei betheiligt so könnte dagegen gewiß Niemand etwas haben, allein jetzt kommen die Bursche hinten nach und nach wenigen Minuten sieht man sie sämtlich Arm in Arm lustwandeln unter Absingen unzüchtiger Lieder unter den ärgerlichsten Possen, die sich die freche Bursche gegenüber den noch frecheren ausgeschämten Dirnen erlauben." (dto.). Vgl. Shorter, S. 147ff. und Gestrich, S. 193ff.

24 Medick (1980), S. 42f.

25 Vgl. Hohenzollerische Heimat 1960, S. 8, Heimatbuch der Gemeinde Bisingen - Steinhofen, S. 170 und Beschreibung des Oberamts Balingen, S. 137.

26 Medick (1980) nach Bordieu, S. 43

27 Ein Beispiel: "Buben (Jünglinge kann man sie nicht nennen) versammeln sich Abends vor dem Schulhaus..." Ho 202, 1772.

28 Pfarrer berichten von den Zusammenkünften "bei denen auch schlechter Branntweinfusel getrunkten und ausgezeichneter Canaster geraucht wird." (Ho 202, 1772). Zu den Kameradschaften oder "Brüderschaften" vgl. auch Gillis, S. 41f.

29 Im Unterschied zu den Lichtstuben, in denen die Mädchen zumindest am frühen Abend allein waren, wurden in manchen Albgegenden diese Kameradschaftstreffen "Ebbehes" (Ebbehinhaus, vgl. Walther, S.111) oder ähnlich genannt. Vgl. auch Gestrich, S. 177ff. (bezüglich Ohmenhausen).

30 Vgl. Medick (1980), S. 45 und Gestrich, S. 182f.

31 Vgl. den Bericht von dem mißhandelten Schüler in Beispiel 2.

32 Die größere Bedeutung der Autoritätshierarchie unter den männlichen Jugendlichen entspricht der fast ausschließlichen Dominanz der Männer in der Dorföffentlichkeit.

33 Vgl. z.B. Mack, Lieder, Spiele und Redensarten aus Steinhofen

34 Ein Pfarrer formuliert: "Der Hauptgegenstand der mehrstündigen Unterhaltung sind unzüchtige Possen, säuische Witz ..." "... Verläumdung, Klatschsucht, boshaftes Geschwätz, Singen von Zotten und unzüchtigen Lieder, unkeusche Gespräche ..." (Ho 202, 1772)

35 Die Pfarrer berichteten in ihrer Sprache von "schamlosen", "unkeuschen" Reden, "ärgerlichen" Berührungen und "frühen Bekanntschaften". Vgl. auch Anm. 34.

36 Vgl. Gestrich bezüglich Ohmenhausen: "... vorehelicher Geschlechtsverkehr war also eher die Regel als die Ausnahme." (S. 269)

37 Beispielsweise in Oberbayern nahmen die Eltern die Funktion der Partnerwahl für ihre Kinder wahr. Vgl. z.B. Thoma.

38 Vgl. Medick (1980), S. 45f. und Gestrich, S. 197ff. (betr. Ohmenhausen)

39 Die kollektive Partnerwahl besaß besonderes Gewicht in der Untersuchungsregion, in der die große Mehrzahl der jungen Leute innerhalb des gleichen Dorfes heiratete. Nur vorwiegend Leute, die transportierbares Vermögen, nämlich Geld besaßen, heirateten nach außen oder heirateten ein.

40 Vgl. dazu 3.2., Beispiel 3

41 Vgl. Gestrich, S. 199ff. In der kollektiven Abwehr gegen die "feindlichen" Eindringlinge der Nachbardörfer entwickelte sich auch eine Solidarität der Einheimischen gegen die "Fremden", wodurch sich eine Identifizierung mit dem eigenen Dorf entwickeln konnte.

42 Teilweise scheint prostitutionsnahes Verhalten geübt worden zu sein, um an Geld oder Geschenke zu kommen. Jünglinge halfen ihrer Begierde mit sanfter Gewalt durch ein Geschenk nach, für das er das Geld gestohlen hatte oder die Töchter "willigen ... in Sünde ein", um solche zu ergattern.

43 Vgl. Jeggle, S. 163f.: "Der Geschlechtstrieb brachte trotz seiner weitgehenden Einzwängung in Form und Anstand ein unruhiges, man möchte fast sagen unordentliches Moment in das mühsam ausbalancierte System."

Anmerkungen zu Kap. 3.

44 Vgl. Gestrich. In Ohmenhausen waren um 1850 18,1 % aller geborenen Kinder vor der Ehe empfangen (S. 268). "Der Anteil dieser unehelichen und vorehelich gezeugten Kinder an der Gesamtzahl der Erstgeburten stieg zwischen 1777 und 1864 von 41,1 % auf 61,2 % ..." (S. 269). Vgl. bezüglich Kiebingen Jeggle, S. 195ff.

45 Vgl. Kap. 1.6.

46 Jeggle, S. 164. Unehelichen Kindern werden von Pfarrern in der Taufe teilweise besonders kuriose und ungewöhnliche Namen gegeben (Vgl. Hohenzollerische Heimat 1966, S. 2). So waren nicht nur die Mütter belastet, sondern auch die Kinder selber wurden stigmatisiert.

Quote der unehelichen Geburten

	1820-53	1850-53
Empfingen	20,4 %	23,2 %
Haigerloch	14,1 %	11,3 %
OA Haigerloch	15,0 %	14,6 %
(Ho 202, 1772)		

Burladingen	1905-07 5 % (EOA 14123)
Hechingen	1907-09 5,5 % (EOA 14443)
OA Balingen	1812-52 1854-55 10,4 % 17,29 % 1871-78 8,59 % (Beschreibung des Oberamts Balingen, S. 87)

47 In den dörflichen Unterschichten waren die Quoten der unehelichen Kinder in der Regel weit höher als in der Oberschicht. Vgl. dazu detaillierte Analysen bezüglich Kiebingen Jeggle, S. 193, Lipp, S. 363ff. und Gestrich bezüglich Ohmenhausen, S. 267ff.

48 EOA 14449
49 Ho 193, Ga I 258
50 Frommer, S. 376

51 Dieser Kampf gegen die Lichtstuben läßt sich über Jahrhunderte hinweg nachweisen. Vgl. Z.B. Medick (1980).

52 Gemeint ist das Faktum, daß die Gemeinde für die Ortsarmen aufzukommen hatte. Vgl. 1.6., Anm. 39.

53 Vgl. dazu die Bemerkung von Gestrich, "daß die hohe Illegitimitätsquote in den Unterschichten in erster Linie eine Folge des hohen Heiratsalters, (das die persönliche Toleranzgrenze der Mädchen überschritt) und einer lockeren Sexualmoral war und nur mittelbar auf das institutionalisierte Freizeitbrauchtum der Jugend zurückgeführt werden kann. Für die Mädchen der Oberschicht gilt daher umgekehrt, daß die niedrige Quote des (nachweisbaren) vorehelichen Geschlechtsverkehrs bei ihnen keine Folge der Überwachung durch die Kameradschaften war, sondern vielmehr durch die rigide Aufsicht der Eltern über ihre Töchter und die Möglichkeit zu früher Heirat zustande kam." (S. 276)

54 EOA 14123
55 Vgl. Matz, S.45ff.
56 Matz
57 dto., S. 58

58 Die Debatte um die "Sittlichkeit" bzw. "Unsittlichkeit" umfaßte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Aspekte, die hier

Anmerkungen zu Kap. 3.

nur angedeutet werden können. Vgl. Militzer-Schwenger,die vor allem die Zusammenhänge Armut - Arbeit - Sittlichkeit behandelt und Matz, der die Sittlichkeitsdebatte im Zusammenhang mit der Bevölkerungsentwicklung - Ehebeschränkungen - Armut bearbeitet.

59 1854 wurde in Hohenzollern - Hechingen und - Sigmaringen (zu dem das Oberamt Haigerloch gehörte) eine intensive Diskussion über den sittlichen Zustand der Bevölkerung geführt. Die Ausführungen beziehen sich vor allem auf eine "Konferenz über die Sittlichkeit" im Erzbischöflichen Dekanat Haigerloch - (Ho 202, 1772).

60 "Die Straflosigkeit eines Vergehens gegen die sittliche Ordnung verdunkelt und verwirrt die sittlichen Begriffe des Volkes von der Anschaulichkeit der Unzucht." (Ho 202, 1772).

61 "Placirung der Gefallenen in einer besonderen Kirchenbank" (dto.) Nach 1903 wurde in einer Umfrage diese Abtrennung erwähnt (dto.). Geschwängerte Bräute durften nur am Mittwoch geheiratet werden (Ho 13, 1050, Ehesachen).

62 "Selbstverschuldet Arme" sollten weniger mild behandelt werden (dto.); vgl. Militzer-Schwenger, S. 30ff.: "Unterstützung nur für würdige Arme". "Bei ledigen Frauenzimmern, welche unehelich gebären, ist daher vor allem darauf hinzuwirken, daß sie die Ernährung ihrer Kinder selbständig übernehmen. 1 Kind, ja selbst 2 Kinder kann ein lediges Frauenzimmer durch angestrengte Arbeit, ohne fremde Beihülfe selbst ernähren." (Ho 202, 1772)

63 Um die Situation der Tierbegattung im OA Haigerloch zu erforschen, wurde genau wie bei den Lichtstuben aus jeder Gemeinde ein Schreiben angefordert. Das Schreiben aus Betra lautet: "Die Thierbegattung in Betra ist sehr schöhn geeignet, dieser blaz ist in einem eingeschlossenen Hof, unter des Hirschwirths Hause tranen (drannen = drüben); ganz von der Straße entfernt, was dem Kgl. P(reußischen) Oberamt Haigerloch zur Anzeige gebracht wird, Hochachtung Vollstens." (Ho 202, 1772). Zu diesem seltsamen Thema vgl. Ruesch, der von Ähnlichem aus der Schweiz des Jahres 1673 berichtet (S. 301).

64 Kunkelstubenbesucher seien auch die regsten Wirthausbesucher. "Ibi Bacchus ibi Venus bzw. umgekehrt" (Ho 202, 1772).

65 Beispielsweise der "äffigste Aufputz" der Mädchen wurde beklagt. Der Sinn zur Sparsamkeit würde der Vergnügungssucht und Hoffart zum Opfer gebracht (dto). Die Armut der Bevölkerung würde durch Vergnügungssucht und Verschwendung verursacht. Vgl. dazu auch Militzer-Schwenger, S. 35.

66 Vgl. Ho 202, 1772 und Militzer-Schwenger.
"Nur das Eine thut noth, dem arbeitsfähigen Armen vermittelst seiner Hände Arbeit ein ehrbares Leben und Auskommen möglich zu machen und ebenso die Kinder der Armen durch Gewöhnung an stete Arbeit und durch sittliche Überwachung der Verwahrlosung zu entreißen ..." (Zitat bei Militzer-Schwenger, S. 36).

67 Die Pfarrer waren zumindest in den kleinen Dörfern die einzigen Repräsentanten einer bürgerlich-städtischen Kultur. Ähnliche Forderungen konnten aber genauso von Lehrern oder Bürgermeistern vertreten oder zumindest unterstützt werden. Der religiöse Aspekt der Funktion des Pfarrers ist hier bewußt vernachlässigt.

68 Gemeint ist das "Ausschwärmen" der Jugendlichen in Lichtstuben.

Anmerkungen zu Kap. 3.

69 EOA 14098. Eine "Definition" der "Affenliebe" gibt Matthias 1902, zit. bei A. Miller, S. 57, 58: "Die Affenliebe kann nicht hart sein, nicht verwehren, nicht nein sagen für das wahre Wohl des Kindes, ... ermangelt jeden klaren Bewußtseins in Beziehung auf das Erziehungsziel, sie ist kurzsichtig, sie läßt sich von augenblicklichen Empfindungen verleiten, anstatt sich von ruhiger Besonnenheit und Überlegung leiten zu lassen ..."

70 Vgl. das Beispiel der unehelichen Kinder.

71 Vgl. dazu ausführlicher Hermann (1982), S. 222f.

72 Vgl. Kapitel 1.6.

73 Die Vernachlässigung des Familienlebens und der elterlichen Zucht "führt die Jugend zu Ungebundenheit, zu Rohheit und Verwilderung zu Unzucht und Unsittlichkeit überhaupt." "Was der Krebsschaden am menschlichen Leibe und der Kanzenfraß an den Räumen ist, das sind solche tolerierte Übelstände für die Sittlichkeit der Gemeinden."

74 Wurden die ökonomischen Interessen der bäuerlichen Bevölkerung verletzt, konnte es zu scharfen Konflikten mit dem Klerus kommen. 2 Beispiele: 1. 1854 kam es zu Mißhelligkeiten zwischen Pfarrern und Bürgern, weil der Gottesdienstbesuch der Jugend mangelhaft war, da die Eltern ihre Kinder gleich nach der Schule heimriefen und beschäftigten (Ho 202, 1740). 2. 1890 wollte der Pfarrer von Bisingen den Bauern die Sonntagsarbeit während der Ernste als "Sabbathschändung" verbieten. Die Kirchenbesucher protestierten mit "Kirchenschwätzerei und lautes Brummen, ja Dareinrufen in die Predigt." (EOA 14098).

75 Vgl. Goffman, Asyle

76 Ho 202, 1772

77 Auf rd. 150 Aktenseiten mit Schreiben von Pfarrern und Bürgermeistern finden sich so gut wie ausschließlich Ausführungen über abweichendes Verhalten von Jugendlichen, die sich bis zu Haßtiraden der letzlich ohnmächtigen Pfarrer steigen. Vgl. Gillis: "Das Jugendalter selbst wurde als Ursache von Kriminalität identifiziert. und mithin wurden alle Kinder, ungeachtet ihrer sozialen Herkunft, für kriminalitätsanfällig gehalten, wenn man sie nicht sorgfältig schützte." (S. 176). Vgl. auch Herrmann (1982), der nachweist, daß der Begriff "Jugend" zuerst 1888 in einem Handbuch des Gefängniswesens auftritt (S. 222). Vorher sprach man von "Jünglingen" oder "Jungfrauen" oder abwertend von "Buben" oder "Dirnen" (Ho 202, 1772), z.B. Anm. 27 (Kapitel 3)

78 Es muß erinnert werden, daß "Jugendkultur" nicht mit "Jugendleben" gleichgesetzt werden kann. Die in 3.1-3.4 beschriebenen Elemente der Jugendkultur waren vorwiegend in der Freizeit (als der von Arbeit freien Zeit) angesiedelt. Darüber hinaus waren die Jugendlichen in die materielle Reproduktion eingebunden (Landwirtschaft in Feld, Wald und Haus, Heimarbeit oder Fabrikarbeit), vgl. Kapitel 2

79 Vgl. Medick (1977), S. 149ff.: "Plebejische Kultur".

80 Die Ausnahmen bezüglich der dörflichen Oberschichten wurden ausführlich beschrieben.

81 Bei diesen Konfliktfeldern spielten auch die Beziehungen zu den Geschwistern eine gewichtige Rolle.

Anmerkungen zu Kap. 3.

82 Vgl. 1.3. und 1.4.

83 Vgl. Mead "postfigurative Kultur" (Anm. 68, Kapitel 1)

Anmerkungen zu Kap. 4.

1 Die NS-Zeit wird dabei nur in einigen ihrer Randerscheinungen erwähnt. Um der Komplexität dieser Zeit gerecht werden zu können, wäre eine eigene umfangreiche Untersuchung notwendig. Zur Weimarer Zeit vgl. Link, Löffler, Ortmann, Stein, S. 44ff.

2 Der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung betrug im Oberamt Hechingen 1925 43,7 %, im Landkreis Hechingen 1933 46,4 %, 1939 38,2 %, im Raum Hechingen 1950 27,4 %, 1961 10,1 %, 1970 3,8 % (Quellen des statistischen Rohmaterials: Statistik des Deutschen Reiches, Bände 405 (1925), 456 und 463 (1933), 557 und 568 (1939), Datensammlung des Zollernalbkreises). Vgl. Materialanhang 3.

3 Anteil der Arbeiter in Industrie und Handwerk an der Zahl der Erwerbstätigen: Oberamt Hechingen 1925 38 %, Landkreis Hechingen 1933 31,2 %, 1939 31,9 %. Anteil der Beschäftigten im produzierenden Gewerbe an der Zahl der Erwerbstätigen; Raum Hechingen 1950: 50 %, 1961 64 % und 1970 70 % (Quellen dto.). Vgl. Materialanhang 3.

4 Vgl. Statistik in 2.2.3.3.

5

Löhne Württemberg	1926	Trikotweber Näherin	ca. 140,-- bis 160,-- RM/Monat 110,-- bis 125,-- RM (Schnabel, S. 56)	
			Stundenlöhne	Monatslöhne (48 Std./Woche)
Hohenzollern	1929	Trikotweber	1,10 RM	210,-- RM
		Rohnäherinnen	0,70 RM	135,-- RM
Vergleich mit anderen Branchen		Maurer	0,90-0,96 RM	
		Stepperinnen (Schuhindustrie)	0,75-0,83 RM	
		Hilfsarbeiterinnen (Peitschenindustrie)	0,44 RM (Ho 235 P, I-VI P 931)	
Bezirk Ebingen	1939	Textilindustrie		
		Arbeiterinnen	0,80-0,85	155,--
		Trikotwirken	1,---1,10	210,--
			(Lang, S. 160)	

6 Vgl. Anm. 4.

7 Wü 65/4

8 Vgl. Gruner, S. 129. Eventuell spielten dabei im Untersuchungsgebiet die ungemein hohen Löhne von Jugendlichen im 1. Weltkrieg eine Rolle, die bezahlt wurden, weil Jugendliche erwachsene Arbeitskräfte ersetzen mußten. So konnten massenhaft Jugendliche zu sehr attraktiven Lohnbedingungen eingestellt werden, die in der neu aufblühenden Textilkonjunktur gehalten werden konnten. (Vgl. Ho 235 P, I-VI, 921 Vol. 4, "Schutz der Arbeiter in den Fabriken", 191ff.).

Anmerkungen zu Kap. 4

9 Thompson, S. 99. Vgl. dazu auch Krovoza, Zum Sozialisationsgehalt ..., S. 75ff. und Lüdtcke, S. 96f.

10 Gruner, S. 129

11 M.D. Bernstein, zitiert in Thompson, S. 101. Das gleiche Prinzip gilt übrigens für die Heimarbeit.

12 Thompson, S. 102

13 Vgl. Gruner, S. 129

14 Moore, zitiert bei Thompson, S. 102. Vgl. auch die Kapitel "Strukturelle Bedingungen und Wirkungsweisen der Fabrikdisziplin" und "Von der Selbstdisziplin zur Fremddisziplinierung ..." in Steinert/Treiber

15 Maute berichtet, daß Männer bevorzugt eingestellt werden, wenn sie weibliche Angehörige zum Nähen hatten (Maute, S. 42). Heimarbeit der Frauen und deren Tätigkeit in Nähfilialen brachte teilweise sogar ein - allerdings nicht dauerhaft durchgehaltenes, konsequentes - Durchbrechen der herkömmlichen Rollenstrukturen von Mann und Frau mit sich. Schnabel berichtet von Männern, die neben der Feldarbeit noch die Hausarbeit übernahmen, um die Frauen nicht beim Nähen zu unterbrechen, das ja das so nötige "flüssige Geld" ins Haus brachte. (Schnabel, S. 23).
Die starke Nachfrage nach Arbeitskräften in der Industrie hatte schließlich auch eine positive Auswirkung auf die Arbeitssituation besonders der Frauen. Fielen wichtige häusliche Arbeiten oder besonders Arbeiten in der Landwirtschaft, z.B. während der Ernte, an, blieben Frauen einfach zu Hause. Auch mußten ihnen Freiheiten bei den Arbeitszeiten eingeräumt werden (die sich teilweise bis heute erhalten haben: z.B. früher zum Kochen nach Hause zu gehen, etc.) Die Arbeitgeber mußten sich mit solchen Erscheinungen abfinden, da besonders in Hochkonjunkturzeiten drückender Arbeitermangel herrschte (vgl. Ho 235 P, I-VI, P, 931)

16 An 2 Beispielen sollen die Ausführungen exemplarifiziert werden. Es wird dabei deutlich, wie die NS-Ideologie die angedeutete Tendenz verstärkte. Aus einem Zeitungsartikel 1939:
"Zu allen ... Zeiten hatten es die Burladinger nie leicht ... Handel und Wandel schleppten sich nur mühsam über die wochenlang verschneiten Berge der Hochalb dahin. Doch in langen Wintermonaten zu rasten, verboten ererbter Fleiß und drückende Not. Große Familien in kleinen Häuschen arbeiteten unermüdlich ..., schon früh lag den Burladingern die Arbeit am Webstuhl im Blut ... Bisweilen genügte kargster Erlös ... Um die Jahrhundertwende sind neue Kräfte aufgebrochen, doch zerstörten sie nicht, was am Alten gut war ... sein Land bestellt der Burladinger mit dem gleichen zähen Fleiß wie einst. Neu geworden ist eine blühende Industrie: Von der Webarbeit daheim in enger Stube ging sie auch ... Inzwischen war eine Generation herangewachsen, die zähen, von der Pike auf geübten Fleiß mit glücklichem unternehmerischen Sinn verband ... 1400 Frauen und Männer gehen in Burladinger Fabriken zur Arbeit ... Fast allen verbleibt daneben aus nie vernachlässigten Landwirtschaft ein gesichertes Brot. Der gerade Sinn des Älblers ist trotz aller Hingabe an die neuen Ziele von dieser Grundlage nicht gewichen. Er hat es auch stets unterlassen, soziale Probleme gewerkschaftlich zu sehen. Die junge Industrie hat die in langen harten Zeitläufen gewachsenen Gemeinschaft des Ortes nicht gelockert, und mit solcher Art Sozialismus steht das Dorf auch ganz zum Streben und Wollen unseres Führers und seines Reiches. Nun

Anmerkungen zu Kap. 4 .

... wissen Sie um Burladingen. So zeigt es sich Ihnen in seiner Siedlung, nicht ausgenommen die neue Kirche, die mit neuen, geglückten Mitteln Andacht im alten Glauben heischt. So auch auf der Straße: Adrett an - doch nicht aufgezogene Mädchen ziehen in fast verkehrswidrig breiter Linie von Schicht zu Schicht, Lastkraftwagen knattern, um sie herum die flinken Kleinautos des gut beschäftigten Handwerks, und zwischen Kuhfuhrwerken steuern zarte Damenhände den eleganten Horch." ("Gruß der Heimat", 26.9.1939, HHB K 903)
"Die Landwirtschaft hat in Burladingen durch die gewerbliche Entwicklung keinen Nachteil gehabt, im Gegensatz zu anderen Orten, in denen im Gefolge der Industrialisierung eine merkliche Vernachlässigung eintrat. Das hat zwei Gründe. Einerseits hängen die Burladinger als am Althergebrachten festhaltende Aelbler an ihrem Boden, andererseits wissen sie in ihrem stark ausgeprägten Erwerbssinn den Ertrag der Landwirtschaft zur Verbesserung der Existenz sehr zu schätzen. Dem Burladinger ist es bei seinem angeborenen Fleiß eine selbstverständliche Sache, morgens vor Aufnahme der Fabrikarbeit und abends nach ihrer Beendigung die Stallarbeiten zu verrichten, in seiner zähen Natur ist es nun auch nicht zuviel, in den Erntezeiten von morgens 4 Uhr bis zum Arbeitsbeginn in den Fabriken auf der Wiese oder auf dem Acker die Sense zu schwingen. Die Industrie hat sich bei der Urlaubsgewährung ganz auf die Erntezeit eingestellt. So wird in Burladingen, trotzdem es keine Nur-Landwirte gibt und die Landwirtschaft so ziemlich ausnahmslos in Verbindung mit Fabrikarbeit, Handwerk oder Arbeit für die Gemeinde betrieben wird, der Boden sehr eifrig, sorgfältig und auch in fortschrittlichem Sinne betrieben. Dies gilt für den Ackerbau wie für die Viehzucht. Die Einnahmen aus der Fabrikarbeit kommen auch zur Beschaffung von neuzeitlichen Geräten und Maschinen verwendet." (Burladingen nahe der 3000-Grenze, Hohenzollerische Blätter 27.2.1941, HHB K 552 XVIII)

17 "100 Jahre Volksmusik in Burladingen", 1951, S. 24

18 Die Dorfbewohner vermochten nicht zu unterscheiden zwischen der Persönlichkeit des Fabrikanten (wie sie selbst Mitglied der Dorfgemeinschaft) und seiner Funktion als Kapitaleigner und -aneigner, der selbst den Gesetzen der Kapitalakkumulation unterworfen war. Die Leistungen, die die ersten Fabrikanten erbringen mußten, um die Voraussetzungen für florierende Unternehmen zu schaffen, forderten den Respekt der Mitbewohner. Ein Beispiel:
Ein späterer Fabrikant wurde ab ca. 1900 von seinen Eltern systematisch auf seine zukünftige Aufgabe vorbereitet. Nach seiner kaufmännischen Lehre wurde er von seinen Eltern in zwei auswärtige Textilbetriebe geschickt, "um sich weiter umzusehen. - Von ganzen hundert Mark Monatsverdienst wurde nur die Hälfte für Zimmer, Essen und Kleidung ausgegeben, die andere Hälfte kam auf die Sparkasse. Diese freiwillig auf sich genommene Einschränkung war der andere Teil der Lehr- und Lernzeit und vielleicht von noch größerer Bedeutung als die Erwerbung der vielseitigen beruflichen Kenntnisse." Als 1908 die Firma gegründet wurde, "war der Tag mit 16 - 20 Arbeitsstunden keine Seltenheit." ("50 Jahre Mechanische Strickwarenfabrik 1958", HHB Ub 588). Diese sekundäre Sozialisation eines Jugendlichen zum Fabrikanten hatte das Ziel, im Gegensatz zur alltäglichen Armut des Lebens im Bauerndorf, die von den Verhältnissen erzwungen war, bewußt Einschränkungen

Anmerkungen zu Kap. 4.

und Entbehrungen hinzunehmen, ja sie als Tugenden zu begreifen, um der Logik der Kapitalbildung zu gehorchen. Kapital entsteht 1. durch Anhäufung des Gegenwerts unbezahlter Arbeit und 2. - und in diesem Zusammenhang relevanter - durch Herabdrücken des eigenen Konsums in extremer asketischer Grundhaltung, gekoppelt mit extremer Arbeitsleistung beim Kapitalisten selbst, um das so gewonnene Geld ebenfalls dem Kapitalstock zuzuschlagen. (Vg. Marx, Kapital I, S. 617-625 "... Die Abstinenztheorie" und Kofler "Der asketische Eros", Elias 2, S. 312f. "Zwang zum Selbstzwang").
Diese asketische Grundhaltung ließ und läßt sich ausgezeichnet ideologisch ausschlachten: Der Fabrikant als sein eigener eifrigster und härtester Arbeiter tritt als Vorbild für seine Arbeiter auf und kann so das objektive Ausbeutungsverhältnis, auf dem die Fabrikarbeit beruht, blendend verschleiern. Er wird von den Arbeitern wegen seiner überlegenen psychologischen Qualitäten geachtet und als Autorität akzeptiert. Er tritt als selbstloser Wohltäter, Arbeit- und Brotgeber auf, als einer, der sich selbst nichts gönnt.
Die asketische Grundhaltung der Fabrikanten kann darüber hinaus aber vom Fabrikanten noch als moralischer Zeigefinger verwendet werden. Sie gaukelt den Arbeitern vor, die Disziplinierung und Unterordnung im Alltag der Fabrikarbeit könnten bei ihnen selbst den ersten Keim zu eigenem Unternehmertum (z.B. als selbständigem Kleinunternehmer) bilden. Die Nachahmung des Beispiels des Fabrikherrn durch die Übernahme der asketischen Grundhaltung trifft bei den Arbeitern auf den Wunsch, der noch am Horizont wetterleuchtenden Not durch sozialen Aufstieg endgültig entkommen zu können.

19 "100 Jahre Volksmusik Burladingen" (1951), S. 54

20 Vgl. Anm. 16

21 Vgl. auch Braun 2, S. 94f.

22 Es wird erzählt, daß in Burladingen (nach 1933 trotz Arbeitermangels nur Arbeiter in die Fabrik aufgenommen wurden, die "in der Partei" waren. Gegner der Nationalsozialisten - z.B. einige überzeugte Katholiken - wurden so gezwungen, entweder von ihrem kleinen Feld oder dem Hausierhandel zu leben (bis letzterer auch erschwert wurde), die kaum das Existenzminimum sichern konnten, oder sich anzupassen und in die NSDAP einzutreten.

23 Allerdings wanderten aus einigen entlegenen Albdörfern die jungen Leute in die Industrieorte ab. Die Einwohnerzahl Tieringens z.B. nahm von 1259 Einwohnern 1870 auf 684 (1925) ab. (Schnabel, S. 22).

24 A. Speidel, S. 63, Keßler, S. 88, Heimatbuch Bisingen-Steinhofen, Datensammlung des Zollernalbkreises

25 Datensammlung des Zollernalbkreises

26 Vgl. Anm. 18

27 Vgl. Stettner, "Was man früher von den Ebingern hielt": "Sucht nach Erwerb", "Der Erwerb ist über alles" und Braun 2, S. 76 "Rastlose Tätigkeit".

28 Über diesen Mechanismus wird in Kap. 6.4. genauer berichtet werden.

29 Jeggle/Ilien in Wehling, S. 38

Anmerkungen zu Kap. 4.

30 Durch die Erfahrung der Fabrikarbeit (vgl. "Fabriksozialisation", 4.1.) über mehrere Generationen hinweg entstanden sicherlich neue psychische Strukturen (z.B. in Objektbeziehungen im psychoanalytischen Sinn - also im Bereich der sozialen Beziehungen), vgl. Krovoza, Produktion und Sozialisation, S. 64f. und 5. Kapitel, "Dimension der Internalisierung der Normen abstrakter Arbeit" (S. 133ff.). Es ist zu vermuten, daß diese komplizierten Internalisierungsprozesse neben weiteren komplexen gesellschaftlichen sozialpsychologischen Veränderungen, die nach dem 2. Weltkrieg auch das Land erfaßten, eine Individualisierung bei gleichzeitiger Vereinzelung in der Gemeinschaft förderten. Vgl. auch Kapitel 6.4.

31 Vgl. Shorter, 258ff. und Braun 2, 350ff.

32 Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß Vereine darüber hinaus ein wesentliches Instrument der Repräsentation von dörflichen Interessensgruppen waren und sind. Ein besonders schönes Beispiel aus Bisingen: 1932 wurde (endlich!) ein katholischer Jungmännerverein gegründet, nachdem der Pfarrer schon 1922 geklagt hatte: "Daß die Arbeiter in der Schuhfabrik K.-M. alle socialistisch organisiert sind, sogar die Jungfrauen der Marianischen Congregation, ist eine sehr schlimme Sache. Bisingen muß in Zukunft mit einem socialdemokratischen Gemeinde- und Kirchenvorstand rechnen. Das Decanat muß deshalb dem Wunsche des Kirchenvorstandes sich aufschließen, es möchte im Laufe der Zeit ein in Vereinswesen erfahrener Vicar nach Bisingen gesetzt werden, daß er die Arbeiter in die christliche Gewerkschaft herüberbringe. Wie Fabrikant V. sagte, sei sogar Gefahr, daß die christlich organisierten Arbeiter in der Textilindustrie sich der socialdemokratischen ... Gewerkschaft anschließen." Gegensteuerung konnte also nur durch Förderung des katholischen Vereinswesens (Gesellenverein etc.) erreicht werden. Der 1932 gegründete Jungmännerverein war schon 1934 in Auflösung, "wegen der Arbeitsfront". (EoA 14098)

33 Zum Thema Verein und Wandel der Öffentlichkeit vgl. Bühler/Kanitz/Siewert, (Lokale Freizeitvereine, St. Augustin 1978), S. 146ff. sowie Siewert in Wehling, S. 65ff. und Braun 2, 350ff.

34 "Vom Garn zur Fertigware", Hz Zeitung 9. Juni 1951, (HHB K 634)

34a Liebel, S. 40

35 EoA 14098 Bisingen (1890)

36 Vgl. auch Braun 1, S. 81ff., "Rastgeben", d.h. Abliefern eines Kostgeldes schon zu Zeiten der Heimarbeit durch außerhalb arbeitende Kinder.

37 Vgl. z.B. Wü 65/4, 1303 für Tailfingen (1924). Ältere Leute - damalige Jugendliche - berichten heute oft in eigenartiger Ambivalenz zu ihren damaligen Leiden mit Stolz darüber, wie sie die harten Anforderungen der Akkordarbeit gemeistert hätten. Nicht wenige beklagen allerdings, daß sie zur Fabrikarbeit gezwungen worden seien und nichts hätten lernen können.

38 Im Oberamt Gammertingen gab es 1894 nur noch in Ringingen und Straßberg Lichtstuben (Ho 193, Ga I 258, vgl. auch Ho 202, 1772) "Der Erste Weltkrieg unterbrach die Tradition der jugendlichen Kultur der 'Jahrgänge': die älteren mußten mit 18 oder 19 einrücken und blieben viele Jahre oder für immer fort; die Tradition riß ab: 'Wer hätte uns einlernen sollen?'" (U. Herrmann in Wehling (1983), S. 121)

Anmerkungen zu Kap. 4

39 EoA 14123 Burladingen, ebenso z.B. in Bisingen 1890, 1905, 1922

40 Vgl. Liebel, S. 41 und Braun 2, S. 218ff.

41 In gewisser Weise beerbten die Vereine die Geselligkeitsformen der Kameradschaften. Schon ca. 1870 wurde in Gammertingen ein "Verein der ledigen Bürgersöhne" gegründet (Ho 193, NVA Ga I, 256). Vgl. auch für Ohmenhausen Gestrich, S. 193 und die Anmerkungen 31-33. Eine zunehmende Bedeutung erlangten im gleichen Sinne die Wirtshäuser (vgl. Herrmann, in Wehling(1983), S. 121

42 Lang, S. 61 (1941)

Anmerkungen zu Kap. 5

1 Vgl. Lefèbvre 3, S. 152ff. und 1.7. (Resumé, Kapitel 1)
2 Vgl. Lefèbvre 3, S. 162

3 Vgl. Lefèbvre 3, S. 151ff. Dazu drei Anmerkungen:
1. Lefèbvre begrenzt die Gültigkeit der Begriffe "kumulative" bzw. "nicht-kumulative" Prozesse nicht allein auf die ökonomische Basis, sondern hat stets das dialektische Verhältnis von Basis und Überbau im Sinn: "Eine Gesellschaft muß nicht nur die Quantität der für die Bevölkerung notwendigen Subsistenzmittel produzieren und reproduzieren (die Mittel zur biologischen Reproduktion, zur Aufzucht der Kinder und Ernährung der Unproduktiven). Eine solche strikt ökonomische Interpretation der Schemata in 'Das Kapital(Bd. III, Abschnitt 7) bliebe an der Oberfläche. Die Gesellschaft muß auch die gesellschaftlichen Verhältnisse unter ihren Mitgliedern reproduzieren." (Lefèbvre 3, S. 151f.). Diese gesellschaftlichen Verhältnisse umfassen Überbauphänomene des sozialen, politischen und geistigen Lebensprozesses (s. Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, Vorwort, MEW 13, S. 8 und Tomberg, S. 33ff.). Im Zusammenhang dieser Arbeit interessieren insbesondere folgende Überbauphänomene: Verhalten, soziale Beziehungen, Interaktionen und Kommunikationsstrukturen in der Gemeinschaft, Sozialisation der nachfolgenden Generation und das herrschende Bewußtsein der Menschen. Alle diese Phänomene werden angesichts der permanenten Konfrontation mit dem kumulativen Prozeß in der ländlichen Region untersucht.
2. Zwischenbemerkung: Der in diesem Sinne verstandene Begriff "nicht-kumulativer" Prozeß ist tragfähiger als der Begriff "Subsistenzproduktion", der in gewissen Ansätzen ein wichtiges Diskussionsdefizit im Rahmen der Frauenbewegung auszufüllen beginnt (vgl. z.B. Bennholdt-Thomsen, S. 30-46). "Subsistenzproduktion" bezieht sich einseitig auf die Untersuchung der ökonomischen Basis und verliert damit das dialektische Basis-Überbauverhältnis zu sehr aus den Augen.
3. Zur Begriffsklärung "nicht-kumulativer Prozeß" (s. Lefèbvre, S. 151ff.): Der nicht-kumulative Prozeß besitzt mehrere Facetten: Er umfaßt sowohl a) alle Produktionsprozesse, die nicht auf Akkumulation ausgerichtet sind (insbesondere auf der Stufe der einfachen Reproduktion, z.B. bei den nicht-warenproduzierenden Bauern in der Subsistenzwirtschaft) sowie b) alle Bewußtseinsformen, Affekte, Verhaltensweisen, kurz: gesellschaftlichen Verhältnisse, die nicht auf Kumulation (Anhäufung, Aufhäufung) von meist quantitativen Aspekten ausgerichtet sind. Für die bäuerliche Produk-

Anmerkungen zu Kap. 5

tion und Kultur stellt der "zyklische Prozeß" (vgl. 1.7.) eine genauere Charakterisierung des nicht-kumulativen Prozesses dar. Aber auch gegenwärtig gibt es eine Vielzahl nicht-kumulativer Phänomene. Lefèbvre nennt: "die Empfindung, die Sensibilität, die Sinnlichkeit, die Spontaneität, die Kunst allgemein, die Moralität ... und schließlich die Zivilisation im weiten Sinn (im Unterschied zur Kultur)" (S. 170). Eine wichtige Funktion besitzt die nicht-kumulative Orientierung z.B. auch heute für den Sozialisationsprozeß, in dem z.B. Liebe zwischen Eltern und Kindern eine weit größere Bedeutung besitzt als kumulative (quantitativ orientierte) Aspekte.

4 Marx, Grundrisse, S. 313

5 Z.B.: Liebe zu den Kindern im Erziehungsprozeß ist nicht kumulierbar. Die gesellschaftliche Produktion der nachwachsenden Generation ist nicht unmittelbar profitabel (vgl. auch Krovoza, Produktion und Sozialisation, S. 69ff.).

6 Ziehe/Stubenrauch, S. 28, vgl. auch Krovoza (Produktion und Sozialisation), S. 70f. und Negt/Kluge, S. 272

7 S. Lefèbvre, S. 158
8 S. Bloch, Erbschaft dieser Zeit, S. 104ff.

9 Konkrete Beispiele:
- Bis heute überleben bäuerlich-patriarchalische Vorstellungen (z.B. in einer geschlechtsspezifischen Rollentrennung, die den Mann als Oberhaupt der Familie ansieht und der Frau die Hausarbeit zuweist), obwohl seit über 100 Jahren Frauen in der Industrie arbeiten und die tatsächliche ökonomische Bedeutung der Frauen solchen Vorstellungen eklatant widerspricht.
- Techniken und Methoden der Kindererziehung gehorchen bis heute teilweise den gleichen (unreflektierten) Vorstellungen der Bauernzeit.
- Andererseits werden aber Kinder oft schon sehr früh mit Leistungsanforderungen konfrontiert, die vielfach unbewußt (u.a. auch) auf eine Präformierung der künftigen Arbeitskraft hinziehen, also z.B. Tugenden wie Pünktlichkeit, Ordnung, Disziplin, Gehorsam usw. einüben.
In den Kapiteln 6. und 7 werden die allgemeinen Ausführungen dieses Kapitels 5 weiter konkretisiert.

10 Lefèbvre 1, S. 139.
11 Bloch, Vorwort zum "Prinzip Hoffnung", S. 11
12 Vgl. Freud I, S. 245ff.

13 Die Diskussion der Folgen einer kollektiven unbewußten Fixierung der Menschen an Verhaltens- und Wertmaßstäben, die, gemessen am kumulativen Prozeß, anachronistisch geworden sind, Möglichkeiten der Bewußtmachung dieses Phänomens und Folgen dieses permanenten Zusammenstoßes und ständiger Überlagerung vor-kumulativer und kumulativer Prozesse werden im Teil 2 dieser Arbeit erfolgen.

14 Bloch, Erbschaft dieser Zeit (1932), S. 104ff.
15 dto., S. 116f.
16 Vgl. z.B. Abschnitt 4.2.

Anmerkungen zu Kap. 6

1 entfällt
2 Vgl. Materialanhang 4, Statistiken 1-5.

3 Der Arbeitsmarkt im Zollernalbkreis, S. 22. Diese jüngste Untersuchung bestätigt die eigenen Berechnungen völlig. Vergleichszahlen für Baden-Württemberg: 46,9 % bzw. 367 pro 1000 (Vgl. Materialanhang 4, Statistik 1)

4 Vgl.Materialanhang 4, Statistik 2
5 Vgl. Materialanhang Statistik 3 und 4

6 Auf weitere Fakten, wie die hohe Frauenarbeitsquote, die in der hier aufgeführten Erwerbsquote aufgehoben ist, und die Situation der Frauen wird später eingegangen (6.3.)

7 Vgl. Materialanhang 3 Statistik 2

8 Hier sei an die historische Entwicklung und Bedeutung sowie die Arbeitsverhältnisse in den Kleinbetrieben erinnert (vgl. 2.2.3.2.), die sich prinzipiell bis heute nicht verändert haben.

9 Ein Beispiel: Aus einer Gemeinde wird berichtet, daß Rentner, die nachmittags ein Schwätzchen halten wollen, also schlicht die Muße pflegen wollen, einen Rechen auf den Rücken nehmen, um den Schein der Feldarbeit zu wahren, und sich außerhalb des Dorfes treffen.

10 Über das "Häuslebauen" und die daran geketteten sozialen Verpflichtungen wird später (6.4.) detaillierter berichtet. Die Frage, warum ein Haus gebaut wird, wenn doch solche Arbeitsbelastungen absehbar sind, wird hier (noch) nicht beantwortet.

11 Noch in den 1960er Jahren machten Firmen Kindern ihrer Arbeiter zur Erstkommunion (also mit 10 Jahren) Geldgeschenke. Auf diese Weise wurde frühzeitig um spätere Arbeiter - aus bekannten, als geeignet befundenen Familien - geworben.
In Verwaltungsberichten (LRA Hechingen, HO 13,Acc 14/1977 Nr. 41) aus den 1950er und 1960er Jahren liest man ständig Bemerkungen wie: "Zusätzliche Arbeitskräfte insbesondere Näherinnen konnten nur schwierig erlangt werden. In einigen Fällen hat dies zur Errichtung von Nähfilialen und Heimarbeitergruppen in erheblicher Entfernung vom Betriebssitz geführt" (Burladingen 1955). Die Einrichtung neuer Klein-, Lohnbetriebe setzte sich ständig fort (1962).

11a Während der Fertigstellung dieser Arbeit tritt auch im Zollernalbkreis, einem bisher stets als besonders krisenfest gepriesenen Industriegebiet, immer deutlicher das Problem der Massenarbeitslosigkeit zutage. Die Arbeitslosenquote stieg.

1979	80	81	82	
1,2	1,3	2,9	4,8	%

Im ZAK waren am 30. September 1982 3748 Arbeitslose gemeldet, ein Jahr später 12,7 % mehr, nämlich 4223. Im Bezirk Hechingen betrug derselbe Anstieg 15,8 % (von 984 auf 1139 gemeldete Arbeitslose von September 1982/83). Genauere Zahlen s. im Materialanhang 4, Statistik 13. Die öffentliche Diskussion schweigt das Problem der Arbeitslosigkeit weitgehend tot. Es entsteht der Eindruck, als habe sich das allgemeine Bewußtsein noch nicht auf eine völlig gewandelte, nun bedrohlich gewordene Situation eingestellt und verharre noch auf traditionellen Positionen, nämlich daß keine Krise die Strukturen und Fundamente der ökonomischen Verhältnisse

Anmerkungen zu Kap. 6

und materiellen Sicherheit erschüttern könne. In einem Gutachten zur Arbeitsmarktsituation im ZAK werden demgegenüber düstere Prognosen gestellt. Die Struktur des Arbeitskräftebedarfs kann sich zukünftig drastisch ändern: "Gelingt eine Automation des Nähens, sind die Arbeitsplätze der mehr als 16.000 sozialversicherungspflichtig beschäftigten Frauen und die der rund 4000 Heimarbeiterinnen im Textil- und Bekleidungsgewerbe äußerst bedroht " (Der Arbeitsmarkt im Zollernalbkreis, S. 98). Die traditionell berufstätigen Frauen (vgl. 6.3.) würden aus dem Arbeitsleben verbannt. Die sozialen Folgen dieser "Revolution" sind kaum abzuschätzen.

12 Negt/Kluge (S. 109f.) sprechen von einer "Balance-Ökonomie", die zur Gegensteuerung gegen zunehmende Entfremdung immer mehr Energie auf sich abziehen muß. Diese Balance-Ökonomie "äußert sich z.B. in der Umwegproduktion der Kultur, in der Phantasietätigkeit, Arbeit des Protestes, der Deutungsarbeit, der Trauerarbeit, in einer Fülle von Selbst- und Fremdtröstungen." Um die immer nötigeren Balanceenergien aber aufbringen zu können, werden Energien z.B. "aus allgemeinen insbesondere politischen Interessen und Arbeitsvermögen" abgezogen. (Negt/Kluge, S. 110 und 877) Die angesichts der harten Arbeit nötige Balance nährt sich wohl darüber hinaus zunehmend aus Energien, die traditionell in das Gemeinschaftsleben einer Gemeinde investiert wurden. Das Phänomen zunehmender Individualisierung, der Rückzug ins Private, die zunehmende mangelnde Bereitschaft, etwas für andere oder mit anderen zu tun, kann tendenziell auch damit erklärt werden, daß durch die zunehmende Auslaugung der Arbeitskraft kaum noch genügend Zeit, Initiative und Energie übrig bleibt, simpelste Formen der Reproduktion oder Balance zu realisieren.

13 Nach Statistisches Taschenbuch Baden-Württemberg '81, S. 215f. Berechnet (Lohnsumme pro Jahr: Anzahl der Beschäftigten): 12. weitere Vergleichszahlen s. Materialanhang 4, Statistik 6.

14 Vgl. Materialanhang 4, Statistik 3
15 dto., Statistik 4
16 dto., Statistik 7
17 Vgl. Materialanhang 4, Statistiken 8-11 und Der Arbeitsmarkt im Zollernalbkreis, S. 23

18 dto.
19 dto.
20 Vgl. Materialanhang 4, Statistik 5
21 dto. Statistik 10
22 dto. Statistik 9. Die Bedrohung dieser Situation durch neue Technologien wurde in Anm. 11a schon angesprochen.

23 Vgl. dto. Statistik 11.
Zwei Kontrollberechnungen für Burladingen auf Grund des von dort vorliegenden exakteren Zahlenmaterials kam für 1979 zu dem Ergebnis, daß 85 % sämtlicher Frauen zwischen 15 und 65 Jahren, die nicht mehr Schülerinnen sind, außer Hauses erwerbstätig sind. (Gorjup u.a., Statistischer Anhang).

24 Bruttostundenverdienste von Industriearbeitern in Baden-Württemberg, April 1980, in DM

	männl.	weibl.
Textilindustrie	11,62	9,63
Büromaschinen/Datenverarbeitung zum Vergleich	14,77	12,57

Andere Vergleiche (männlich/weiblich): Lederverarbeitung 11,45/ 9,25 DM, Papierverarbeitung 13,25/9,47 DM, Tabakverarbeitung 12,48/8,40 DM, Straßenfahrzeugbau 16,34/13,45 DM. (Statistisches Taschenbuch ... '80, S. 173)

25 Vgl. Merkel u.a. II. 3. und II.4.
26 Vgl. Kapitel 4, Anm. 15
27 Auskunft der Gewerkschaft Textil und Bekleidung, Ebingen.

28 Zu sehr ähnlichen Aussagen gelangten Benard/Schlaffer in ihrem sehr lesenswerten Buch "Notizen über Besuche auf dem Land", in dem sie im 1. Teil die Arbeits- und Lebenssituation von Frauen in einem Dorf Niederösterreichs beschreiben (in dem ebenfalls die Textilindustrie eine gewisse Bedeutung besitzt). Zur Gewalt in der Ehe vgl. S. 119-127.

29 Eine ausführlichere Schilderung der Arbeits- und Lebenssituation von Frauen im Untersuchungsgebiet vgl. die Diplomarbeit (am Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Tübingen) von Merkel u.a.
Im Buch von Benard/Schlaffer siehe besonders das Kapitel "Kinder, Küche und Akkord" speziell, S. 68ff. Die Beschreibungen der Überlastung der Frauen und die daraus erwachsenden persönlichen Leiden könnten genauso aus dem Untersuchungsgebiet dieser Arbeit stammen:
"Der Mann ist Familienvorstand, die Frau ist Hausfrau. Der Mann hat Anspruch auf Abende "mit den Kumpeln", Wochenenden auf dem Sportplatz und auf eine Frau, die ihn versteht. Die Frau muß auch im Bett attraktiv sein, damit sich das Ehepaar "nicht entfremdet". Sie darf nicht immer müde sein, sonst gefährdet sie ihr Eheglück. Nachdem sie acht Stunden lang im Akkord Hemden genäht hat, muß sie heimkommen und ehemännliche Hemden bügeln, den Kragen stärken, damit der Mann einen guten Eindruck macht und ein gutes Auftreten hat, das ist wichtig. Ihre Arbeitskittel sind zum Glück aus Nylon, die müssen nicht gebügelt werden; wenn man sie naß aufhängt, werden sie schon glatt. Sehr stolz sind Bürgermeister, Funktionäre und Ehefrauen, wenn das Vereinswesen im Ort ein reges Leben hat, die Männer darin ein Amt innehaben. Sehr besorgt sind Verwandtschaft, Freundeskreis und Ehemänner, wenn eine Arbeiterin für einen Gewerkschaftsposten kandidiert oder eine verantwortungsvollere Stellung erhält; das geht auf Kosten ihrer Zeit für die Familie. Frauen sollen Frauen bleiben. Zwischen Männern und Frauen gibt es eben Unterschiede, und das ist auch gut so. Und das soll auch so bleiben."

30 Vgl. Materialanhang 4, Statistik 12

31 Man beachte bei der Statistik den Unterschied zwischen "Wohnung" und "Wohngebäude". Da Nichteigentümer tendenziell mehr Wohngebäude mit vielen Wohnungen bauen (z.B. Wohnblöcke), ist der Nicht-Eigentümeranteil an Wohnungen größer als an Wohngebäuden. Es kann geschlossen werden, daß die allermeisten Wohngebäude mit 1 und 2 Wohnungen privat gebaute Einfamilienhäuser darstellen. Genaue Zahlen liegen nicht vor. Auch der Bauboom der 1970er Jahre ist bei diesen Aussagen unberücksichtigt.

32 Vgl. 4.2.
33 LRA Hechingen HO 13, Acc 14/1977, Nr. 41 Az 1112.

Anmerkungen zu Kap. 6.

34 Diese Mechanismen werden in Kapitel 7 genauer beschrieben. Derselbe Mechanismus gilt für den Besitz des Autos oder z.B. der Kücheneinrichtung. "Wenn einer in der Straße anfängt..." (so eine stehende Redewendung!) dreht sich die Konsumspirale der Nachbarn munter mit. Keiner kann sich erlauben, dabei nicht mitzumachen: er würde als armer Schlucker verspottet. Das Armutstrauma würde mobilisiert.

35 Vgl. Krovoza, Produktion und Sozialisation, Kapitel 5; Krovoza, Zum Sozialisationsgehalt der kapitalistischen Produktionsweise, S. 74ff. Vgl. Marx, Philosophisch-ökonomische Manuskripte, MEW Ergänzungsband 1, S. 510ff. und Heller, insbesondere, S. 52-72.

36 Vgl. auch Kap. 4.2.: "Arbeitsdisziplin"

37 Krovoza, Zum Sozialisationsgehalt ..., 75f.

38 Genauer: durch neuartige Qualität gegenüber den Verstümmelungen des Feudalsystem geprägten Prozeß.

39 Marx, Philosophisch-ökonomische Manuskripte, S. 540

40 Fromm, S. 80

41 In der Neurosenlehre Freuds bestimmt ein unbewältigtes individualhistorisches Trauma eine unbewußte Fixierung gegenwärtigen Verhaltens auf dieses Trauma. (z.B. Freud I, S. 333ff.). Eine Kollektiv-Neurose gilt hier analog als unbewußte, zwanghafte Bearbeitung eines gesellschaftlichen Traumas, nämlich der Erfahrung der permanenten existenziellen Bedrohung durch Armut und Not. Eine solche Kollektivneurose bleibt den Menschen unsichtbar, da sie als Bestandteil der "Normalität" gilt. Allerdings verhindert sie durch die Reproduktion archaischer Konflikte und die Unmöglichkeit ihrer Aufarbeitung die Entwicklung z.B. eines neuen Verhältnisses zu Besitz. Die Beziehung zum Besitz bleibt in Strukturen gefangen, die ehemals funktional waren: in der Fixierung auf Quantitäten. Die Menschen verhalten sich auch in Zeiten des materiellen Überflusses noch so, als ob Not herrschte.

42 Heller, S. 57

43 Vgl. Heller, S. 57-61: Umkehr des Qualität-Quantitätsverhältnisses.

44 Z.B.: Scheidungen werden oft erst in hoffnungslos zerrütteten Ehen - also sehr spät - ins Auge gefaßt. Zwei Gründe: 1. Der in der ehelichen Zugewinngemeinschaft erworbene Besitz (Haus!) ist kaum zu teilen. 2. Die nach außen dargestellte Harmonie der Familie bricht zusammen, ebenso das daran geknüpfte Prestige der Gemeindebürger.

45 Braun 2, S. 241ff.

Anmerkungen zu Kap. 7.

1 Dabei wird die Situation der Jugendlichen bewußt ausgeklammert. Diese wird in Kapitel 8 behandelt.

2 A. Ilien, Prestige in dörflicher Lebenswelt und Ilien/Jeggle, Leben im Dorf, S.17-33 und 140ff.

3 Ilien/Jeggle, S. 140. "Beruf" ist differenziert in innerdörflichen und außerdörflichen Beruf. Diese Unterscheidung wird hier vernachlässigt.

Anmerkungen zu Kap. 7.

4 Im Kapitel 5. wurde darauf hingewiesen, daß eine reine pragmatische Prüfung der agrarischen Kulturelemente auf ihre Zweckrationalität heutzutage nicht deren potentiell utopische Inhalte verdecken darf.

5 Vgl. Ilien/Jeggle, S. 141
6 Ilien, S. 28f., S. 87ff.
7 Ilien/Jeggle, S. 141

8 Bildet man aus Personen mit gleicher Prestigehöhe Schichten, ergegeben sich daraus nicht automatisch die dörflichen Interessengruppen.

9 Fabrikanten z.B. sitzen in jüngerer Zeit immer weniger im Gemeinderat. Trotzdem sind ihre Interessen über bestimmte Personen ihres Vertrauens dort repräsentiert.

10 In den Dimensionen findet sich auch wieder die angesprochene Ungleichzeitigkeit zwischen "archaischen" bäuerlichen und "modernen" Bewußtseinsinhalten z.B. in der Bedeutung einerseits von Verwandtschaft, andererseits von Besitz (wie Haus oder Auto).

11 B. Luckmann, 82f. Zur genaueren ausführlichen Beschreibung der sozialen Gruppen einer Kleinstadt vgl. dto. "alte und neue Oberschicht" (S. 76ff.), "der alte Mittelstand und die neue breite Mittelschicht" (S. 86ff.), "Handwerker", "Geschäftsleute", Industriearbeiter", Marginale Gruppen (S. 99ff.).

12 Ilien/Jeggle, S. 178/9
13 Vgl. Ilien, S. 21
14 Vgl. Ilien, S. 21
15 dto.
16 dto., S. 23

17 Vgl. Lehmann z.B. S. 101ff., bei dem Alltagssituationen und ihre "Gesten" beschrieben sind.

18 Ilien, S. 62
19 Ruland, S. 141
20 Vgl. Lehmann, S. 60ff.

21 "Frauen heulen sich bei Nachbarinnen aus" wird u.a. berichtet. Benard/Schlaffer betonen, daß angesichts der Stärkeren out-door-Orientierung der Männer die Frauen eher auf schon vorhandene soziale Netzwerke angewiesen sind. (vgl. Benard/Schlaffer, S. 76 und 108/9), wozu auch solche Nachbarschaftskontakte gehören.

22 Lehmann, S. 64.

23 Vgl. Lehmann, S. 101ff. Ein weiteres Beispiel: Ein "Flüchtling", also ein nach dem 2. Weltkrieg Zugezogener berichtet, wie er es erreicht hatte, Kontakt zu den Einheimischen herzustellen. Er grüßte einfach jeden auf der Straße. Nach einiger Zeit wurde seine Existenz wahrgenommen" und einige zuerst unverbindliche Floskeln ausgetauscht, bis er schließlich allmählich in Gespräche verwickelt wurde und damit sein Bekanntheitsgrad stieg.

24 Statistisches Taschenbuch, Baden-Württemberg '80.

25 Eine der Rolle der Ausländer heute ähnlichen Beziehung spielten nach dem Krieg die Flüchtlinge. Es wird berichtet, wie sie diskriminiert, verachtet, als billigste Arbeitskräfte ausgenutzt wurden, wie junge Frauen, Mütter heutiger Jugendlicher, als "Freiwild" galten, usw.

Anmerkungen zu Kap. 7.

26 Wer übrigens als angesehener Bürger durch einen Schicksalsschlag in Not gerät, kann mit einer Welle von Mitleid und tätiger Hilfe rechnen. Es kommt sehr auf das Ausgangsniveau des Prestiges an und die Identifikationsmöglichkeiten mit diesem!

27 Adorno, S. 14f.

28 Negt/Kluge stellen darüber hinaus fest: Das "Prinzip der intakten Kleinfamilie hat es kaum wirklich gegeben, es ist eine geschichtliche Vorstellung." (S. 903)

29 Für die Arbeitsplätze bei Daimler beschreibt dies sehr anschaulich Paul Schobel, insbesondere, S. 11-102.

30 Vgl. 6.1.
31 Vgl. 6.4.

32 Negt/Kluge, S. 877. Vgl. dto., S. 898: "Gehen die Hoffnungsenergie in die ökonomische Perspektive (als die zugleich subjektive) nicht ein, so müssen sie in eine andere Ebene verschoben werden. Wir nehmen an, daß sie auf Grund von Balanceökonomien in die Beziehungsverhaltnisse eingewandert sind. Folgt man dieser Annahme, so ergibt sich ein eigenartiges Bild: Das kapitalistische Prinzip und sein spezifischer Elan sind in den Beziehungsverhältnissen, wo sie kein Kapital und keine dem Kapitalprozeß adäquaten Bedingungen der erweiterten Reproduktion vorfinden, in enormen Umfang tätig. Sie ersetzen an diesem Gegenstand das, was das gesellschaftliche System nicht erfüllt. Währenddessen ist der gleiche Elan aus dem ökonomischen System ausgewandert."

33 Eppler, S. 105

34 Die Muster sind uns wohlbekannt: z.B. Arbeit beider Ehepartner, Konfliktregelung zwischen Ehepartnern notfalls mit Gewalt, generelle patriarchalische Ausrichtung der Autorität, Aufbau einer Identität durch "Haben", etc.

35 Insbesondere die hohe Belastung der Frauen, aber auch eventuelle grundsätzliche Revisionen von Lebensplänen: weniger Arbeit, kleineres Haus, mehr Zeit für die Kinder, etc.

36 Die Kontrolle der Öffentlichkeit ist - grob formuliert - je stärker, desto höher der soziale Status der Familie ist, gemessen an den Prestigekriterien, oder je näher sie sich am "Machtzentrum" (vgl. Graphik 7.1.) befindet. Die folgenden Ausführungen gelten in ihrer so formulierten Schärfe hauptsächlich für einheimische Familien.

37 Vgl. Ilien/Jeggle, S. 129

38 Das Muster der durch äußere Zwänge von vorneherein verhinderten Entwicklung von Strukturen erinnert an das Modell der Verhinderung der Symbolbildung in der Arbeiterklasse, vgl. A. Lorenzer, S. 144ff., s.a. Ilien, S. 63ff.

39 Negt/Kluge, S. 877

40 So verwundert es nicht, wenn die für den Zollernalbkreis zuständige Psychiatrische Klinik aus dem Zollernalbkreis höhere Quoten von Alkoholkranken als aus den Nachbarkreisen meldet.

Anmerkungen zu Kap. 7

41 Häufig reagieren z.B. Kinder auf die Vernachlässigung durch die Eltern mit komplizierten zuwendungsheischenden Verhaltensauffälligkeiten: ständiges Kranksein, Schulversagen, Weglaufen, usw. Ein anderer Umgang mit schwierigen Situationen kann Flucht aus ihr darstellen, z.B. Flucht in die Arbeit, ins Hausbauen usw.

42 Fähigkeit zur Antizipation der öffentlichen Meinung, internalisierte Selbstzensur, Normalitätsdruck sind Mechanismen einer Interaktion, die für das Land prägend sind. "Land" gegenüber der Stadt wird mit einer insgesamt unbefriedigenden Vielfalt von meist objektiv erscheinenden Kriterien definiert, z.B. Einwohnerzahl, ökonomische Struktur, Stadt-Land-Kontinuum, herrschendes Zentrum - beherrschte Peripherie (Lefèbvre, Die Revolution der Städte, S. 123). Man könnte auch eine "subjektive" Definition ableiten: Je weniger ich die Meinung der anderen antizipieren muß, je weniger ich nach außen eine funktionierende Normalität darstellen muß, je unverbindlicher also die Kontrollinstanzen der Öffentlichkeit in meine Interaktionen eingreifen, desto städtischer strukturiert ist meine Umwelt. In einer ländlichen Gemeinde können also z.B. in einem Neubaugebiet weitgehend urbane Verhältnisse herrschen!

43 Der Normalitätsdruck kann zu völlig perversen Verhaltensweisen führen, wenn z.B. Eltern ihrem drogenabhängigen Sohn das Geld für Heroin geben, damit nach außen hin Sucht und Beschaffungskriminalität verborgen werden. Die Eltern des Jungen treten nach außen als militante Gegner der Jugendsubkultur, insbesondere des Drogenkonsums auf.

44 Goffmann versucht in "Wir spielen alle Theater" eine ähnliche Analogie zur Beschreibung sozialen Verhaltens. Von ihm wurden die Begriffe "Darstellung" und "Inszinierung" übernommen. (vgl. Goffmann, S. 19ff. bzw. S. 160)

45 Vgl. auch 7.1. und Jeggle/Ilien in Wehling, S. 48f.

46 Umso bemerkenswerter erscheinen angesichts dieser Problematik Menschen, die sich eine aufrechte, konsequente Haltung (zumindest in bestimmten Lebensbereichen) bewahrt haben oder entwickeln konnten: Menschen, die einen Lebensinhalt mit Richtung, Perspektive und Moral besitzen. Bei solchen Persönlichkeiten, aber darüber hinaus auch bei vielen anderen, ist - vor allem natürlich in angstfreien Situationen - ein derber, grober, aber mit präziser Schlagfertigkeit ausgestatteter Humor weit verbreitet, der im unverwechselbaren Dialekt der Gegend in seiner fast subversiven, ätzenden Schärfe als Instrument gegen Machtdünkel und alles "Großkopfete" eingesetzt wird.

47 Vgl. Ilien/Jeggle, S. 97f.

48 Die heute noch zumindest partiell gültige "Sitte" ist sowohl im agrarischen wie "kumulativen" Überbau angesiedelt (vgl. 5.). Die "Sitte" hat sich also gegenüber der bäuerlichen Welt erweitert und verändert. Sie hat "neue" Elemente aufgenommen, alte erhalten und teilweise auch abgestoßen. Einige Beispiele für Inhalte/Orientierungen der heutigen "Sitte":
- Interaktion: z.B. man redet miteinander, man ist kein "Stoffel" (agrarischer Herkunft). Man tut zu bestimmten Zeiten zu bestimmten Anlässen das Gleiche (Brauchreste).
- Funktionierendes Familienleben (dto.)
- Sonntäglicher Kirchgang (dto.)
- Öffentliches Engagement, z.B. im Verein
- Besitz, z.B. großes Haus, neues Auto, adrette Kleidung

} Überlagerung agrarischer Formen mit "modernen Inhalten, (vgl. 6.4.)

Anmerkungen zu Kap. 7.

- Guter Arbeiter, z.B. sichtbar in Leistung, Aufstieg, Sauberkeit, Besitz
- Qualifikation

} moderner Herkunft aus dem kumulativen Prozeß

49 Die früher durchgängige Gültigkeit der "Sitte" innerhalb der Gemeinde wird allerdings heute durchbrochen - wie schon erwähnt - vor allem durch die weitgehende Ausgrenzung der Zugewanderten. Da diese von den Einheimischen auf Distanz gehalten wurden und heute noch werden, selbst wenn sie zu den ersten Flüchtlingen nach dem 2. Weltkrieg zählen, konnten sich die kollektiven Verhaltensanforderungen auch nur tendenziell auf sie erstrecken. Durch die vielfältige Kultur der Zugewanderten konnten den Einheimischen Verhaltensweisen demonstriert werden, die teilweise ihrer "Sitte" widersprachen, aber durch die praktizierte weitgehende Ausgrenzung der "Fremden" nicht sanktionierbar waren. So setzte ein Erosionsprozeß der in der "Sitte" festgeschriebenen Normalität ein, nicht zuletzt natürlich unterstützt durch die Überschwemmung mit "fremden" Wertvorstellungen z.B. über die Medien.

Anmerkungen zu Kap. 8.

1 Rudolph, S. 27
2 Vgl. Mead, S. 27, S. 110, s. auch 1.7.
3 Döbert/Nunner, S. 41ff.
4 Vgl. Kapitel 6.4.
5 Vgl. Link, Löffler, Ortmann, Stein, S. 27
6 Vgl. Wasmund, S. 107, u. Anm.40, 0.6.1.1.

7 Die mögliche Orientierung an den gesellschaftlich relevanten Alternativbewegungen (Anti-Kernkraft-Bewegung, Ökologie-Bewegung) hat erst mit der Friedensbewegung eine gewisse Bedeutung unter den Jugendlichen auf dem Lande erlangt.

Anmerkungen zu Kap. 8.1.

1 Allerdings greift es zu kurz, wenn man wie van Onna (S. 144) das vielfältigere Erscheinungsbild der Jugend ausschließlich mit der Ausdehnung der Qualifikationsprozesse erklärt. Auch die Jugend ausschließlich von ihrer Zuordnung zum Gesamtkapital her zu erklären (dto., S. 147), erscheint zu kurz gegriffen. Dabei bleibt die (freilich durch die gesellschaftliche Entwicklung der Produktivkräfte sekundär angestoßene) Entwicklung beispielsweise der Jugendsubkulturen völlig außerhalb des Blickfeldes (vgl. Kapitel 8.3.).

2 Erikson, S. 277. Das psychosoziale Moratorium beschreibt den Status der Jugend als zwar körperlich ausgereift, aber noch fern davon zu sein, als Erwachsener behandelt zu werden, aber auch noch von den Ansprüchen an die Erwachsenen frei zu sein. Das Moratorium soll eine Zeit des freien Rollenexperimentierens in einer gesellschaftlichen Nische umschreiben.

3 Bernfeld, (Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse 2), S. 631 - 648.

Anmerkungen zu Kap. 8.1.

4 Thiersch, S. 60. Eine "gestreckte Pubertät" "demgegenüber bietet ... der Mittelschicht in dem pädagogisch behüteten Raum von Familie und Schule Gelegenheit zu einer ausführlicheren, offeneren Auseinandersetzung zwischen den Heranwachsenden und den Erwachsenen..." (Thiersch, S. 60/61). Vgl. auch die Diskussion zur "Postadoleszenz" (Zinnecker in Jugend '81, Bd.1, S.100ff. und die harte Kritik von Liebel in Deutsche Jugend 8/83, S. 360-367).

5 Tagung: Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im Zollernalbkreis, Kurzreferat "Arbeit mit Kindern und Jugendlichen aus der Sicht des Berufs", S. 2.
In der Zeit der Fertigstellung dieser Arbeit hat sich die Situation auf dem Lehrstellen- und Arbeitsmarkt für Jugendliche drastisch verschlechtert.
Zahlen der Bewerber und gemeldeten Ausbildungsstellen (Der Arbeitsmarkt im Zollernalbkreis, S. 166) im Arbeitsamtsbezirk Balingen.

Jahr	Bewerber	gemeldete Ausbildungsstellen	Differenz Bewerber/ Ausbildungsstellen
1976	2004	1246	758
1977	2199	1611	588
1978	2216	1751	456
1979	2335	2007	328
1980	2174	2109	65
1981	2139	1883	256
1982	2513	1967	546
1983	3251	2036	1215

Der Arbeitsamtsbezirk Balingen umfaßt neben dem ZAK auch die Bezirke Sigmaringen, Pfullendorf und Saulgau. Etwa die Häfte der angebenen Zahlen betreffen den ZAK.

Die Lehrstellensituation stellte sich Ende September 1983 folgendermaßen dar (Der Arbeitsmarkt in Baden-Württemberg. Statistische Übersicht 26/1983):

Dienststellenbezirk des Arbeitsamts	Bewerber pro noch offene Lehrstelle	Anzahl der noch nicht vermittelten Bewerber absolut	davon Mädchen in %
Balingen	3,1	28	60 %
Albstadt	3,7	37	57 %
Hechingen	3,8	53	66 %
ZAK		118	

Anzahl der arbeitslos gemeldeten Jugendlichen September 1982 (Der Arbeitsmarkt in Baden-Württemberg, Statistische Übersicht Nr. 10/83):

Anmerkungen zu Kap. 8.1.

	unter 18 Jahren	18 - 19	20 - 24	
Balingen	74	110	282	
Albstadt	58	116	274	
Hechingen	34	92	176	
ZAK	166	318	732	1216

Die Bedeutung einer Berufsausbildung wird drastisch deutlich, wenn von 984 arbeitslos Gemeldeten (darunter 490 Frauen) 1982 im Dienststellenbereich Hechingen 70,3 % (75,5 %) ohne abgeschlossene Berufsausbildung waren. Diese beiden Zahlen stellen die höchste Quote in Baden-Württemberg dar (Quelle wie oben). Es ist noch anzumerken, daß die offiziellen Zahlen eine beträchtliche Dunkelziffer unberücksichtigt lassen.

6 Teilweise lassen übrigens Textilfirmen der Region selber z.B. in Korea, Hongkong oder Sri Lanka produzieren. Zur Problematik um das Welttextilabkommen, das für die Region von zentraler Bedeutung ist, vgl. Merkel u.a. S. 75ff. Die Arbeitslosigkeit unter Textilbeschäftigten im Zollernalbkreis beträgt 5,9 % (Südwestpresse 11.2.82 "Arbeitsplatzsuchende werden zuweilen intim befragt").

7 Vgl. Griese, S. 170
8 Gorjup u.a., S. 37
9 Merkel u.a., S. 163ff.

10 dto. S. 177. Den Traumberufen kann mangels ausreichenden statistischen Materials nicht gegenübergestellt werden, welche Berufe bzw. Tätigkeiten tatsächlich ausgeübt werden.

11 dto., S. 163
12 Vgl. Derenbach in Loccum/20/81, S. 19ff.

13 Selbst auf die Frage an die Mädchen: "Willst Du auch arbeiten, wenn Du verheiratet bist und Kinder hast" antworteten 62,5 % der Befragten mit "ja" und nur 12 % mit "nein". (n = 88), Merkel, S. A 17)

14 Vgl. Kap. 2.2.2.
15 Merkel, S. 155
16 dto., S. A 20
17 dto., S. A 24. Zu Anmerkung 16) und 17) vgl. auch These 5.

18 Diese Zusammenhänge werden bei Ortmann (1982), S. 1ff. genauer analysiert.

19 Vgl. Ortmann (1982), S. 11: "Insgesamt ... orientiert sich die betriebliche Ausbildung an einem Menschenbild der in einem abstrakten Sinne leistungsbewußten, richtlinienbetonten und verläßlichen Persönlichkeit. Eine solche Persönlichkeitsbildung geht ihrem Anspruch nach über den beruflichen Bereich hinaus und umfaßt den ganzen Menschen."

20 Handbuch zur Berufswahlvorbereitung, S. 144
21 Merkel, S. 88
22 Weltz u.a., S. 38
23 dto, S. 53
24 Vgl. Merkel, S. 88

25 Merkel u.a. zitieren Eckart u.a., die Näherin/Schneiderin, Friseuse und Verkäuferin als Scheinqualifikationen bezeichnen (S. 89). Nach Weltz u.a. (S. 49) werden in den genannten Berufen insgesamt 1/3 aller Frauen ausgebildet.

Anmerkungen zu Kap. 8.1.

26 So wird der Ausspruch einer Frau zitiert (Merkel, S. 90)
27 U. Volmerg, S. 118ff.
28 dto.
29 Vgl. dto.

30 B. Volmerg, S. 133. Vgl. auch Ottomeyer, der die Synthetisierungsleistung des Subjekts als konstituierende Bedingung von Identität begründet (S. 191)

31 Und zwar im doppelten Sinn: In der frühen Kindheit existiert der primäre Narzißmus während der Mutter-Kind-Symbiose. Als "sekundärer" Narzißmus kann er als Regression (und damit als psychopathologische Struktur) im späteren Leben auftreten.

32 B. Volmerg, S. 135. Mit dieser These könnte das Narzißmuskonzept, u.a. auch das des "Neuen Sozialisationstyps"(Vgl. Ziehe, 1975, S. 157ff.), erweitert und teilweise revidiert werden. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß in der frühen Kindheit in den Jugendlichen psychische Strukturen angelegt wurden, die sich jetzt im gegenwärtigen Verhalten der Jugendlichen konkret äußern. Das gegenwärtige Verhalten der Jugendlichen, darunter auch Phänomene (wie von Ziehe beschrieben, vgl. dto. S. 188ff., in Wasmund, S. 23ff. etc.), die mit "narzißtisch" assoziiert werden könnten, ergeben sich aus der Dialektik der mitgebrachten psychischen Prä-Formierungen und den aktuell gemachten gesellschaftlichen Erfahrungen, darunter neben der Blockade einer sinnvollen Zukunft, Angst vor der Vernichtung des Lebens durch einen Atomkrieg auch die Erfahrung mit monotoner, repetitiver Arbeit.

33 U. Volmerg (1976), S. 120ff. und U. Volmerg (1975) ("Identität und Arbeitserfahrung"), S. 117ff.

34 U. Volmerg 1975, S. 125ff.
35 dto. S. 122ff.
36 U. Volmerg, 1975, S. 122

37 Das Hecheln des Flachses war eine der traditionellen Aufgaben der Frauen. Schon in früheren Zeiten wurde dabei über Gott und die Welt erzählt, so daß der Begriff aus der Behandlung des textilen Rohstoffes im Volksmund im übertragenen Sinn für das Durchbesprechen sämtlicher dörflicher Verhältnisse gebraucht wurde. Vgl. Verdier, S. 136ff.

38 Später (in Kapitel 8.2.2.) werden die Auswirkungen dieses Phänomens auf das soziale Leben im Dorf noch genauer beschrieben.

39 Ortmann (1982), S. 8
40 dto. Vgl. dazu insbesondere Kapitel 8.3.

41 Vgl. 0.6.1.1. und Ortmann, S. 14. Die Konzentration auf den Freizeitbereich und die Versuche, in Jugendsubkulturen Identität zu konstituieren, werden in Kapitel 8.3. beschrieben.

42 Vgl. auch Liebel in Deutsche Jugend 5'82.

43 In Burladingen stieg innerhalb von ca. 5 Jahren die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder von 8 auf 600. Unfreiwillige Beihilfe leisteten dabei die Arbeiter einer bankrott gegangenen Firma, die durch einen von der Gewerkschaft durchgesetzten Sozialplan sozial abgefedert werden konnten.

44 Zum Thema des Kapitels 8.1. vgl. auch Herrenknecht, S. 111 - 128

Anmerkungen und Kap. 8.2.

1 Die meisten Einschätzungen dieses und derfolgenden Kapitel stammen aus Gesprächen mit hauptsächlich 16 - 19-jährigen Jugendlichen, die zum größeren Teil berufstätig sind. Sind keine Literaturangaben vermerkt, liegen wörtliche Zitate Jugendlicher vor.

2 Im Zollernalbkreis bis zu 30 km (einfache Strecke) zu Arbeits- oder Ausbildungsplatz pendeln zu müssen, stellt keine Seltenheit dar. Pendler von Rangendingen z.B., die bei Daimler-Benz in Sindelfingen arbeiten, fahren demgegenüber 70 km einfache Strecke, d.h. täglich zusätzlich zurArbeitszeit mindestens 3 Stunden unterwegs zu sein.

3 Ein Beispiel ist der Gutenacht- oder Begrüßungskuß. Vgl. Ochmann, S. 151ff.

4 Richter, S. 71: "Gesamt der unbewußten elterlichen Erwartungsphantasien von der Funktion des Kindes."

5 Stierlin, S. 49, vgl. Anm. 7
6 Vgl. Freud, S. 373 und 571
7 Stierlin, S. 49ff.
8 dto
9 vgl. z.B. Cohen/Taylor

10 Allerdings steigen die Fälle, in denen die Konflikte in der Familie nicht mehr bewältigbar sind, stetig an, ebenso wie einige spezielle Problemfelder. Aus der Statistik einer Beratungsstelle des Landkreises: Der Anteil der Suicidfälle an der Anzahl der beratenen Jugendlichen stieg von 1976 bis 1980 von 8 % auf 16 %, "Identitätsproblematik" von 1975 bis 1980 von 21 % auf 32 %, "Probleme im Elternhaus" von 1977 bis 1980 von 19 % auf 31 %. Ebenso steigen nach Aussagen von Sozialarbeitern die Fälle, in denen Eltern "mit ihren Jugendlichen nicht mehr fertig werden", d.h. die Hilflosigkeit der Eltern angesichts der für sie unverständlichen Verhaltensweise von Jugendlichen wächst.

11 Benard/Schlaffer, S. 101

12 Jugendliche aus "einheimischen" Familien sind diesem Mechanismus natürlich stärker ausgesetzt als Jugendliche aus weniger angesehenen Familien der zugewanderten oder Gastarbeiter. Vgl. Schema in Kapitel 7.1.

13 Vgl. Mead, S. 27. Im Gegensatz zur "postfigurativen Kultur sind in der "präfigurativen Kultur" Eltern und Kinder gleichermaßen vor neue Anforderungen gestellt: "Früher hatten immerhin einige Ältere allen Kindern die Erfahrungen voraus, innerhalb eines Kultursystems bereits aufgewachsenen zu sein; und in dieser Beziehung wußten sie mehr als alle Kinder. Damit ist es heute vorbei. Nicht nur, daß die Eltern keine Vorbilder mehr sind - es gibt überhaupt keine Mentoren mehr." (S. 110) Übernimmt man die (antropologisch verengten) Begriffe M. Meads, so könnte man die Eltern der Jugendlichen weitgehend durch die "postfigurative Kultur" charakterisiert ansehen, die Jugendliche durch die "präfigurative". In der Gegenwart stößt in den Generationen die durch diese Akzelerationen des geselischaftlichen Prozesses entstandene "präffigurative Kultur" der Jugend mit der als unwandelbar begriffenen ("postfigurativen") der Eltern zusammen.

14 Ihre Aussagen werden unterstützt durch solche erwachsener Gewährsleute, die eine oft erstaunlich schnelle Anpassungsleistung und Verhaltensänderung junger Erwachsener konstatieren.

15 Y. Verdier beschreibt den Übergang Jugend- Erwachsenenleben in ihrer historischen Veränderung sehr facettenreich (S. 308 - 327).

16 Vgl. Kapitel 8, Einleitung.

17 Vgl. Kapitel 7.2., Lehmann, S. 101ff., Grasskamp, S. 24-41, besonders S. 33ff.

18 Vgl. Lehmann, S. 101ff.und Grasskamp, S. 36

19 Dieser Mechanismus ist sehr stark abhängig von der Größe der Gemeinde und der Vielfalt der sozialen Gruppen, die darin vertreten sind.

20 Y. Verdier, S. 136, Anm. 49 (S. 167). Die Autorin beschreibt ausführlich und tiefsinnig Formen der Kombination aus Arbeit und Tratsch: z.B. "schmutzige Wäsche waschen" (S. 136ff.). Auch bei Männern benennt sie (andere) Formen, z.B. "Jägerlatein", (S. 139).

21 Jeggle in Wehling

Anmerkungen zu Kap. 8.3.

1 Zitiert nach Gorjup, S. 52
2 Vgl. 8.3.4.5.
3 Vgl. 8.3.4.2.
4 Vgl. 8.3.4.3.
5 Gorjup u.a., S. 58f.

6 Im Abschnitt 8.3.4. werden die in der Skizze aufgeführten Gruppen genauer beschrieben und im Zusammenhang dargestellt.

7 Diese theoretischen Überlegungen gehen aus vom Konzept des Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS), Birmingham, aus (insbesondere Clarke u.a., Willis 1979 und Willis 1981). Die Ansätze des CCCS wurden aus Erfahrungen mit dem Arbeiterjugendlichenmilieu in britischen Großstädten entwickelt, ist aber durchaus in seinen Grundzügen übertragbar auf die Gegebenheiten des ländlichen Untersuchungsgebietes.

8 Vgl. 8.3.4, 8.3.5., 8.4. und 8.5.
9 Vgl. Kapitel 3 und 4.3.
10 Diese Eigengesetzlichkeit wird besonders betont durch die gegenüber den Lichtstuben neuartige Situation, daß die Erwachsenen die Bedeutung der Gruppenstrukturen und Aktivitätsformen für die Jugendlichen nicht mehr verstehen können, da sie selbst andere Erfahrungen in der Jugend (z.B. im Krieg und Nachkriegszeit) gemacht hatten. Dieses Phänomen ist durch das Eingangszitat von Shorter treffend charakterisiert. Aus diesem Grund wird die moderne Jugendkultur im folgenden auch als Jugend-"sub"-kultur bezeichnet.

11 Clarke u.a. schreiben: "Subkulturen müssen eine so eigenständige Gestalt und Struktur aufweisen, daß sie als von ihrer Stammkultur verschieben identifizierbar sind. Sie müssen um gewisse Aktivitäten und Werte, um gewisse Formen des Gebrauchs von materiellen Artefakten, territorialen Räumen usw. zentriert sein, welche sie signifikant von der umfassenderen Kultur unterscheiden." (S. 45f.).

Anmerkungen zu Kap. 8.3.

Wie in diesem Kapitel zu zeigen sein wird, trifft diese Forderung für den größten Teil der Jugendlichen auf dem Lande zu. Wie Zinnecker (S. 430f.) richtig bemerkt, grenzen die Autoren des CCCS diese offene Definition von Jugendsubkulturen allerdings durch ihre eigene Untersuchungspraxis ein, indem sie sich auf Gruppenkulturen spezialisieren, "die in spektakulärer Weise auf sich aufmerksam machten" (Zinnecker, S. 430). Gemeint sind Rocker, Hippies (Willis 1981), Mods (Hebdige in Clarke u.a., S. 158ff.), Skinheads (Clarke, dto. S. 171ff.) usw. Die Jugendsubkultur(strömungen) der Jugendlichen auf dem Land sind demgegenüber in der Regel viel weniger spektakulär, vielmehr eher bieder in Auftreten und Erscheinung. Trotzdem (und gerade deshalb) sollen die Ansätze des CCCS auf diese regionalen Ausprägungen unspektakulärer Art angewendet werden und ihre Aussagekraft auch hierin beweisen.

12 Trotzdem - so Clarke u.a., S. 46 - muß es Gemeinsamkeiten zwischen der Stammkultur der Erwachsenen und der Jugendkultur geben. Diese besteht vor allem in den parallelen - wenn auch anders bewerteten - Erfahrungen mit den ökonomischen und traditionellen Strukturen.

13 Vgl. dazu Willis 1979
14 Vgl. auch 8.2.
15 P. Cohen zit. bei Clarke u.a., S. 73, gleiches Zitat vgl. M. Brake, S. 77
16 Vgl. Ortmann (1982), S. 14, 0.6.1.1.
17 M. Brake, S. 168, vgl. dto. auch S. 33
18 Griese, S. 175
19 Vgl. Kapitel 7.2.
20 Zu den kontroversen Werthaltungen zwischen Jugendlichen und Erwachsenen vgl. 8.2.
21 Vgl. Bloch, Prinzip Hoffnung, S. 164f. und S. 256
22 Vgl. Clarke, S. 153
23 Clarke, S. 95
24 Bloch, 1976, S. 102.111
25 Clarke u.a., S. 104f.
26 "Bastelei", in Anlehnung an Lévi-Strauss von den Autoren des CCCS verwendeter Begriff (vgl. Clarke u.a. S. 104ff. und Clarke, S.136ff.)
27 Vgl. Clarke, S. 138
28 Vgl. zu diesen Phänomenen M. Brake, S. 20

29 Vgl. Skizze 8.3.3. Es gibt vielfältige Übergangsformen zwischen den hier grob charakterisierten Gruppen (vgl. gestrichelte Linien in der Skizze)

30 Im ZAK bestehen drei Jugendhäuser und ca. ein Dutzend Jugendinitiativen in kleineren Gemeinden.

31 Zitate, die nicht mit Quellenangabe versehen sind, stammen aus Gesprächsnotizen und Tonbandprotokollen von Gesprächen mit Jugendlichen der Region.

32 "Latschare" bezeichnet wechselweise den Ort oder die sich dort treffende Gruppe. Der Name leitet sich aus dem Dialektwort "Latsche" her, das etwa bedeutet: "schlaffer, unfähiger Kerl". Der Begriff "Latschare" ist ein Beispiel - wir werden weitere kennenlernen - in denen ursprünglich stigmatisierende Begriffe von den Jugendlichen übernommen und in die subkulturelle "Landkarte der Bedeutungen" (Clarke, S. 41) eingebaut wurden.

33 Vgl. Corrigan, S. 176ff.

Anmerkungen zu Kap. 8.3.

34 Vgl. die verschiedenen Arbeiten von Ziehe, auch Ziehe in Deutsche Jugend 7'82, S. 303ff. und Hußing, dto., S. 311ff. Die Thesen Ziehes können in diesem Zusammenhang mit seinen Thesen zum Narzißmus nicht diskutiert werden.

35 In den folgenden Abschnitten wird die Bedeutung der Kneipe für verschiedene Gruppen noch detaillierter ausgeführt.

36 Weis/Mattutat, S. 182
37 Textor, S. 54
38 Griese, S. 175
39 Jahrbuch Provinzarbeit, S. 79
40 M. Brake, S. 146
41 dto., zit. nach Frith, S. 66
42 Mädchen-Subkulturen sind ein wichtiges Beispiel einer bedeutenden, aber völlig unspekulativen Jugendsubkulturform, die von den Autoren des CCCS so gut wie nicht behandelt wird.

43 S. zu diesem Thema Y. Verdier, S. 342f., z.B. "Kein Zusammenschluß von Frauen, und sei er noch so zwanglos, kann im Dorf bestehen, er wäre zum Scheitern verurteilt." (S. 343)

44 Die Entwicklung neuer Bedürfnisse aus der Befriedigung anderer ermöglicht die Erschließung ständig neuer Erfahrungshorizonte. Die Auseinandersetzung mit ständig neuen Erfahrungen erscheint als wesentliche Voraussetzung, einerseits einer öden Routine zu entgehen, gleichzeitig aber für den persönlichen Entwicklungsprozeß gegenüber einer Erstarrung im Ewig-Gleichen eine Perspektive aufzubauen. Zur Bedürfnisproblematik vgl. Lange/Müller/Ortmann, S. 32ff. und S. 40ff. Darin wird u.a. der dialektische Prozeß angedeutet, "innerhalb dessen eine Bedürfnisbefriedigung zugleich ein neues Bedürfnis entstehen läßt", ein Prozeß, der vor allem innerhalb der Produktionsverhältnisse verhindert wird. Vgl. auch Ortmann, 1980, S. 18ff.
45 Erwachsene übersehen häufig bei der von ihnen beklagten Passivität Jugendlicher z.B. beim Musikhören die dabei erfahrbare intensive Erlebnisqualität, also eine Art innere Aktivität.

46 Kontinuität bedeutet dabei nicht Zeitdauer. Kontinuierliche Prozesse sind in einer Stunde gemeinsamen Schwimmens ebenso gegeben wie in einer jahrelang bestehenden Theatergruppe.

47 Ein Beispiel für Ketten resignativerErfahrungen stellt die Jugendzentraumsbewegung auf dem Land dar. Jugendliche äußern z.B.:"Wir glauben nicht, daß wir ein Jugendzentrum kriegen - vielleicht als Opas. Wir sind zu oft enttäuscht worden."

48 Vgl. Clarke, S. 41
49 Zu Jugendarbeit auf dem Land vgl. Teil 3
50 Vgl. dazu 0.4. (Exkurs I)

51 Tanzvergnügen waren aber immer eine bevorzugte Domäne der Jugend. Nicht zuletzt deshalb wurden sie von der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit als sittengefährdend bekämpft. Vgl. Ho 13, Nr. 1772

52 Aussage eines Jugendlichen (zit. Link, Löffler, Stein, S. 270). Zur Bedeutung von Pop und Rock für die Jugendlichen vgl. ausführlicher z.B. Liede/Ziehe und Hußing, Mezger, insbesondere, S. 45ff. und Neißer/Mezger/Verdier (die beide über Discotheken handeln).

53 Eine Jugendliche (zit. nach Link, Löffler, Stein, S. 272f.)
54 Zum Thema Dorftanz vgl. auch Auber

Anmerkungen zu Kap. 8.3.

55 Aus den Materialien des Verfassers. Die Namen sind geändert.
56 Damit sind die bei dem Gespräch mit Susi anwesenden Sozialpädagogen (darunter der Verf.) gemeint.

57 Vgl. Clarke, der Territorialverhalten als ein Merkmal moderner Jugendsubkulturen charakterisiert (S. 45).

58 Vgl. ausführlicher dazu Kap. 6.4.
59 Der Film "Easy rider", obwohl inzwischen ein Kino-Klassiker, gibt dieser Sehnsucht der Jugendlichen plastische Gestalt.
60 Vgl. insbesondere Willis (1981), S. 77ff.

61 Ein weiteres Beispiel dafür stellt die Drogenszene auf dem Land dar. Jugendliche "insider" dieser Szene berichten davon, wie ausgefeilte, raffinierte Strategien entwickelt werden, um die Polizei in die Irre zu führen. Die Drogenszene auf dem Land bedient sich dabei vielfach der sozialen Strukturen der Jugendsubkultur (z.B. Vertrauensverhältnisse innerhalb von Cliquen). Einfallsreichtum und Kreativität, die in die Drogenszene investiert werden, wären bewunderswürdig, wenn sie nicht zynisch menschenverachtenden und -vernichtenden Zielen dienen würden.

62 Die Lösungsversuche der Jugendlichen erscheinen so teilweise als "magisch" (Clarke, S. 153).

Anmerkungen zu Kap. 8.4.

1 Vgl. Merkel u.a., S. A1ff.

2 Die Antwortübergruppen wurden vom Verf. nach dem Rohmaterial der Untersuchung von Merkel u.a., S. 169f. gebildet. Ebenso wurden die absoluten Zahlen in vergleichbare Prozentzahlen umgerechnet.

3 Merkel u.a., S. 173

4 Merkel u.a., S. 170

5 Die höchst interessante Frage, ob sich in den Antworten der Jungarbeiterinnenklasse spezifisch weibliche - also auch z.B. für Berufsschülerinnen zutreffende - Einstellungen spiegeln, kann aufgrund des Datenmaterials verneint werden. Die Antworten der Berufsschülerinnen und Jungarbeiterinnen unterscheiden sich weit stärker als die Antworten aller weiblichen und männlichen Befragten, bei denen sich nur beim Wunsch nach einer "glücklichen Familie" deutliche Unterschiede zeigten: 11 % weibliche und 5 % männliche Antworten (n=126). Die Aussagen der Jungarbeiterinnen erscheinen sicher deshalb so prägnant, weil diese Gruppe zwei sozial und ökonomisch benachteiligende Merkmale auf sich vereinigen: nämlich weiblich und Jungarbeiterin zu sein.

6 Merkel u.a., S. 172

7 Die Grundtendenzen der Untersuchung von Merkel u.a. konnten in Gesprächen auf geringerer Datenbreite, aber mit größerer qualitativer Tiefe bestätigt werden.
Ein Beispiel: "Zuerst würde ich eine Weltreise machen, totalen Urlaub und dabei verschiedene Menschen studieren. Aber dann kommt ja die Bundeswehr und die Berufsausbildung. Ich will ziemlich viel erleben, so lange ich jung bin, wenn ich älter bin, dann schaffe ich für ein Häusle, aber Frau und Kinder sollen nicht vernachlässigt werden."

Anmerkungen zu Kapitel 8.5.

1 Vgl. Abschnitt 8.2., Anm.13

2 Vgl. Anm.5 in Abschnitt 8.1. Gleiches droht zukünftig auch für Frauen zu gelten (vgl. 6.3.)

3 "Jugend '81" S. 100ff. und Gillis, S. 206ff.

4 Vgl. Liebel in Deutsche Jugend, 5/82

5 So werden z.B. eine bedeutende Anzahl von Ausbildungsplätzen längst nicht mehr über das Arbeitsamt vermittelt, sondern durch Beziehungen über Eltern oder Bekannte. Arbeitslose werden zwar vielfach noch im öffentlichen Bewußtsein als "Faulenzer" diskriminiert, doch eröffnet manchmal das ländliche Kommunikationsgeflecht Hilfsansätze (kurzzeitige Beschäftigung, Schwarzarbeit usw.)

6 Vgl. dazu ausführlicher die Einleitung von Kapitel 8

7 Vgl. dazu Kapitel 5 und Einleitung 8

8 Vgl. Kapitel 5 (insbesondere Anm. 5 und 6)

9 Vgl. Abschnitt 8.3.3.

10 Vgl. 0.6.1.1., Anm. 50-54

11 Diese relativierende Aussage kann am besten im historischen Vergleich erläutert werden: Zur Zeit, als das Bauerndorf in seiner kommunikativen STruktur noch weitgehend durch die Sitte bestimmt war, gab es bezüglich der Verhaltensregeln (trotz eminenter ökonomischer Interessenunterschiede) nur begrenzt Divergenzen innerhalb des Dorfes. Innerhalb des Dorfes galten die gleichen Spielregeln wie in der Familie. Die gesamte Lebensweise der Menschen war an den gleichen Normen ausgerichtet, die im großen und ganzen durch den zyklischen Prozeß bestimmt waren. Wie dargestellt wurde (2.1.4.) konnte sich die Protoindustrie gerade deshalb entwickeln, weil ihre Vertreter andere Wertmaßstäbe und ökonomische Spielregeln besaßen und (unerkannt) durchsetzen konnten. Mit der Fabrikarbeit wurde der früher integrierte Zusammenhang Arbeit -Reproduktion zerstört. Als Folge der fortschreitenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung entwickelten sich in unterschiedlichen gesellschaftlichen Sektoren eigendynamische Wert- und Normsysteme, die sich widersprüchlich zueinander verhielten. Die Menschen mußten nun zunehmend die Fähigkeit der Entwicklung eines Widersprüche transzendierenden Ich-Bewußtseins entwickeln. Diese individuelle Fähigkeit ist also von den jeweiligen Prozessen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Akzeleration der gesellschaftlichen Prozesse (insbesondere des kumulativen) abhängig, die durch die Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation in Gang gehalten werden.

12 Vgl. 0.6.1.1., Anm. 61 und 62

13 Die ausschließliche Identifikation mit Sektoren und Strukturen der Jugendsubkultur kann sich zur Flucht vor der unwirtlich erfahrenen "äußeren" Welt verformen und zur Verweigerung der Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität führen, so daß die Gefahr besteht, daß Jugendliche überhaupt nicht mehr an Lösungs- und Veränderungsansätze glauben und solche nicht mehr anstreben.

Anmerkungen zu Kapitel 9

1 Eine Literaturauswahl: Kinstle u.a.; päd. extra sozialarbeit, H. 9, 1977; Herrenknecht, Provinleben; Jung/Lecke, in Brockmann; Nix los in der Provinz; Jahrbuch Provinzarbeit 1; Brockmann u.a., Jahrbuch Sozialarbeit 3, darin Horstkotte/Lecke S. 396-405 und bibliographische Angaben S. 406; Anders; Lecke, Abhauen oder Bleiben?; Heuser. Vgl. auch ältere Literatur: "Kind und Jugendlicher auf dem Land" (1952); "Jugend auf dem Lande" (1955); Pfannkuch-Wachtel (1962).

2 Der äußere Anlaß zu dieser Kontaktaufnahme war ein Forschungsauftrag des zuständigen Kreisjugendamtes, das Vorarbeiten für einen Jugendhilfeplan anstrebte. Die Pädagogengruppe beschloß, Erfahrungen und Materialien für die Jugendhilfeplanung in der Jugendarbeit in unmittelbarem Kontakt mit Jugendlichen zu sammeln. Dieses Vorgehen hatte gegenüber herkömmlichen Planungsmethoden am "grünen Tisch" mehrere Vorteile: Hautnahe Erfahrungen mit der Lebenssituation Jugendlicher, persönliche Betroffenheit der Planer, unmittelbaren Nutzen für die Jugendlichen in der Verbesserung ihrer Freizeitsituation, Aufbau eines Vertrauensverhältnisses zu den Planern/Pädagogen. Aus der Rückschau nach 5 Jahren hat sich dieses Vorgehen als sinnvoll erwiesen. Der Jugendhilfeplan kam in der intendierten Form nicht zustande, aber in der Gemeinde existiert bis heute gegen alle Widerstände offene Jugendarbeit. In diesem Kapitelabschnitt wird der Hintergrund der Jugendhilfeplanung vernachlässigt. Vgl. dazu ausführlich Gorjup u.a. und Link/Löffler/Ortmann/Stein S. 7ff.

3 Das erste Treffen verlief ziemlich chaotisch. Alle Jugendlichen redeten gleichzeitig, sprudelten teilweise über von Ideen. Die Pädagogen, die zwischen den Jugendlichen saßen, brüllten sich gegenseitig jeweilige Diskussionsergebnisse einzelner Teilgruppen von Jugendlichen zu. Überraschenderweise verlangten die Jugendlichen nie eine Legitimation von den Pädagogen. Die formalen Anlässe (Jugendhilfeplanung im Auftrag des Jugendamts und der Universität) der Aktivität interessierten die Jugendlichen nicht. Für sie war wesentlich, einen Kristallisationspunkt für eine sie befriedigende Aktion zu haben.

4 Es ist auch eine zeitliche Distanzierung möglich. Die Projekte zur "Spurensicherung" (vgl. dazu insbesondere Lecke, Lebensorte ... und Stein) versuchen über die Erforschung der früheren Zeit (z.B. durch Gespräche mit alten Leuten) die Genese der Gegenwart zu erleuchten.

5 Die Jugendlichen waren an Diskussionen z.B. über Formen sozialen Lernens oder der möglichst geschickten Vernetzung von "Lernzielen" nicht interessiert. Ebenso wurde die anfängliche organisatorische Arbeit - Herstellen von Kontakten nach Berlin und - von den Pädagogen übernommen, bis der Verlauf des Projekts insgesamt gesichert war.

6 Unternehmungen, die sich hauptsächlich auf der Ebene 2.1. und 2.2. (vgl. Kapitel 8.3.4., 6.) abspielten, also auf Spaßhaben oder Konsumieren abzielten.

7 Es gibt in der Gemeinde Cliquen, von denen nur einzelne Mitglieder in der Jugendgruppe aktiv sind.

8 Vgl. Kapitel 8.3.4., 6. Gegenüber den Ebenen 2.1. und 2.2. wurde hier 2.3. von den Jugendlichen erreicht.

Anmerkungen zu Kapitel 9

9 Vgl. dazu beispielsweise ausführlicher Matzdorf und "Jugendarbeitslosigkeit"

10 Bei allen diesen Überlegungen darf nicht vergessen werden, daß solche Projekte im Bereich der Jugendhilfe nur sehr begrenzt das generelle Problem der Jugendarbeitslosigkeit angehen können.

11 Vgl. Müller/Ortmann S. 49f.

12 Lefèbvre 1, S. 165

13 Gesamtgesellschaftliche Tendenzen zur Reduzierung der Arbeitszeit werden wohl mittelfristig unterstützend wirken. Dabei darf allerdings der zentrale Aspekt einer humaneren Arbeitswelt - wenn dieser auch durch Jugendarbeit kaum beeinflußbar ist - nicht aus dem Auge verloren werden.

14 Vgl. Anm. 62 Kapitel 1

Anmerkungen zum Materialanhang

1 Das statistische Rohmaterial entstammt der Akte Ho 13, FoA Hech, Nr. 89

2 Die Ehegattin glich ihre relativ geringe materielle Ausstattung mit dem Prestigewert einer Bürgermeistertochter und 2 J sehr wertvollem Boden aus.

3 Rein rechnerische Werte

4 Ho 13, POA Hch, 167

5 xr = Kreuzer. 60 xr = 1 fl (Gulden). 1871 war 1 fl = 1,71 M

6 "20 % des Verdienstes gingen an den Stickferker"(!) (Ziegler S.58)

7 4200 fl ist rechnerisch unmöglich und beruht wohl auf einem Schreibfehler

8 "Blätter für das Armenwesen" (Motto: "Wie man's treibt, so gehts") Nr. 8, 1854 (Wü 65/4, 1066).
Da leider für die gleiche Zeit keine Warenpreise aus der Gegend vorliegen, kann die Kaufkraft kaum konkret bestimmt werden. 1871 kostete in Hechingen 1 kg Kernenbrot 10 xr, 1 kg Roggenbrot 9 xr (Cramer S. 229), 1 kg Kalbfleisch 24 bis 36 xr, 1 kg Schweinefleisch 40 xr (Cramer S. 230f.). Ein Tagelöhner erhielt ohne Verpflegung 36 xr am Tag, ein Schneidergeselle verdient bis zu 3 fl in der Woche, also ca. 30 xr am Tag, Essen und Trinken gerechnet. (Cramer S. 234)

9 Vgl. Ziegler S. 58

10 Ho 235 P, I-VI, P, 881

11 Quellen des Rohmaterials: Statistik des Deutschen Reiches Bände 204 (1907), 405 (1925), 456 und 463 (1933), 557 und 568 (1939), Ho 235 P I - VI, 931 Bd. I und III, Datensammlung des Zollernalbkreises (ZAK).
Durch den Mangel an Statistiken überhaupt, unterschiedlicher zugrundeliegender statistischer Kriterien nach dem 2. Weltkrieg und welchselnde Verwaltungsgliederungen sind die Zahlen in Statistik 1 nicht immer exakt vergleichbar, geben aber doch die wesentlichsten Tendenzen an.

Anmerkungen zum Materialanhang

12 Quellen des Rohmaterials: Datensammlung des Zollernalbkreises

13 Quellen des Rohmaterials: Statistik des Deutschen Reiches Bände (vgl. Anm. 11) Maute S. 45, Datensammlung des ZAK

14 Statistik von Baden-Württemberg Bd. 161, Spalte 60

15 Nach dem Rohmaterial der Datensammlung des ZAK berechnet

16 Statistik von Baden-Württemberg, Bd. 161, Spalte 91

17 Statistisches Taschenbuch Baden-Württemberg 1972, S. 224-225

18 Datensammlung des ZAK

19 Berechnet nach Statistisches Taschenbuch Baden-Württemberg '81 S. 215f.

$$\frac{\text{Lohnsumme pro Jahr}}{\text{Anzahl der Beschäftigten}} : 12$$

20 Statistik für Baden-Württemberg Bd. 253, S. 84-87

21 Statistik von Baden-Württemberg Bd. 161

22 dto (Spalten 90-92)

23 Berechnet nach der Datensammlung des ZAK

24 dto

25 (Teilweise) berechnet nach Statistik von Baden-Württemberg Nr.161, Heft 1 und Heft 2

26 Der Arbeitsmarkt im Zollernalbkreis S. 41

27 dto S. 42

28 Der Arbeitsmarkt in Baden-Württemberg, Statistische Übersicht Nr. 10, 1983

29 dto Nr. 25, 1983

Literatur

Abkürzungen:

Hz = Hohenzollern, OA = Oberamt, ZAK = Zollernalbkreis, F = Fürstlich, Pr = Preußisch, Hch = Hechingen, Haig = Haigerloch.

1. Ungedruckte Quellen

a) Staatsarchiv Sigmaringen

Ho 13, FOA Hch Nr. 89: Heiratskontrakte oberes Land 1843-47

Ho 13, PrOA Hch Nr. 167: Hausindustrie 1882

Ho 13, PrOA Hch, Nr. 1050: Ehesachen 1852-1933

Ho 13, Landratsamt Hechingen (LRA Hch), Acc 14/1977 Nr. 41, Az 1112: Jahresbericht der Gemeindeverwaltungen

Ho 193, PrOA Gammertingen, NVA, Ga I 256: Die Gesellschaft der ledigen Bürgersöhne in Gammertingen

Ho 193, PrOA Gammertingen, NVA Ga I 258: Die sogenannten Kunkel- und Lichtstuben 1858-1895

Ho 193, PrOA Sigmaringen, NVA, Sigm I 241: Die Ernährungsweise der Bevölkerungs und Bekämpfung des Alkoholmißbrauch 1882-1913

Ho 202, PrOA Haigerloch (PrOA Haig)
Nr. 853: Die Fabrikordnung von Karlstal

Nr. 1555: Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken und gewerblichen Anlagen

Nr. 1562: Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben

Nr. 1740: Verbot des Wirtshausbesuchs durch junge Leute 1855-1914

Nr. 1772: Sittlichkeit im OAsbezirk 1853-1916

Ho 235 P, Abteilung I, Sectio VI, Rubrik P (Ho 235 P, I-VI P)

881: Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in den Hz'schen Landen

882: dto

889: Die Fabrik in Carlsthal bei Haigerloch

921: Schutz der Arbeiter in den Fabriken (Vol 1 u. 4)

928: Gewerbeaufsicht (Vol IV)

931: Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten, Spezialia Band I, II III

Wü 65/4, OA Balingen, Nummern

1066: Aufkommen der Mousselin-Stickerei

1069: Erhebung über die Ausfuhren von Stickereien

1073: Lohn-Wohnungs- und Lebensverhältnisse

1170: Erhebung des OAs über Frauen- und Kinderarbeit

1303: Geschäftsberichte des Jugendamts Balingen in Ebingen, 1922-29

b) Erzbischöfliches Ordinariatsarchiv Freiburg (EOA)

14 098 Pfarrei Bisingen Kirchenvisitationen 1879 - 1945

14 123 Pfarrei Burladingen Kirchenvisitationen 1880 - 1944

14 449 Pfarrei Hechingen, Kirchenvisitationen 1879 - 1943

14 781 Pfarrei Ringingen, Kirchenvisitationen 1841 - 1942

2. Materialien aus der Hohenzollerischen Heimatbücherei Hechingen /HHB)

K 540: Heinrich Maute, Zur Industrialisierung des Kreises Hechingen 1935

K 552:

V: Die Entwicklung Burladingens in den letzten 50 Jahren, Lauchert-zeitung (Ende August 1937)

XV 4.): Der Nestor der Burladinger Industrie (1951)

XVIII: Burladingen nahe der 3000-Grenze (1941)

K 634: Vom Garn zur Fertigware, Hohenzollerische Zeitung (9. Juni 1951)

K 634 I: Hundert Jahre Volksmusik in Burladingen 1951

K 903: Burladinger Skizze, Gruß der Heimat 29.6.1939

Ub 588: 50 Jahre Mechanische Strickwarenfabrik 1958

3. Sonstige Literatur

Abel, Wilhelm: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur, Hamburg und Berlin 1966

Adorno, Theordor W.: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie, in: Soziologica, Frankfurt/M. 1955

Anders, Bernd: Das Kommunikationsverhalten jugendlicher Schüler auf dem Land, Münster 1978

Der Arbeitsmarkt im Zollernalbkreis. Strukturelle Probleme, Gefahren und Chancen (Gutachten einer Arbeitsgruppe der Universität Konstanz im Auftrag des Landratsamts Zollernalbkreis) 1983

Der Arbeitsmarkt in Baden-Württemberg, Statistische Übersichten (Hrsg. Landesarbeitsamt Baden-Württemberg, Referat Statistik) 10/1983 und 26/1983

Auber, Hans-Georg, Witt Reinhard: Der Dorfschwoof. Ein Freizeitangebot an Jugendliche im Rahmen der dörflichen Gesellschaft (unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Tübingen, Institut für Erziehungswissenschaften) 1982

Auber, Hans-Georg, Witt,Reinhard: Der Dorfschwoof. Beobachtungen auf ländlichen Tanzveranstaltungen in: Deutsche Jugend, H. 1/1983, S.17ff.

Bajohr, Stefan: Die Hälfte der Fabrik, Marburg 1979

Bellmann, D., Hein, W., Trapp, W., Zang G.: "Provinz" als politisches Problem, in: Kursbuch 39, April 1975, S. 81-127

Benard,Cheryl, Schlaffer, Edit; Notizen über Besuche auf dem Land, Wien/ München 1979

Bennholdt-Thomsen, Veronika; Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweisendiskussion, in: Gesellschaft, Beiträge zur Marxschen Theorie 14, Frankfurt/M. 1981

Bernfeld, Siegfried; Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse, Ausgewählte Schriften, Band 2, Frankfurt/M. 1970/71

ders.: Ein Institut für Psychologie und Soziologie der Jugend (Archiv für Jugendkultur), Entwurf zu einem Programm (1917). In: Rosenmayer Leopold, Geschichte der Jugendforschung in Österreich 1914-1931, Wien 1962, S. 105-132

Beschreibung des Oberamts Balingen, Stuttgart 1880

Bidlingmaier, Maria: Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs, Stuttgart 1918

Bischoff- Luithlen, Angelika; Der Schwabe und sein Häs, Stuttgart 1982

Bloch, Ernst; Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt/M. 1973

ders.: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt/M., 1959

Blos, Peter: Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation, Stuttgart 1973

Böhme, Helmut: Prolegomena zu einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1968

Bohleber, Werner, Lenzinger, Marianne: Narzißmus und Adoleszenz. Kritische Bemerkungen zum "Neuen Sozialisationstyp", in: Die neuen Narzißmustheorien: Zurück ins Paradies? Herausgegeben vom Psychoanalytischen Seminar Zürich, Frankfurt/M. 1981

Borscheid, Peter: Textilarbeiterschaft in der Industrialisierung. Soziale Lage und Mobilität in Württemberg (19. Jahrhundert), Stuttgart 1978

Bräker, Ulrich: Der arme Mann aus dem Tockenburg, Stuttgart 1980 (reclam).

Brake, Klaus: Zum Verhältnis Stadt und Land, Köln 1980

Brake, Mike: Soziologie jugendlicher Subkulturen, Frankfurt/M./New York 1981

Braun, Rudolf, Fischer, Wolfram, Volkmann, Heinrich (Hrsg.): Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln 1973

ders.: Industrialisierung und Volksleben (1), Erlenbach 1960

ders.: Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert Erlenbach 1965 (= Industrialisierung und Volksleben 2 = Braun 2)

Brede, Helmut: Einebnung oder Verschäfrung des Stadt-Land-Gegensatzes, in: Brandes,Volkhard, Hirsch, Joachim, Roth, Roland (Hrsg.): Leben in der Bundesrepublik, Berlin 1980

Brockmann, Anna Dorothea (Hrsg): Landleben. Ein Lesebuch von Land und Leuten, Argumente und Reportagen, Reinbek 1977

dies., Liebel, Manfred, Rabatsch, Manfred (Hrsg.): Jahrbuch Sozialarbeit 3, Reinbek 1980

Brückner, Peter: Über Krisen von Identität und Theorie, in: Konkursbuch 1978, H. 1

Bühler, Walter, Kanitz, Horst, Siewert, Hansjörg: Lokale Freizeitvereine, St. Augustin 1978

Bumiller, Anton: Die Hausierer des Killertals, in: Schriften des Vereins für Sozialpolitik 80, Leipzig 1899

Bumiller, Anton: Das Hausiergewerbe des Killertals in der Zeit von 1850 bis 1950, in: Hohenzollerische Heimat, Jg. 1953, S.35ff.

Burkarth, Herbert: Dr. Heyfelders Sanitätsberichte über das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen 1833/34, in: Hohenzollerische Heimat 1974, Nr. 3

Buttler, Friedrich, Gerlach, Knut, Liepmann, Peter: Grundlagen der Regionalökonomie, Reinbek 1977

Caspard, Pierre: Die Fabrik auf dem Dorf, in: Puls, Detlev (Hrsg.) Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1979, S. 105-142

Christmann, Helmut: Bemerkungen zur Frage der Kinderarbeit in der württembergischen Gewerbsindustrie im 19. Jahrhundert (2. Hälfte), in: Zur Geschichte der Industrialisierung in den südwestdeutschen Städten, Hrsg. Maschke , Erich, Sydow, Jürgen, Sigmaringen 1977

Clarke, John u.a.: Jugendkultur als Widerstand. Mileus, Rituale, Provokationen, Frankfurt/M. 1979

ders., Hall, Stuart, Jefferson, Tony, Roberts, Brian: Subkulturen, Kulturen und Klasse, in: Clarke, John u.a., Jugendkultur als Widerstand ..., S. 39-132

ders.: Stil, in: Clarke, John u.a.: Jugendkultur als Widerstand ..., S. 133-157

ders.: Die Skinheads und die magische Rückgewinnung der Gemeinschaft, in: Clarke, John u.a.; Jugendkultur als Widerstand..., S.171-175

Claußen, Bernhard: Psycho-politische Aspekte des Jugendalters: Adoleszenzkrise und Identitätssuche, in: Wasmund, Klaus (Hrsg.): Jugendliche - Neue Bewußtseinsformen und politische Verhaltensweisen, Stuttgart 1982

Cohen, Stanley, Taylor, Laurie: Ausbruchversuche, Frankfurt/M. 1977

Corrigan, Paul: Nichts tun, in: Clarke, John u.a.: Jugendkultur als Widerstand..., S. 176-180.

Cramer, Julius: Die Grafschaft Hohenzollern, Stuttgart 1873

Dammann, Klaus: "Gebietsreformen" in der BRD: Ursache und Folgen, in: Brandes Volkhard u.a. (Hrsg.): Leben in der Bundesrepublik, Berlin 1980

Datensammlung des Zollernalbkreises (unveröffentlicht, masch. schr.)

v. Deenen, Bernd u.a.: Lebensverhältnisse ehemals kleinbäuerlicher Dörfer 1952 und 1972, (Forschungsgemeinschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie), Bonn o.J. (1975)

Derenbach, Rolf: Pendeln oder Abwandern? Entwicklungsperspektiven des ländlichen Raumes und die Aufgaben der Bildungspolitik, in: Pendeln oder Abwandern; Loccumer Protokolle 20/81

Dietz, Johann Fr.: Das Dorf als Erziehungsgemeinde, Jena 1927

Döbert, R., Nunner-Winkler, G.: Adoleszenzkrise und Identitätsbildung, Frankfurt/M. 1975

Eisenstadt, Samuel N.: From Generation to Generation - Age Groups and Social Structure, Glencoe, Ill., 1956. Dt.: Von Generation zu Generation, München 1966

Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bände, (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 158 und 159) 1976

Eppler, Erhard: Wege aus der Gefahr, Reinbek 1981

Ergebnisse der über die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken auf Beschluß des Bundesrathes angestellten Erhebungen, zusammengestellt im Reichskanzleramt-Amt, Berlin 1876

Erikson, Erik: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt 1966

ders.: Jugend und Krise, Stuttgart 1970

ders.: Dimensionen einer neuen Identität, Frankfurt 1975

Frahm, Eckart, Kaschuba, Wolfgang, Lipp, Carola, (Hrsg.): F.A. Köhler: Eine Albreise im Jahr 1790. Tübingen 1978

Franzen-Hellersberg, Lisbeth: Die jugendliche Arbeiterin. Ihre Arbeitsweise und Lebensform, Tübingen 1932

Frith, Simon: The sociology of rock, London 1978. Dt.: Jugendkultur und Rockmusik, Reinbek 1981

Fromm, Erich: Haben oder Sein, München 1979 (dtv)

Frommer, Max: Isingen, Villingen-Schwenningen 1976

Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Und Neue Folge. (Studienausgabe, S. Fischer), Frankfurt/M. 1969

Funk, Albrecht: Abschied von der Provinz, Offenbach/Stuttgart 1977

Furger, Fridolin: Zum Verlagssystem als Organisationsform des Frühkapitalismus im Textilgewerbe, in: Beiheft 11 zur Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1927

v. Gennep, A.: Les rites de passage, Paris, 1909

Gerndt, Helge: Städtisches und ländliches Leben, in: Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis 7. Oktober 1973, Göttingen 1974

Gestrich, Andreas: Jugend in Ohmenhausen 1800 bis 1918. Dissertation (Geschichtswissenschaftliche Fakultät, Universität Tübingen) 1983, bislang unveröffentlicht

Gillis, John R.: Youth and History. Tradition and Change in European Age Relations 1770-Present, New York 1974. Dt.: Geschichte der Jugend: Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der 2. Hälfte des 18. Jhs. bis zur Gegenwart (übersetzt und hrsg. von Herrmann, Ulrich und Roth, Lutz), Weinheim/Basel 1980

Glaß, Frieda: Die Handspitzenindustrie in Württemberg, Diss. (masch. schr.), Tübingen 1923

Goffman, Erving: Asyle, Frankfurt/M. 1973

ders.: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 1969

Göckel, Fritz: Die Entwicklung der Industrie in Hechingen, in: Der Zoller Nr. 35 (11.2.) 1928 und Nr. 41 (18.2.) 1928

Gönner, Eberhard: Die Revolution von 1848/49 in den hohenzollerischen Fürstentümern und deren Anschluß an Preußen, Hechingen 1952 (= Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns Heft 2)

Gorjup, Albin, Link Martin, Löffler, Wolfgang, Ortmann, Friedrich, Riemer, Günter, Ruf, Peter, Stein, Gebhard: Bericht über eine exemplarische Untersuchung zur Planung der offenen Jugendarbeit in Burladingen (masch.schr.), 1978

dies., Zwischenbericht der Forschungsgruppe Jugendhilfeplanung im Zollernalbkreis des Instituts für Erziehungswissenschaften der Universität Tübingen (masch.schr.), 1978

Grasskamp, Walter: Anhand meines Dorfes - anhand meiner Bücher: Kultursoziologischer Rückblick eines Eingeborenen, in: Kultur im Dorf - Kultur des Dorfes, Loccumer Protokolle 22/1981

Grauhan, Rolf-Richard: Einführung: Lokale Politikforschung, in: Grauhan, Rolf-Richard (Hrsg.), Lokale Politikforschung 1, Frankfurt/M. 1975

Griese, Harmut, M.: Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung, Weinheim/Basel 1977

Grom, Josef: Hohenzollern im Rahmen des südwestdeutschen Wirtschaftsgebietes, Diss., Köln 1931

Gruner, Erich: Die Stellung des Schweizer Arbeiters in Fabrik und Familie während des 19. Jahrhunderts, in: Braun, Rudolf (u.a.), Gesellschaft in der industriellen Revolution (s. dort)

Habermas, Jürgen: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? in: Habermas, Jürgen, Henrich, D., Zwei Reden, Frankfurt/M. 1974

Häsing, Helga, Stubenrauch, Herbert, Ziehe, Thomas: Narziß - ein neuer Sozialisationstyp, Bensheim 1979

Handbuch zur Berufswahlvorbereitung (Hrsg.: Bundesanstalt für Arbeit), Nürnberg 1979

Hardach-Pinke: Kinderalltag. Autobiographische Zeugnisse, Frankfurt/M./New York, 1981

Hebdige, Dick: Die Bedeutung des Mod-Phänomens, in: Clarke, John u.a., Jugendkultur als Widerstand, Frankfurt/M. 1979

Heimatbuch der Gemeinde Bisingen-Steinhofen, Hechingen 1953

Heimatbuch Jungingen, 1976

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, Jahrgänge 1954, 1958, 1960

Heinzler, Anton: Die Entwicklung der Landwirtschaft in Hohenzollern, Diss. (masch.schr.), Hohenheim 1924

Heller, Agnes: Theorie der Bedürfnisse bei Marx, Westberlin 1976

v.d. Helm, Alfons: Die württembergische Trikotagenindustrie, Leobschütz 1930 (und Diss. Leipzig 1930)

Henning, Friedrich, Wilhelm: Die Industrialisierung in Deutschland 1800 bis 1914, Paderborn 1973

ders.: Industrialisierung und dörfliche Einkommensmöglichkeiten, in: Kellenbenz Hermann (Hrsg.), Agrarische Nebengewerbe und Formen der Reagrarisierung im Spätmittelalter und 19./20. Jahrhundert, Stuttgart 1975

Herrenknecht, Albert, Lecke, Detlef (Hrsg.), Jahrbuch Provinzarbeit, Heidelberg 1981

ders.: Provinzleben, Frankfurt 1977

Herrmann, Ulrich: Was heißt "Jugend"? in: Bürger im Staat, Heft 4, November 1982, 32. Jg., S. 219ff.

ders.: Aufwachsen im Dorf - "dortmals", in: Auf dem Lande leben (mit Beiträgen von Kötter, Herbert u.a., Redaktion Wehling, Hans-Georg), Stuttgart 1983

ders., Renftle, Susanne, Roth, Lutz: Bibliographie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie, München 1980

Herzig, Arno: Kinderarbeit in Deutschland in Manufaktur und Protoindustrie (1750-1850), in: Archiv für Sozialgeschichte, XXIII. Bd. 1983, S.311-375

Heuser, Hans Heiner: Gemeinwesenorientierte Jugendarbeit auf dem Lande, in: Sozialpädagogik, Heft 5, September/Oktober 1982

Hirsch, R.: Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes, Berlin 1898

Hoffmann, Hildegard: Landwirtschaft und Industrie in Württemberg, insbesondere im Industriegebiet der Schwäbischen Alb, Berlin 1935

Hohenzollerische Blätter vom 16. Apr. 1867 (s. Hohenzollerische Heimatbücherei Hechingen)

Hohenzollerische Heimat, Jahrgänge 1953, 1960, 1965, 1966, 1974

Hohenzollerische Jahreshefte (bis 1964, ab 1965 Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte), 9. Bd (1941-49), 14. Bd. (1954)

Holzwarth, Georg: Das Butterfaß. Ein schwäbischer Dorfroman, Stuttgart 1982

Horstkotte, Angelika, Lecke, Detlef: Von der professionellen Mitmenschlichkeit zum Dorfschreiber, in: Brockmann u.a., Jahrbuch Sozialarbeit 3 (s. dort)

dies.: Kelbing, M., Kinstle, T., Lecke, D.: Gegen die Spurenverwischung in der Provinz - "Spurensicherung", in: Deutsche Jugend, Heft 7/1981, S. 318-324

Hundert Jahre Volksmusik in Burladingen, 1951 (s. Hohenzollerische Heimatbücherei Hechingen)

Hußing, Uli: Rockmusik und Identität, in: Deutsche Jugend Heft 7/1982, S. 311-321

Ilien, Albert: Prestige in dörflicher Lebenswelt, (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 43. Band), Tübingen 1977

ders., Jeggle, Utz: Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner, Opladen 1978

Jahrbuch Provinzarbeit (s. Herrenknecht, Albert u.a.)

Jánossy, Ferenc: Wie die Akkumulations-Lawine ins Rollen kam (masch. schr.), Budapest 1977

Jeggle, Utz: Kiebingen - eine Heimatgeschichte. Zum Prozeß der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 44. Band), Tübingen 1977

ders., Ilien, Albert: Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang, in: Wehling, Hans-Georg: Dorfpolitik, Berlin 1978, S. 38-53

Johler, Ernst: Geschichte, Land und Ortskunde der souveränen teutschen Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen, Ulm 1824

Jugend '81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Band 1, Hamburg 1981

Jugendarbeit auf dem Lande, Hannover 1955

Jugendarbeitslosigkeit. Angebote der Jugendsozialarbeit zur Lösung eines drängenden Problems (Hrsg. Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendaufbauwerk), Bonn 1982

Jung, Werner-Christian, Lecke, Detlef: Notizen zur Jugendbildung auf dem Lande, in: Brockmann A.D. (Hrsg.), Landleben (s. dort)

Kahn, Rudolf: Die Leinenweberei auf der Schwäbischen Alb, Jena 1924

Kaschuba, Wolfgang: Bauern und andere - Zur Systematik dörflicher Gesellschaftserfahrung zwischen Vorindustrialisierung und Weltwirtschaftskrise, in: Kaschuba, Wolfgang, Lipp, Carrla: Dörfliches Überleben (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen Band 56), Tübingen 1982

Karr, Grete: Die Uracher Leinenweberei und Leinwandhandlungskompanie (Tübinger wirtschaftswissenschaftliche Abhandlungen 3. Folge, Heft 7), Stuttgart 1930

Kauffeldt, Leo: Elend und Auswege im 19. Jahrhundert, Frankfurt 1981

Keim, Fritz: Die ländlichen Arbeiterverhältnisse in Württemberg, Diss. (masch.schr.), Gießen 1930

Kempf, Agathe: Die gewerbliche und industrielle Entwicklung im Haigerlocher Raum, dargestellt an der Brauerei Schlößle und der Baumwollspinnerei Karlstal, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, 18. Bd., 1982

Keßler, H.: Beschreibung der Hohenzollerischen Lande, Sigmaringen 1893

Kinstle, Theo, Pobel, Udo, Schlegel, Sybille: Jugendarbeit auf dem Lande, Weinheim/Basel 1978

Kind und Jugendlicher auf dem Land, Lindau 1952

Kofler, Leo: Der asketische Eros, Wien 1967

Kopp, Hannes: Erziehung im Wandel. Kindererziehung in den Jahren um 1890 und 1970 im Spiegel je einer deutschschweizerischen Familienzeitschrift, Diss., Zürich 1974

Kötter, Herbert, Emge, M.: Agrar- und Stadtsoziologie, in: Eisermann,G. (Hrsg.), Die Lehre von der Gesellschaft, Stuttgart 1969

Krau, Ingrid: Der Gegensatz von Stadt und Land - Besonderheit oder Zwang der Industrialisierung? Diss., FU Berlin, 1975

Kramer, Dieter: Planung und regionale Identität, in: Kultur im Dorf - Kultur des Dorfes, Loccumer Protokolle 22/1981, S. 93-104

Der Kreis: Hechingen (Heimat und Arbeit), Aalen 1962

Kriedte, Peter, Medick, Hans, Schlumbahn, Jürgen: Industrialisierung von der Industrialisierung, Göttingen 1977

ders.: Genesis, agrarischer Kontext und Weltmarktbedingungen, in: Kriedte, Medick, Schlumbohn: Industrialisierung, S. 36-89

Kroner, Ingrid: Das Dorf als Sozialraum, in: Dorferneuerung zwischen Tradition und Fortschritt (Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen) Hannover 1981

dies.: Umweltsoziologie, in: Dorfentwicklung. Beiträge zur Funktionsgerechten Gestaltung der Dörfer (Hrsg.: Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten - Baden-Württemberg), o.O., o.J. (ca. 1982)

Krovoza, Alfred: Produktion und Sozialisation, Köln 1976

ders.: Zum Sozialisationsgehalt der kapitalistischen Produktionsweise, in: Leithäuser, Thomas, Heinz, Walter, R. (Hrsg.): Produktion, Arbeit, Sozialisation, Frankfurt/M. 1976

Kuczynski, Jürgen: Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Teil 1: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1789 bis zur Gegenwart, insbesondere Bände 2-8, 18 und 19, 20; Berlin 1960-1972

ders.: Studien zur Geschichte der Lage des arbeitenden Kindes in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart (= Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland unter dem Kapitalismus Band 19), Berlin 1968

Der Landkreis Balingen, Band I (Hrsg.: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg), o.O., 1960

Lang, Ernst: Die Balinger Trikotagenindustrie, Diss. (masch.schr.), Heidelberg 1941

Lange, Klaus, Müller, Burkhard, Ortmann, Friedrich: Alltag des Jugendarbeiters. An wessen Bedürfnissen orientiert sich die Jugendarbeit? Neuwied/Darmstadt 1980

Läpple, Dieter: Gesellschaftlicher Reproduktionsprozeß und Stadtstrukturen, in: Mayer, Margit, Roth, Roland, Brandes, Volkhard (Hrsg.), Stadtkrise und soziale Bewegungen, Köln 1978

Lecke, Detlef: Abhauen oder bleiben? Stichworte zur Jugendarbeit auf dem Land, in: Böhnisch u.a. (Hrsg.), Abhauen oder Bleiben? München 1980, S. 234ff.

ders. (Hrsg.): Lebensorte als Lernorte: Handbuch Spurensicherung, Reinheim 1982

Lefèbvre, Henri: Kritik des Alltagslebens, 3 Bände, Kronberg/Ts., 1977

ders.: Die Revolution der Städte, München 1972

Lehmann, Albrecht: Leben in einem Arbeiterdorf. Empirische Untersuchungen über die Lebensverhältnisse von Arbeitern (Göttinger Abhandlungen zur Soziologie 23), Stuttgart 1976

Lessing, Hellmut, Liebel, Manfred: Jugend in der Klassengesellschaft, München, 1974

Liebel, Manfred: Produktivkraft Jugend. Über aktuelle und historische Aspekte der Arbeiterjugendfrage, Frankfurt/M., 1976

ders.: Wo bleibt der Preis für'n Fleiß? Überlegungen zur Arbeitslust bei Jugendlichen, in: Deutsche Jugend, Heft 5, 1982, S. 211-217

ders.: König Subjekt? Anmerkungen zu subjektorientierter Jugendforschung, in: Deutsche Jugend, Heft 8/1983, S.360-367

Liede, Margret, Ziehe, Thomas: Hunger nach Intensität. Ein Gespräch über den Musikkonsum der Jugend, in: Deutsche Jugend, Heft 7, 1982, S. 303-310

Link, Martin, Löffler, Wolfgang, Stein, Gebhard: Landleben im Umbruch (Diplomarbeit am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen, masch.schr.), 1979

Link, Martin, Löffler, Wolfgang, Ortmann, Friedrich, Stein, Gebhard: Jugend auf dem Lande, Frankfurt/M. 1983

Lipp, Carola: Dörfliche Formen generativer und sozialer Reproduktion, in: Kaschuba, Lipp: Dörfliches Überleben (s. dort)

Loser, Fritz: Die Bedeutung der Händler- und Hausierergemeinden für die Entwicklung der württembergischen Industrie, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde Baden-Württemberg, 8. Jahrgang, 1. Heft, 1964

Lorenzer, Alfred: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie, Frankfurt/M. 1972

Luckmann, Benita: Politik in einer deutschen Kleinstadt, Stuttgart 1970

Lüdtke, Alf: Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende, in: Huck, Gerhard (Hrsg.): Sozialgeschichte der Freizeit, Wuppertal 1980, S. 95-122

Mack, A.: Lieder, Spiele und Redensarten aus Steinhofen, in: Volkskunde-Blätter aus Württemberg und Hohenzollern Nr. 2/3, 1912

Martwich, Barbara: Vom Stadt-Land-Gegensatz zum Stadt-Umland-Problem, Diss., Göttingen 1977

Marx, Karl: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Ergänzungsband, Erster Teil, Berlin 1973, S. 465-590

ders.: Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Band 13, Berlin 1975

ders.: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie,

Erster Band, Marx, Engels, Werke, Bd. 23. Berlin 1972

Zweiter Band, Marx, Engels, Werke, Bd. 24. Berlin 1975

Dritter Band, Marx, Engels, Werke, Bd. 25. Berlin 1975

ders.: Grundrisse der politischen Ökonomie (Rohentwurf), Berlin 1974

Matz, Klaus-Jürgen: Pauperismus und Bevölkerung. Die gesetzlichen Ehebeschränkungen in den süddeutschen Staaten während des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1980

Matzdorf, Roland: Die Ruhrwerkstatt. Jugendarbeit mit Arbeiterjugendlichen im Stadtteil, in: Deutsche Jugend 5/1983

Maute, Heinrich: Zur Industrialisierung des Kreises Hechingen, 1935 (masch.schr.). (s. Hohenzollerische Heimatbücherei Hechingen K 540)

Mead, Margret: Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild, Olten/Freiburg 1971

Medick, Hans: Die proto-industrielle Familienwirtschaft, in: Kriedte, Medick, Schlumbohn: Industrialisierung vor der Industrialisierung (s. dort), S. 90-154

ders.: Strukturen und Funktion der Bevölkerungsentwicklung im proto-industriellen System, in: Kriedte, Medick, Schlumbohn: Industrialisierung vor der Industrialisierung (s. dort), S. 155-193

ders.:
in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium, Jg. 8, Juli 1979, S.

ders.: Spinnstuben auf dem Dorf, in: Gerhard Huck (Hrsg.), Sozialgeschichte der Freizeit, Wuppertal 1980, S. 19-49

ders.:

Merkel, Uta, Reich, Wulfhild, Wöhrle, Brigitte: Seit 100 Jahren: Garten, Haushalt und Fabrik, Diplomarbeit (masch.schr.) am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Tübingen, 1982

Mezger, Werner: Discokultur. Die jugendliche Superszene, Heidelberg 1980

Militzer-Schwenger, Lisgret: Armenerziehung durch Arbeit (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 48. Band), Tübingen 1979

Miller, Alice: Am Anfang war Erziehung, Frankfurt/M. 1980

Moritz, Karl Philipp: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 1785. Frankfurt/M. 1979

Motteck, Hans: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß. Band II: Von der Zeit der Französischen Revolution bis zur Zeit der Bismarckschen Reichsgründung, Berlin 1969

Muchembled, Robert: Kultur des Volks - Kultur der Eliten, Stuttgart 1982

Müller, Burkhard, Ortmann, Friedrich: An wessen Bedürfnissen orientiert sich Jugendarbeit? in: Lange, Müller, Ortmann (s. dort), S. 31-98

Nadler, Jakob: Untersuchung zur sozialgeographischen Funktion der Sozialgruppe der Hausierer am Beispiel des Killertals, Zulassungsarbeit an der PH Reutlingen (masch.schr.) 1977

Nägele, A.: Schwäbische Kunkelstuben. Ihr Brauchtum und ihre Bekämpfung, in: Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde 3 (1938)

Negt, Oskar, Kluge, Alexander: Geschichte und Eigensinn, Frankfurt/M. 1981

Neisser, Horst: Jugend in Trance? Diskotheken in Deutschland, Heidelberg 1979

Nix los in der Provinz? (Hrsg.: Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung), Berlin 1981

Novicki, Michael: Jugend und soziale Emanzipation. Studien zum Verhältnis von Jugend, Jugendbewegung und Jugendtheorie, Berlin 1979

Ochmann, Hans Joachim: Nichtverbale Kommunikation und Adoleszenz: Ein Beitrag zur Sozialisation des Kommunikativen Körpers, Frankfurt/M. 1981

v. Onna, Ben: Jugend und Vergesellschaftung. Eine Auseinandersetzung mit der Jugendsoziologie, Frankfurt/M. 1976

Ortmann, Friedrich: Bedürfnis und Planung. Zur Theorie selbstorganisierter Planung am Beispiel der Jugendhilfe (masch.schr.) Entwurf zu einer Habilitationsschrift 1980

ders.: Abstraktes Lernen als Vorbereitung für abstrakte Arbeit - über die Sozialisationswirkung von Lehrinhalten (masch.schr.) 1982

Ottomeyer, Klaus: Gesellschaftstheorien in der Sozialisationsforschung, in: Hurrelmann, Klaus, Ulich, Dieter: Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim 1980, S. 161-196

päd.extra sozialarbeit, Heft 9, 1977. Titel: Sozialarbeit in der Provinz

Pfannkuch-Wachtel, Hella: Ein Dorf und seine Jugend, München 1962

Planck, Ulrich, Wollenweber, Hellmut (Hrsg.): Die Lebenslage der westdeutschen Land-Jugend, München 1956

ders.: Landjugend im sozialen Wandel, München 1970

ders.: Die Landfamilie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Claessens, Dieter, Millhofer, Petra (Hrsg.): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung, Frankfurt/M. 1974

ders.: Situation der Landjugend. Die ländliche Jugend unter besonderer Berücksichtigung des landwirtschaftlichen Nachwuchs, Münster-Hilftrup 1982

ders.: Lebenslage der Landjugend 1980 (Kurzfassung)

Poppinga, Onno: Das Ende des Dorfes? in: Brandes, Volkhard (Hrsg.) u.a.: Leben in der Bundesrepublik, Berlin 1980, S. 156-192

Quandt, Siegfried: Kinderarbeit und Jugendschutz in Deutschland 1783-1976. Quellen und Anmerkungen, Paderborn 1978

Reichenheim, Leonor: Bericht über die gewerblichen Verhältnisse in Hohenzollern und Vorschläge zu deren Verbesserung (1854), in: Ziegler, Uwe: Preußische Starthilfe für Hohenzollern, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, 14. Bd., 1978, S. 194-224

Reinhard, Otto: Die württembergische Trikotagenindustrie mit spezieller Berücksichtigung der Heimarbeit in den Bezirken Stuttgart und Balingen, Leipzig 1899

Richter, Hans-Eberhard: Patient Familie. Entstehung, Struktur und Therapie von Konflikten in Ehe und Familie, Reinbek 1972

Ruesch, Hanspeter: Lebensverhältnisse in einem frühen schweizerischen Industriegebiet, Bd. 1, Basel und Stuttgart 1979

Rudolph, Fritz: Strukturwandel eines Dorfes (Friedewalder Beiträge zur sozialen Frage, Bd. 6), Berlin 1955

Ruland, Josef: Nachbarschaft und Gemeinschaft in Dorf und Stadt, Düsseldorf 1964

Sabeau, David: Intensivierung der Arbeit und Alltagserfahrungen auf dem Lande - ein Beispiel aus Württemberg, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium 6 (1977), S. 148-152

Sachße, Christoph, Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland, Stuttgart 1980.

Schelsky, Helmut: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der Jugend, Düsseldorf/Köln 1963

Schnabel, Hermann: Die Wirkwarenindustrie in Württemberg, (Diss.) Tübingen 1931

Schobel, Paul: Dem Fließband ausgeliefert, Mainz 1981

Schurian, Walter, ter Horst, Karl W.: Autorität und Jugend, München, Basel 1976

Seufert, H.: Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft in Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen, Jena 1914

Shorter, Edward: Die Geburt der modernen Familie, Reinbek 1977

Siegert, Michael, Thomas: Adoleszenzkrise und Familienumwelt. Prozesse der Identitätsstörung bei opiatsüchtigen Jugendlichen, Frankfurt/M. 1979

Siewert, Hansjörg: Der Verein, in: Wehling: Dorfpolitik (s. dort), S. 65-83

Speidel, August: Burladinger Heimatbuch, Hechingen o.J.

Speidel, Hans: Der 1. Landtag zu Hohenzollern-Hechingen in den Jahren 1835/6, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, 7./8. Bd., 1971/2, S. 80-116

Statistik des Deutschen Reiches, Bände 204 und 205 (1907), 405 (1925), 456 und 463 (1933), 557 und 568 (1939)

Statistik von Baden-Württemberg, Bände 161 (1970), 253 (1974)

Statistisches Hof-, Hand- und Adreßbuch für die Hohenzollerischen Lande, Sigmaringen 1876 und Sigmaringen 1881

Statistisches Taschenbuch Baden-Württemberg 1972, '80, '81

Stein, Gebhard: Das Spurensicherungsprojekt Stetten a.D., 1983 durchgeführt von den baden-württembergischen Landjugendverbänden und der "Lichtstube" e.V., Hechingen (masch.schr.), 1983

Steinbach, Peter: Alltagsleben und Landesgeschichte, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 29. Bd., 1979, S. 225-305

Steinert, Heinz, Treiber, Hubert: s. Treiber/Steinert

Stettner, Walter: Von der Werkstatt zur Fabrik, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, Nr. 5, 6, 7, 1958

Stierlin, Wolf: Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter, Frankfurt/M. 1977

Tenbruck, Friedrich H.: Jugend und Gesellschaft. Soziologische Perspektiven, Freiburg i. Brsg. 1962

Textor, A.M.: Auf deutsch. Das Fremdworterlexikon, Reinbek 1969

Thiersch, Hans: Pubertät aus der Sicht des Sozialpädagogen, in: Lempp, Reinhart (Hrsg.): Adoleszenz. Bern/Stuttgart/Wien 1981, S. 50-75

Thompson, Edward P.: Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: Braun, Rudolf (Hrsg.), Gesellschaft in der industriellen Revolution (s. dort), S. 81-112

Thoma, Ludwig: Der heilige Hias , dtv 201, 1964

ders.: Der Wittiber , dtv446, 1967

Tomberg, Friedrich: Basis und Überbau. Sozialphilosophische Studien, Darmstadt 1974

Treiber, Hubert, Steinert, Heinz: Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen, München 1980

Troeltsch, Walter: Die Calwer Zeughandlungskompagnie und ihre Arbeiter, Jena 1897

Verdier, Yvonne: Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf, Stuttgart 1982

Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg (= Forschung und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Bd. 5) (Neudruck) Stuttgart 1961

Volmerg, Birgit: Die Vergesellschaftung psychopathologischer Strukturen im Produktionsprozeß, in: Leithäuser, Thomas (Hrsg.): Produktion, Arbeit, Sozialisation, Frankfurt/M. 1976, S. 128-145

Volmerg, Ute: Identität und Arbeitserfahrung, Frankfurt/M. 1978

dies., Zum Verhältnis von Produktion und Sozialisation am Beispiel industrieller Lohnarbeit, in: Leithäuser, Thomas u.a. (Hrsg.), Produktion, Arbeit, Sozialisation, Frankfurt/M., 1976

Volz: Beiträge zur Geschichte der Leinwandfabrikation in Württemberg, in: Württembergische Jahrbücher (1854), S. 148ff.

Walther, P.: Schwäbische Volkskunde, Leipzig 1929

Wasmund, Klaus: Jugend und Wertwandel in modernen Industriegesellschaften, in: Wasmund, Klaus (Hrsg.), Jugendliche - Neue Bewußtseinsformen und politische Verhaltensweisen, Stuttgart 1982

Weis, Erich, Mattutat, Heinrich: Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache, I Französisch-Deutsch, Stuttgart 1970

Wehling, Hans-Georg: Dorfpolitik, Berlin 1978

Weltz, F., Diezinger, A. u.a.: Junge Frauen zwischen Beruf und Familie, Frankfurt/M./New York 1979

Wiest, Lene: Die Gewerbeförderung in Württemberg und Hohenzollern vor dem 1. Weltkrieg, Diss (masch.schr.) Tübingen 1958

Willis, Paul: Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeitschule, Frankfurt/M. 1979

ders.: "Profane Culture". Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur, Frankfurt/M. 1981

Wittfogel, Karl A.: Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Wien 1924

Woll, B.: Die Wirk- und Strickwarenindustrie Baden-Württembergs, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde Baden-Württembergs, 4. Heft 1958, S. 153ff.

Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte, 7./8. Bd. (1971/2), 14. Bd. (1978), 18. Bd. (1982)

Ziegler, Uwe, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialstruktur Hohenzollern im 19. Jahrhundert (= Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns Band 13), Sigmaringen 1976

Ziehe, Thomas: Pubertät und Narzißmus, Frankfurt/M. 1975

ders.: Stubenrauch Herbert, Plädoyer für ungewöhnliches Lernen, Reinbek 1982

ders.: Zur gegenwärtigen Motivationskrise Jugendlicher, in: Wasmund, Klaus (hrsg.): Jugendliche - Neue Bewußtseinsformen und politische Verhaltensweisen, Stuttgart 1982

Zinnecker, Jürgen: Jugendliche Subkulturen, in: Zeitschrift für Pädagogik, 27. Jg. 1981 Nr. 3, S. 421-440

ders.: Jugend '81: Porträt einer Generation, in: Jugend '81 (s. dort), S. 80-122

Der Zoller (katholische Tageszeitung) Jahrgänge 1926, 1928, 1930, 1932, 1933

Der Zollernalbkreis (Hrsg. Lazi Erhard), Stuttgart/Aalen 1979

Lebenslauf

11. 6.1952	geboren in Wolfach/Schwarzwald Vater: Heinrich Stein, Gewerbeschulrat Mutter: Amalie Stein, geborene Schmider, Hausfrau
1959 - 1963	Grundschule Wolfach
1963 - 1971	Gymnasium Hausach Abitur
1971 - 1972	5 Monate Wehrdienst 10 Monate Ziviler Ersatzdienst im Epilepsie-zentrum Kehl - Kork
WS 1972/73 - SS 1973	Studium der Pädagogik und Soziologie an der Universität Freiburg/Breisgau
ab WS 1973/74	Studium der Sozialpädagogik (Hauptfach), Soziologie und Psychologie (Nebenfächer) an der Universität Tübingen
1976 - 1977	5 Monate Praktikum im Jugendamt der Stadt Stuttgart (Jugendhilfeplanung)
1977 - 1979	Mitarbeit in der Forschungsgruppe Jugendhilfe-planung im Zollern-Alb-Kreis
10. 7.1980	Diplomprüfung für Pädagogen
1980 - 1984	Promotion in der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen (bei Prof. Dr. Hans Thiersch)
1980 - 1983	Promotionsstipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
19.12.1984	Mündliche Doktorprüfung Fach Erziehungswissenschaft